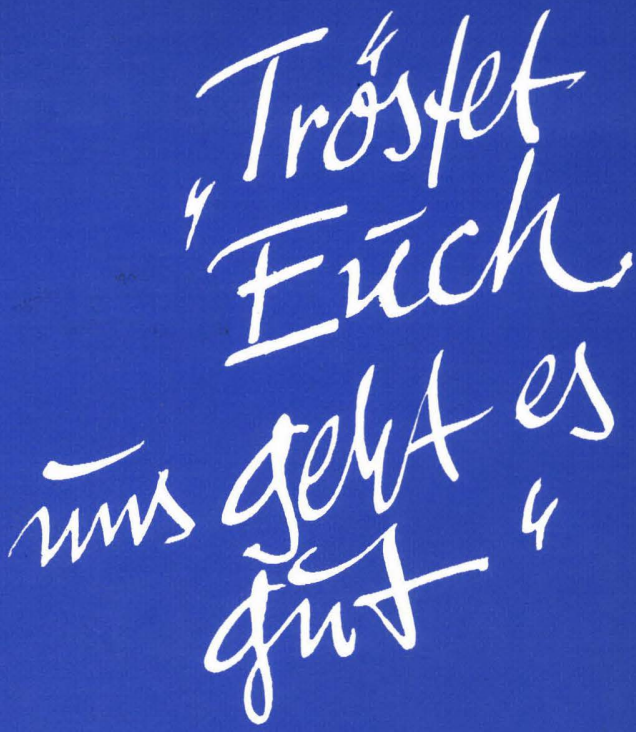


Theodor Rothschild

ein jüdischer Pädagoge zwischen Achtung und Ächtung

Theodor Rothschild

ein jüdischer Pädagoge zwischen Achtung und Ächtung

mit Beiträgen von

Claudia Schroth

Helga Jud-Krepper

Joachim Hahn

Otto Borst

C.-Jetti Fern-Wollach

Thomas Schild

Evelyn Lattewitz

Herausgeber:

Kulturreferat der Stadt Esslingen am Neckar

Stadtmuseum Esslingen am Neckar

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2026

Theodor Rothschild –
ein jüdischer Pädagoge zwischen Achtung und Ächtung

Herausgeber: Kulturreferat der Stadt Esslingen am Neckar und
Stadtmuseum Esslingen am Neckar

Redaktion: Jürgen Genuneit, Stuttgart
Layout: Siegfried Driess, Plochingen
Umschlag: Georg Koschinski, Esslingen am Neckar

Plochingen 1998
© Das Copyright der Artikel liegt bei den Autorinnen und Autoren.

Gesamtherstellung: HERBA-Druck, Plochingen

Bezugsquelle: HERBA-Druck + Verlag GmbH, Postfach 1168,
D-73201 Plochingen, Tel.: 07153/27154, Fax: 07153/73765

ISBN 3-87330-109-1

Theodor Rothschild – ein jüdischer Pädagoge

Inhalt

Hans Georg Hirsch
Zum Geleit. 6

Jürgen Genuneit
Vorwort 9

Joachim Hahn
Zur Geschichte des israelitischen Waisenhauses „Wilhelmspflege“
in Esslingen – ein Überblick. 13

Claudia Schroth
Theodor Rothschild – ein bedrängtes Leben in schwerer Zeit. 37

Briefe von Waisenhauskindern an Rosi Schul. 124

Otto Borst
„Wir sind unverbesserliche Idealisten“. 130

Schulbericht 1926/27. 137

Helga Jud-Krepper
Unsere Kinder, unsere Lehrer.. 141

Chaja-Jetti Fern-Wollach
Der Glaube im Leben Theodor Rothschilds. 191

Thomas Schild
Theodor Rothschild, das Waisenhaus und die Esslinger Synagoge 195

Evelyn Lattewitz
„Gestern war ich bei Tante Lina....“ 219

Glossar 225

Autorinnen und Autoren. 229

Bildnachweis/Nachtrag. 231

Hans George Hirsch

Zum Geleit

Theodor Rothschild, im Jahr 1876 in Buttenhausen auf der schwäbischen Alb als Sproß einer altansässigen Familie geboren, übernahm als blutjunger Lehrer im Jahr 1900 die Leitung des Waisenhauses „Wilhelmspflege" in Esslingen. Vierzig Jahre lang, bis zum bitteren Ende, wirkte er als Waisenvater der württembergischen Judenheit. Seine ausstrahlende, tiefe Frömmigkeit und seine Heimatliebe hat er nicht nur seinen Zöglingen eingeprägt, sondern auch Außenstehenden wie mir übermittelt. Sein Einfluß lebt fort.

Trotz seiner Hingabe an das Amt des Waisenvaters fand er Zeit, als pädagogischer und Jugendschriftsteller zu wirken, den „Verein israelitischer Lehrer und Vorsänger" in Württemberg jahrzehntelang zu leiten, einige Zeit dem „Landesverband der jüdischen Jugendverbände Württembergs" vorzustehen und in schwerster Zeit, ab 1936, als Mitglied des israelitischen Oberrats tätig zu sein. Seine Hoffnung, der zur Hölle gewordenen Heimat in die Freiheit Amerikas zu entfliehen und hierzulande neu aufzubauen, ließ sich nicht verwirklichen. Er wurde ins Konzentrationslager Theresienstadt verschleppt und erlitt dort, unterernährt und krank, an der Schwelle des Alters, im Jahr 1944 den Tod.

Die heutigen Esslinger, die sein Andenken bewahren, ehren mit diesem Gedenken sich selbst.

Es sei in diesem Geleitwort dreier Männer gedacht, die Theodor Rothschild die organisatorische Stütze boten, ohne die er sein Erziehungswerk nicht hätte vollbringen können:

(1) Ludwig Stern: Der sowohl als Richter wie auch als aktives und führendes Mitglied der jüdischen Gemeinde Stuttgart hochgeachtete und verdienstvolle Landgerichtsdirektor Dr. Ludwig Stern leitete den „Verein Israelitische Waisen- und Erziehungsanstalt Wilhelmspflege" von 1907 bis 1934.

(2) Alfred Schweizer: Ludwig Sterns Nachfolger war mein Onkel, der Stuttgarter Rechtsanwalt und Notar Dr. Alfred Schweizer. Nach seiner Festnahme und körperlichen Mißhandlung in der sogenannten „Kristall-

nacht“ und zweiwöchiger Haft im Konzentrationslager Welzheim reiste der Unerschrockene, unmittelbar nach seiner Freilassung, nach Berlin und erreichte im Hauptquartier der Geheimen Staatspolizei die Rückgabe des während der „Kristallnacht“ von den Nationalsozialisten besetzten Waisenhauses. Wenige Monate später gelang dem erneut mit Verhaftung Bedrohten die Flucht. Er starb betagt in New York.

(3) Louis Hirsch: Mein um die württembergische Judenheit hochverdienter Großvater Louis Hirsch, in späteren Jahren israelitischer Oberkirchenvorsteher und dann Vizepräsident des israelitischen Oberrats, war im Jahr 1903 vom Stuttgarter Gemeinderat zum Waisenpfleger berufen worden. Dieses Ehrenamt führte im folgenden Jahr zu seiner Wahl in den Ausschuß des Waisenhaus-Vereins, dem er bis zum bitteren Ende, ab 1934 als Ehren-Ausschußmitglied, angehörte. Er war es, der die Anregung zum Bau des im Jahr 1914 eingeweihten Waisenhausgebäudes, des jetzigen Theodor-Rothschild-Hauses gab, und er wirkte als einer der beiden Vorsitzenden des Baukomitees.

Theodor Rothschild lebt fort in seinem Enkel Ismar Schorsch. Als Kanzler des Jüdisch-Theologischen Seminars in New York ist dieser eine der führenden Persönlichkeiten des Judentums im ausgehenden 20. Jahrhundert.

Bethesda, Maryland, U.S.A.
im Juni 1998



Dr. Hans George Hirsch

geboren in Stuttgart 1916,
Träger der Bürgermedaille
der Landeshauptstadt Stuttgart



Theodor Rothschild

Jürgen Genuneit

Vorwort

„Tröstet Euch, uns geht es gut", lautet der Wahlspruch, den wir diesem Buch vorangestellt haben. „Tröstet tröstet mein Volk, spricht euer Gott", so beginnt der vierzigste Abschnitt des Buches Jeschajahu (Jesaja) in der Übersetzung von Martin Buber und Franz Rosenzweig. „Ihr braucht Euch keine Sorgen zu machen, es geht uns gut." In dieser oder ähnlicher Form versucht Theodor Rothschild in den Briefen an seine emigrierten Kinder, diese zu trösten (vgl. Brief vom 6.9.1939), ihre und vielleicht auch seine eigenen Sorgen zu vertreiben. Die Collage aus Jeschajahu 40.1 und der Briefstelle Theodor Rothschilds haben wir bewußt diesem Buch vorangestellt, denn sie bildet unserer Meinung nach das Leitmotiv, das Theodor Rothschilds Leben in den Jahren des Nationalsozialismus bestimmt hat, in denen er den Umschwung von Achtung zu Ächtung – es sind nur zwei Punkte über dem A, die diese schwerwiegende Veränderung markieren – erleben und ertragen mußte.

Das Geleitwort zu diesem Buch hat Hans George Hirsch geschrieben. Sein Großvater Louis Hirsch hatte vor dem Ersten Weltkrieg die Anregungen zum Neubau des israelitischen Waisenhauses „Wilhelmspflege" in Esslingen, der Wirkungsstätte Theodor Rothschilds, gegeben.

Joachim Hahn, seit langen Jahren mit der Erforschung der Geschichte der Juden in Baden-Württemberg verbunden, gibt in seinem einleitenden Beitrag einen fundierten Überblick über die Vorgeschichte des jüdischen Waisenhausgedankens, die Gründung und die Geschichte der „Wilhelmspflege" in Esslingen.

Im Anschluß daran zeichnet Claudia Schroth, die über ihr Forschungsinteresse fast zur Historikerin geworden ist, das „bedrängte Leben" Theodor Rothschilds, seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, seiner Verwandten und Bekannten „in schwerer Zeit" nach. Es gelingt ihr, ein anschauliches Bild Theodor Rothschilds und seines Umfelds zu zeigen, Personen, die ihn begleitet haben, der Vergessenheit zu entreißen und ihr Schicksal der Gegenwart zu erhalten. Dabei kann sie sich auf neue Quellen stützen, wie unter anderem auf die Briefe Theodor Rothschilds, die er zwischen Juli 1938 und November 1941 an seine Kinder geschrie-

ben und deren Herausgabe sie mit vorbereitet hat, auf die Tagebuchaufzeichnungen von Rosi Schul – einer Mitarbeiterin Theodor Rothschilds – über ihre Abschiebung nach Polen Ende Oktober 1938, auf Briefe Theodor Rothschilds an Rosi Schul im November 1938 und auf Theodor Rothschilds „Denkschrift" zur „Erhaltung und Ausbau der Tradition" der „Wilhelmspflege" in den USA (September 1938), Dokumente, die – mit Ausnahme von Theodor Rothschilds Briefen an seine Kinder – hier erstmals veröffentlicht werden. Briefe von Waisenhauskindern an Rosi Schul vom März 1939, hier ebenfalls zum ersten Mal publiziert, ergänzen den beeindruckenden Beitrag von Claudia Schroth.

Otto Borst, emeritierter Professor für Landesgeschichte der Universität Stuttgart, untersucht im Anschluß an Claudia Schroths Beitrag Inhalte, Stil und Sprache der Briefe Theodor Rothschilds an seine Kinder. Er zeichnet Theodor Rothschild als gläubigen schwäbischen „Landsmann", vergleicht ihn mit Dietrich Bonhoeffer, Sophie und Hans Scholl und zeigt eindringlich, welche „Stimmungen" Theodor Rothschild zur Fehleinschätzung der gnadenlosen Haltung der Nationalsozialisten verleitet haben.

Helga Jud-Krepper, Dozentin im erziehungswissenschaftlichen Bereich an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg, die die Briefe Theodor Rothschilds an seine Kinder zum großen Teil transkribiert hat, geht in ihrem kenntnisreichen Beitrag den pädagogischen Vorstellungen Theodor Rothschilds und ihrer Entwicklung nach. Dabei erschließt sie bisher nicht ausgewertete Quellen, zum Beispiel Artikel von und über Theodor Rothschild in der „Gemeinde-Zeitung für die israelitischen Gemeinden Württembergs", die zwischen 1924 und 1938 erschien. Helga Jud-Krepper weist eine enge pädagogische Zusammenarbeit und Übereinstimmung zwischen Theodor Rothschild und seinem Schwiegersohn Dr. Emil Schorsch nach. Ihr gelingt es, die pädagogischen Vorstellungen Theodor Rothschilds in die pädagogischen Strömungen seiner Zeit einzuordnen und zu zeigen, wie sich seine Leitgedanken unter dem Druck der sich zuspitzenden politischen Ereignisse verändert haben.

Chaja-Jetti Fern-Wollach, in Tel Aviv aufgewachsen, in Stuttgart in der Erwachsenenbildung tätig, beschäftigt sich in ihrem Beitrag einfühlsam mit dem Glauben im Leben Theodor Rothschilds und kommt dabei zu

dem Schluß, daß Theodor Rothschild ein traditionsbewußter, tiefgläubiger Jude war, der seinen Glauben zu jeder Zeit gelebt hat.

Thomas Schild, Gymnasiallehrer in Esslingen, stellt in seinem vielschichtigen Beitrag einen Zusammenhang her zwischen der Stellung der Kinder und Waisen in der jüdischen Religion, der Waisenhauspädagogik in der „Wilhelmspflege" und der inneren Gestaltung der Esslinger Synagoge. Er ermöglicht aus dieser Perspektive tiefergehende Einblicke in die jüdische Glaubenswelt.

Den Schluß des Buches bildet ein Interview der Journalistin Evelyn Lattewitz mit Claudia Schroth. Dieser Beitrag läßt den Hintergrund erkennen, der zum Entstehen dieses Buches geführt hat. Das Interview zeigt, mit wieviel Engagement und persönlichem Einsatz noch heute Menschen bereit sind, Geschichte, die sie betroffen macht, aufzuarbeiten.

„Wer sich mit dem Leben von Theodor Rothschild – wie es sich in seinen Schriften und Briefen widerspiegelt – beschäftigt, kommt nicht mehr von ihm los", heißt es in dem Beitrag von Jetti Fern. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dieses Buches haben dies an sich selbst gespürt. Sie hoffen, daß es den Leserinnen und Lesern ähnlich geht.

Dieses Buch wäre nicht entstanden ohne die Hilfe und dem Zuspruch vieler Menschen und Einrichtungen. Wir möchten ihnen hiermit allen danken. Dank gilt dem Kulturreferat der Stadt Esslingen am Neckar und dem Stadtmuseum Esslingen am Neckar dafür, daß sie ohne Zögern die Herausgabe dieses Buches übernommen haben; Dank gilt aber auch denen, die dieses Buch finanziell gefördert haben, wie die Kreissparkasse Esslingen-Nürtingen und der Rotary-Club Esslingen. Danken möchten wir auch Siegfried Driess, dem Inhaber des HERBA-Verlags, der sich für das Erscheinen dieses Buches sehr engagiert hat.



Theodor Rothschild und Lehrer Fritz Samuel im Kreise ihrer Zöglinge

Joachim Hahn

Zur Geschichte des israelitischen Waisenhauses „Wilhelmspflege“ in Esslingen – ein Überblick

Die Juden in Württemberg und insbesondere in Esslingen zu Beginn des 19. Jahrhunderts

Im Zusammenhang mit den politischen Veränderungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts kam zum bisherigen Herzogtum Württemberg eine große Zahl von geistlichen und weltlichen Herrschaftsgebieten, in denen teilweise seit mehreren Jahrhunderten jüdische Gemeinden bestanden. Darunter waren Orte wie Jebenhausen bei Göppingen, Wankheim bei Tübingen, Rexingen und andere Orte in der Umgebung von Horb, Buttenhausen auf der Schwäbischen Alb, Hochberg, Aldingen und Freudental im Bereich von Ludwigsburg sowie etliche andere Gemeinden im Unterland, im hohenlohischen Bereich, auf der Ostalb oder in Oberschwaben. Insgesamt waren dies etwa 60 bis 70 Orte mit einem teilweise hohen jüdischen Bevölkerungsanteil.

Nachdem diese Orte zu Württemberg gekommen waren, suchte die staatliche Gesetzgebung, die Verhältnisse der Israeliten im Königreich neu zu ordnen, zu vereinheitlichen, im Verlauf der Jahrzehnte zu liberalisieren und denen der Christen anzugleichen. Nach 1860 war schließlich die von jüdischer Seite lang ersehnte bürgerliche Gleichstellung der jüdischen Untertanen mit den christlichen erreicht.

Die ehemalige Reichsstadt Esslingen nahm in diesem Prozeß der Veränderungen der rechtlichen Situation eine ganz besondere Rolle ein. Denn hier hatte der württembergische König Friedrich schon 1806 die Aufnahme mehrerer jüdischer Familien aus Wankheim und die Gründung einer neuen jüdischen Gemeinde mit eigenen Einrichtungen wie Synagoge und Friedhof gestattet. Dies war in dieser Weise in den anderen bisherigen Reichsstädten oder den altwürttembergischen Landstädten sonst noch nicht möglich; selbst in Stuttgart kam es erst 1834 zur Gründung einer jüdischen Gemeinde. In Esslingen wurden bis um 1820 etliche weitere jüdische Familien aufgenommen, zunächst noch unter heftigem Protest der alteingesessenen Kaufleute und des städtischen Magistrats. Dieser sorgte dafür, daß die Esslinger jüdische Gemeinde in den folgen-

den Jahren nur noch langsam wuchs. Durch die Öffnung Stuttgarts im Blick auf den Zuzug jüdischer Familien stagnierte die Zahl der Juden in Esslingen alsbald und betrug in den kommenden Jahrzehnten und bis nach 1933 immer nur zwischen 100 und 150 jüdische Einwohner, ohne die Kinder des Waisenhauses.

Dennoch hatte Esslingen mit seiner relativ kleinen jüdischen Gemeinde für das württembergische Judentum eine ganz besondere Bedeutung. Zum einen wurden am evangelischen Lehrerseminar seit 1821 auch die israelitischen Lehrer und Vorsänger für ganz Württemberg ausgebildet, zum anderen kam es 1841/42 zur Gründung eines israelitischen Waisenhauses.

Die Zeitumstände, die zur Gründung eines israelitischen Waisenvereines führten

Die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts waren für weite Teile der Bevölkerung eine sehr notvolle Zeit. Die Auswirkungen der Kriegsjahre um 1800, mehrere Mißernten in Folge (insbesondere 1816 und 1817) brachten Hunger, Teuerung und Verwahrlosung mit sich. Doch wurde dies zugleich eine Zeit, in der auf Grund der schwierigen Situation vielerorts Anstalten für Hilfsbedürftige gegründet wurden. In Süddeutschland wurde die Armenschullehrer- und Kinderrettungsanstalt Beuggen bei Basel, die durch Christian Heinrich Zeller 1820 gegründet worden war, Vorbild für viele andere Einrichtungen. Da die Not in vielen jüdischen Familien auf dem Land noch viel größer war als in christlichen Familien, sind gerade auch von jüdischer Seite aus sehr bald Überlegungen angestellt worden, wie dem Elend unter den eigenen Kindern abgeholfen werden könnte.

1830 forderte der jüdische Buchhändler in Ellwangen Isak Heß (1789-1866) öffentlich dazu auf, die Juden Württembergs sollten eine Einrichtung schaffen, die sich der hilfsbedürftigen jüdischen Kinder annehme und für ihre geordnete Erziehung sorge. Schon Jahre zuvor hatte sich Heß unermüdlich um die kulturelle Hebung der württembergischen Juden bemüht. Ihm gelang es, für seine Gedanken einflußreiche Männer und Frauen zu gewinnen. Auf Grund des durchweg positiven Echos auf seine Bemühungen konnte Heß im April 1831 einen provisorischen Ausschuß zusammenrufen für den – wie die allererste Bezeichnung lau-

tete – „Verein zu einer Versorgungsanstalt für israelitische arme Waisen und verwahrloste Kinder". Dem Ausschuß gehörten zehn Männer an, die einen Vorstand bildeten und die Aufgaben des Sekretärs und des Kassiers unter sich bestimmten. Alle arbeiteten unentgeltlich mit. Von seiten des Königs erfuhr der Verein wenig später eine kräftige finanzielle Unterstützung: Noch 1831 ließ er dem Verein 300 Gulden zukommen. Der von Heß zusammengerufene Ausschuß arbeitete die Vereinsstatuten aus, die vom Königlichen Ministerium kurz darauf genehmigt wurden. Als Zweck des Vereins wurde die Gründung einer Versorgungsanstalt für jüdische Waisenkinder festgelegt. Das Aufnahmealter sollte zwischen sechs bis elf Jahren liegen. Die Kinder sollten vorerst auf Kosten des Vereins zur Verpflegung auf das Land verteilt und insbesondere bei israelitischen Lehrern an Orten mit Rabbinatssitz und guter Schule untergebracht werden.

Am 27. September 1831, dem Geburtstag König Wilhelms I., wurden die ersten acht Waisen aufgenommen, denen schon im nächsten Jahr sieben weitere folgten. Insgesamt wurden in den ersten zehn Jahren, in denen der Verein eine offene Waisenpflege – also noch ohne Waisenhaus – übte, insgesamt 55 Zöglinge – Knaben wie Mädchen – aufgenommen und fast durchweg in jüdische Lehrerfamilien in mehreren Landgemeinden zur Erziehung und Pflege gegeben.

Aus welch verwahrlosten Zuständen die Kinder teilweise gekommen sind, wird aus einem Bericht von 1832 über zwei im Jahr zuvor aufgenommene Geschwister Augsburger aus Unterschwandorf (bei Nagold) deutlich: „Ihr Zustand ist jetzt, nach Ablauf eines Jahres, noch von der Art, daß es zweifelhaft ist, ob sie je ihre Altersgenossen einholen werden. Um diese Besorgnisse wahr zu finden, muß man den Zustand kennen, in welchem sie zu ihren Pflegeeltern kamen, muß wissen, daß in Folge früherer Vernachlässigung Geist und Körper beinahe in einen untätigen Zustand verfielen, sodaß sie wegen ihrer starren Glieder längere Zeit an- und ausgekleidet werden mußten. In dem Grade waren sie an Entbehrungen gewöhnt, daß sie die Nächte am liebsten auf dem harten Boden zubrachten. Ihre Sprache waren unverständliche Töne: der jüngere, siebenjährige Knabe brachte nur einige unartikulierte Laute hervor, mit denen er alle seine Vorstellungen und Empfindungen anzudeuten versuchte. Ihre Sinnesorgane schienen ihre Verrichtungen beinahe verlernt zu haben; beide Knaben zeigten eine Unbekanntschaft mit den gemeinsten und alltäglichsten Gegenständen der Natur. Die schöneren Gefühle

waren ihnen fremd, als Brüder kannten sie einander nicht und von dem, was über der Erde und über allen Welten ist, vermochte ihre Seele nichts zu ahnen."[1] Drei Jahre später hieß es im Jahresbericht über dieselben Kinder: „Die bei ihrer Aufnahme an Leib und Seele siechen und verkrüppelten, beinahe bis zum Kretinismus herabgesunkenen Geschwister Augsburger erkennen Sie aus den Berichten nicht mehr. Ein ganz anderer Geist belebt diese Kinder, und Kräfte sind aufgeweckt worden, die vorher in tiefem Schlummer gelegen hatten. Zwar wird der letzte Rest der früheren, fürchterlichen Verwahrlosung, eine unheilbare Schwäche der Sinnesorgane sie bis ins Grab begleiten. Aber wegen ihrer Zukunft dürfen wir doch nicht in dem Maße besorgt sein, und es ist zu hoffen, daß sie noch zu guten Menschen, und vielleicht auch zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft werden erzogen werden können. Auch hier hat Gott unser Wirken reicher gesegnet, als wir es zu hoffen wagen durften."[2]

Mit dem 14. Lebensjahr endete gewöhnlich die Pflegezeit der Kinder in den Familien. 1837 konnte die erfreuliche Mitteilung gemacht werden, daß inzwischen zahlreiche ehemals vernachlässigte Kinder aus dem Verein entlassen werden konnten. Etliche der Jungen hatten inzwischen sogar ein Handwerk erlernt, einige der Mädchen hatten Dienststellen in Familien angetreten. Einer der aufgenommenen Jungen hatte sogar ein Studium in Tübingen begonnen.

Die Gründung des israelitischen Waisenhauses „Wilhelmspflege" in Esslingen 1841/42

Von vornherein war die Aufnahme und Pflege der Bedürftigen in einzelnen Familien als Vorstufe zur Gründung eines Waisenhauses gedacht, doch mußten hierfür erst in jahrelangen Bemühungen die notwendigen Gelder gesammelt werden. Am 4. Oktober 1840 wurde das zehnjährige Bestehen des „Vereins zur Versorgung armer israelitischer Waisen und verwahrloster Kinder" mit einer Feier im großen Saal des Oberen Museums in Stuttgart begangen. Vereinsvorstand Dr. Samuel Dreifuß (1804-1853) forderte im Zusammenhang damit die Israeliten des Landes auf, eine Sammlung zu veranstalten, die dem Erwerb eines Hauses für die geschlossene Waisenpflege zukommen sollte. Der Erfolg der Sammlung

[1] Reden- und Rechenschaftsbericht, 27.9.1832, S.5.
[2] Rechenschaftsbericht, 27./29.9.1835, S.5.

führte dazu, daß der Verein im Sommer 1841 in Esslingen „am Entengraben" ein Haus erwerben konnte, das für diesen Zweck sehr geeignet erschien. Es handelte sich um ein 1709 erbautes Gebäude, das ursprünglich im Besitz adliger Familien war. Die Kosten für die Erwerbung, Herrichtung und Einrichtung des Hauses beliefen sich auf 14800 Gulden. Am 30. Oktober 1842 wurde das neue Waisenhaus, welches mit Genehmigung des Königs „Wilhelmspflege" genannt werden durfte, feierlich eingeweiht und mit 26 Zöglingen belegt.
Esslingen wurde damit zur fünften Stadt in Deutschland, die ein jüdisches Waisenhaus besaß. 1763 war in Fürth ein erstes gegründet worden; es folgten 1766 Hamburg, 1789 Berlin und 1805 Breslau.

Zur Geschichte der „Wilhelmspflege" unter Hausvater Leopold Liebmann (1842 bis 1873)

Zum ersten Hausvater wurde der seit 1825 an der israelitischen Volksschule Esslingens unterrichtende Leopold Liebmann (1805-1893) gewählt. Er war nach einer zeitgenössischen Charakteristik „ein Mann von reichem Wissen, zähem Fleiß, erprobter Unterrichtsgabe und angeborenem Sinn für die Behandlung schwer erziehbarer Kinder."[1]

Von vornherein sollte das Waisenhaus in Esslingen eng mit der dortigen israelitischen Gemeinde verbunden sein. Daher bat der Waisenhausverein das Evangelische Konsistorium, ihm die Errichtung einer eigenen israelitischen Waisenschule in Esslingen sowie die Verbindung dieser Schule mit der israelitischen Gemeinde in der Stadt zu gestatten. Auf Grund dieser Verbindung ergaben sich dann auch die Aufgaben Liebmanns, die in seinem Anstellungsvertrag festgelegt wurden: Liebmann sollte demnach zwar seine ganze Zeit und Tätigkeit der Anstalt und den Pfleglingen widmen, aber zugleich den ihm vom Staat übertragenen Unterricht im Lehrerseminar weiterführen, als Vorsänger der Gemeinde jeden Sabbat eine deutsche Predigt in der Synagoge halten und die Geschäfte des israelitischen Vorsteheramts in Esslingen besorgen. Eine Entlastung von zahlreichen bisherigen Aufgaben gab es jedoch alsbald durch die Anstellung eines eigenen Lehrers, Vorbeters und Schächters für die Stadtgemeinde.

[1] Festschrift 1931, S.21.



Das frühere Waisenhaus in der Entengrabenstraße

Zur weiterenUnterstützung des Waisenhausvaters wurden ein zweiter Lehrer und eine Aufseherin angestellt. Der zweite Lehrer war gewöhnlich ein Seminarist unmittelbar nach Abschluß seiner Prüfungen am Lehrerseminar. Seine Hauptaufgabe war, die Jungen außerhalb der Schulzeit mit Rat und Tat zu begleiten. Man wohnte und schlief auch in gemeinsamen Räumen. Der Hilfslehrer erhielt freie Wohnung und Verpflegung, dazu freies Licht, Brennholz und Kleidung sowie ein Jahresgehalt von 80 Gulden.

Ein entsprechender Dienstvertrag im Blick auf die Aufsicht der Mädchen wurde mit einer Aufseherin abgeschlossen. Neben dem Unterricht in Stricken, Spinnen und Nähen mußte sie die ihr Anbefohlenen zur Herstellung, Reinigung und Instandsetzung der Wäsche und Kleidungsstücke aller Zöglinge anleiten. Sie erhielt als Entlohnung gleichfalls freie Wohnung und Verpflegung, Licht, Brennholz und Wäsche. Ihr Jahresgehalt betrug 100 Gulden, zusätzlich erhielt sie für die Anfertigung von Kleidern 10 Gulden jährlich.

Nach den überlieferten Berichten sah Leopold Liebmann seine Hauptaufgabe darin, den Kindern eine gute schulische Bildung verbunden mit einer strengen Erziehung zu geben. Seine Schule gehörte auch bald zu den besten israelitischen Schulen in Württemberg. Eine Fremdsprache (Englisch oder Französisch) konnte von den Schülern gelernt werden; die Realfächer kamen ebenfalls nicht zu kurz. Leopold Liebmann wollte keine „Vielwisser" heranbilden, jedoch seinen Schülern mit einer soliden Schulbildung eine wertvolle Grundlage für ihr weiteres Leben verschaffen. Vom zweiten Lehrer und der Aufseherin wurden die Zöglinge überwacht; dazu haten die beiden täglich über die Kinder in einem Rapportbuch zu berichten und zwar über den Befund des Körpers, der Kleidung, der Schuhe, des Bettes, über das Verhalten bei Tisch, beim Baden und Turnen.

Die Tageseinteilung eines Werktages war unter Leopold Liebmann folgende: Unterricht wurde von 7 bis 12 Uhr und nachmittags von 13 bis 15 Uhr erteilt; anschließend waren von 15 bis 16 Uhr Schulaufgaben zu erledigen; hierauf folgte bis 18 Uhr Arbeit im Holzstall, danach von 18 bis 19 Uhr Vorbereitung für die Fremdsprache, von 19.30 bis 20 Uhr Turnen. Trotz dieses strengen Zeitplanes hat Liebmann mit den Kindern auch vieles unternommen. Spaziergänge, größere Ausflüge, Anschauungsunterricht in freier Natur fanden regelmäßig statt; hin und wieder

stand sogar der Besuch eines Manövers, des Jahrmarktes oder des Cannstatter Volksfestes auf dem Programm.

Das religiöse Leben bewegte sich unter Leopold Liebmann ganz nach den Vorschriften der jüdischen Religion „im Geist echter Frömmigkeit."[1] Am Sabbat hielt er in der Synagoge eine Predigt. Am Sonntag hatten die Kinder den Inhalt der Predigt aus dem Gedächtnis niederzuschreiben. Bei den häuslichen Andachten verwendete er vielfach Gebete in deutscher Sprache.

Die Arbeit im Waisenhaus und die Entwicklung der Zöglinge wurden von dem in Stuttgart tätigen Waisenhausverein intensiv begleitet und beobachtet. Vorstand des Vereins war bis 1853 der Stuttgarter Arzt Dr. Samuel Dreifuß. Seine jährlich vorgetragenen Berichte zeugen von seiner großen Liebe und Verbundenheit mit dem Waisenhaus. Unermüdlich schrieb er Gemeinden und Privatleute mit der Bitte um Spenden an. Tatsächlich hat die „Wilhelmspflege" auf eine große Spendenbereitschaft von seiten der württembergischen Juden und darüber hinaus bauen können. Nach dem Tod von Dr. Samuel Dreifuß übernahm seine Stelle Hofrat Adolf Levi (1820-1883). 30 Jahre lang war er Vereinsvorstand und hat dies als Hauptaufgabe seines Lebens verstanden.

Zur Geschichte der „Wilhelmspflege" unter Hausvater Leopold Stern (1873 bis 1899)

Unter Leopold Liebmanns Nachfolger Leopold Stern (1845-1899) waren insgesamt über 200 Kinder in der „Wilhelmspflege". Etwa acht Zöglinge wurden pro Jahr aufgenommen; insgesamt war das Haus mit 40 und mehr Kindern belegt. Nach einer Zusammenstellung sind von den Jungen später viele Kaufleute geworden, zehn wurden Bäcker und Konditor, drei Mechaniker, zwei Uhrmacher, zwei Schuhmacher, je einer Gerber, Goldarbeiter und Xylograph. Die Mädchen wurden Hausangestellte, Näherinnen, kamen aber auch damals schon in kaufmännische Berufe[2].

Der Erziehungsstil in der „Wilhelmspflege" hat sich unter Leopold Stern grundlegend verändert. Nicht nur Unterricht und Beaufsichtigung der Kinder standen an erster Stelle, vielmehr sollte das Heim einem Zögling

[1] Festschrift 1931, S. 23.
[2] Gemeinde-Zeitung vom 1.10.1931, S.145

möglichst weitgehend das verlorene Elternhaus ersetzen. Leopold Stern führte dazu die Tischgemeinschaft mit den Kindern ein; seine Frau übernahm die Rolle einer Hausmutter. Sterns eigene fünf Kinder saßen an demselben Tisch wie die Zöglinge und wurden mit ihnen in Unterricht und Freizeit gemeinsam erzogen. Die Erziehung war von wesentlich größerer Freiheit geprägt. Die Kinder erhielten nicht nur Wohnung, Verpflegung und Unterricht, sondern insgesamt mehr Eigenverantwortlichkeit.

Der neue Erziehungsstil läßt sich auch am Tagesablauf der Zöglinge feststellen. Nach dem Mittagessen hatten sie nun zwei Stunden Freizeit; auch nach dem Abendessen fiel jede Arbeit und Unterweisung weg. Die Kinder sollten auch Zeiten haben, in denen sie sich selbst gehörten und die sie nach eigenem Wunsch ausfüllen konnten. Sie sollten in solchen Stunden das Gefühl haben, selbst zu bestimmen, womit sie sich beschäftigen wollten. Besonders die Sabbate und die Sonntagnachmittage wurden zu ruhiger Selbstentfaltung freigegeben. Trotz dieser Prioritätenverschiebung kam bei Leopold Stern der Unterricht nicht zu kurz. Mit großer Mühe hat er für alle Fächer, insbesondere Geschichte, Geographie, Naturkunde, geometrisches und Freihandzeichnen, eigene Lehrpläne geschaffen, die er am Leben zu orientieren suchte.

Im Gebäude der „Wilhelmspflege" in der Entengrabenstraße herrschte in den ersten Jahrzehnten oft eine notvolle Enge. Kranke Kinder konnten nicht in ein Krankenzimmer gebracht werden, sondern mußten mit den anderen im gleichen Schlafsaal bleiben; im Haus war auch keine Badegelegenheit vorhanden. Einen Betsaal gab es gleichfalls nicht; die Andachten wurden im Schulraum gehalten. Nach langwierigen Verhandlungen mit dem Ausschuß des Vereins erhielt Leopold Stern die Genehmigung für einen gründlichen Umbau. Im Zuge der Ausführung seiner Pläne 1880/81 wurde der dritte Stock des Gebäudes, der bisher nur im Mittelbau vorhanden war, vollständig ausgebaut und somit Platz für 15 weitere Zöglinge, für einen Betsaal und einen Baderaum gewonnen. Der Abschluß der Bauarbeiten und das 50jährige Bestehen des Vereins konnten am 30. Oktober 1881 zusammen gefeiert werden.

Zur Tätigkeit des Waisenhausvereines: Nach dem Tod Adolf Levis folgte von 1883 bis 1907 im Vorstand des Vereins Oberkirchenvorsteher Moritz Heymann Goldschmidt (1838-1923). Ihn zeichneten nach einer Charakteristik aus: eine „vornehme, edle Gesinnung, eine wohltuende Ruhe

und Würde und das beste Wollen... Er hat die ungehinderte Fort- und Weiterentwicklung der Anstalt nach jeder Richtung gefördert und ist Kindern und Erziehern durch seine reine charaktervolle Lebensführung ein guter Führer gewesen."[1]

Leopold Stern ist im Juni 1899 plötzlich verstorben. Zu seinem Nachfolger im Amt des Hausvaters wurde Max Eichberg (geb. 1865, Todesjahr nicht bekannt) berufen. Doch sollte er nur ein Jahr in dieser Stelle bleiben, da gegen ihn eine Untersuchung wegen eines eventuell vorgekommenen Sittlichkeitsvergehens eingeleitet werden mußte. Die Untersuchung wurde zwar eingestellt, dennoch blieb Eichberg nicht im Amt; an seiner Stelle wurde nun der bisherige zweite Lehrer, Theodor Rothschild, berufen.

Person und Familie Theodor Rothschilds

Theodor Rothschild war von 1900 bis Ende August 1939 Hausvater, Hauptlehrer und Vorsteher des Waisenhauses, zugleich Vorsitzender und Vorsänger der jüdischen Gemeinde Esslingens. Er ist am 4. Januar 1876 in Buttenhausen auf der Schwäbischen Alb als Sohn des aus Oedheim bei Heilbronn stammenden Handelsmannes Isak Rothschild und seiner Frau Frieda (geb. Bernheimer) geboren. Theodor Rothschild hat in Buttenhausen die Schule besucht und mit sehr guten Zeugnissen abgeschlossen. Seit 1892 studierte er am Lehrerseminar in Esslingen und legte hier drei Jahre später seine 1. Dienstprüfung ab. Seine ersten Schulverweserstellen – wie man es damals nannte – waren an den jüdischen Schulen in Talheim bei Heilbronn, in Buttenhausen und in Archshofen bei Creglingen. Im Dezember 1896 wurde er an der Seite Leopold Sterns Hilfslehrer im Waisenhaus in Esslingen; diese Stelle hatte er auch unter der kurzen Zeit des Hausvaters Max Eichberg inne.

Nach Eichbergs Weggang aus Esslingen wurde Theodor Rothschild Hausvater an der „Wilhelmspflege". Im August 1900 heiratete er Anna Stern (1874-1925), die Tochter Leopold Sterns. Aus der Ehe gingen die Töchter Fanny (1901-1983) und Berta (1904-1986) hervor. Fanny hat später Rabbiner Emil Schorsch (1899-1982) geheiratet. Ihr Sohn, Profes-

[1] Gemeinde-Zeitung vom 1.10.1931, S.138.

sor Dr. Ismar Schorsch (geb. 1935) ist der jetzige Präsident des Leo Baeck Institutes in New York.

Anna Rothschild starb im November 1925 in Esslingen. Ihr Grab kann man noch heute im jüdischen Teil des Ebershaldenfriedhofes in Esslingen besuchen. Im März 1927 heiratete Theodor Rothschild in zweiter Ehe seine Schwägerin Jette Kahn (geb. Stern, 1871-1931), Witwe des Ulmer Kaufmanns Leopold Kahn. Sie starb freilich schon vier Jahre später im Januar 1931 und wurde in Ulm beigesetzt. Noch einmal heiratete Theodor Rothschild am 4. Januar 1938 in Esslingen Wilhelmine (bzw. Ina) geb. Herzfeld (1902-1991), die seit 1929 Hauswirtschafterin in der „Wilhelmspflege" war.

Theodor Rothschild wurde als Leiter der „Wilhelmspflege" auf Grund seines Engagements in vielen Belangen der württembergischen Juden zu einer der wichtigsten jüdischen Persönlichkeiten Württembergs. Er war Mitautor und Verfasser mehrerer pädagogischer Schriften, Bibelausgaben und Schulbücher. Die bekanntesten Bücher sind seine „Bausteine"[1], die weite Verbreitung in den jüdischen Schulen Deutschlands fanden. Auf vielen Tagungen und in Akademien hat Rothschild Vorträge gehalten. Er stand dem „Verein israelitischer Lehrer" in Württemberg vor, war Vorsitzender des „Landesverbandes der jüdischen Jugendvereine Württembergs" und seit 1936 Mitglied der israelitischen Landesversammlung in Stuttgart.[2]

Theodor Rothschilds Persönlichkeit wird in zahlreichen Schilderungen und Briefen ehemaliger Schüler und Bekannter bis heute immer wieder anerkennend hervorgehoben. Siegfried Weil (1902-1985), Zögling und später Lehrer in der „Wilhelmspflege" schrieb über ihn: „Er war religiös und sozial orientiert. Und er hat seine Lebensaufgabe darin gesehen, Unglücklichen zu helfen. Dies hat sich nicht nur beschränkt auf uns Kinder oder auf uns Mitarbeiter, sondern auch auf die Gemeinde, auf seine jüdische Gemeinde... Er war ein Seelsorger seltener Art; denn er kannte seine Bibel, und er lebte so, wie die Propheten sich vorstellen, daß man leben sollte. Da hat der Prophet Micha vor 2500 Jahren geschrieben: Es ist dir gesagt Mensch, was gut ist, und was der Herr von

[1] Th. Rothschild: Bausteine. Zur Unterhaltung und Belehrung aus jüdischer Geschichte und jüdischem Leben. Hg. unter Mitwirkung einer Kommission. Frankfurt 1913. Neue Folge ebda. 1927.

[2] Vgl. den Beitrag von Helga Jud-Krepper in diesem Band.

dir fordert, nämlich Recht tun, Liebe üben und demütig wandeln mit deinem Gott. Und das hat er gemacht."[1] – Alfred Dreifuß, ehemaliger Waisenhausschüler, schrieb über Rothschild: „Einem Menschen seiner Aufrichtigkeit und lauteren Gesinnung bin ich selten begegnet."[2]

Das Leben in der „Wilhelmspflege" von 1900 bis um 1933

Unter Theodor Rothschild erhielt die Erziehung der Kinder im Waisenhaus wieder ein eigenes Gepräge. Die Kinder sollten in weitgehender Freiheit erzogen werden. Dies zeigte sich auch äußerlich, denn die bis dahin vorgeschriebene einheitliche Kleidung der Zögling verschwand; das Kind sollte in seinen eigenen Kleidern auch auf der Straße nicht gleich als Kind der „Wilhelmspflege" erkennbar sein. Eine wichtige Rolle spielte im Miteinanderleben der Gedanke der Großfamilie im Haus: Hauseltern, Mitarbeiter und Kinder sollten sich als Glieder einer Familie fühlen.

Im Speisesaal wurden die großen, langen Tische auseinandergerückt und kleinere Tischgemeinschaften geschaffen, an denen jeweils ein Erzieher oder ein älterer Zögling „den Vorsitz" hatte. Die Selbständigkeit der Kinder zu fördern war bereits bei den vorschulpflichtigen Kindern ein wichtiges Ziel. Jedes sollte dazu im Haus eine Arbeit finden können, die ihm zusagte und seiner Veranlagung entsprach. Möglichkeiten gab es genug, vor allem nach dem Umzug in das neue Gebäude oberhalb der Burg, wo alsbald auch ein kleiner landwirtschaftlicher Betrieb angeschlossen war.

Dieses neue Gebäude oberhalb der Esslinger Burg war im November 1913 nach zweijähriger Bauzeit eingeweiht worden. Es konnte mit Spenden aus allen jüdischen Gemeinden Württembergs finanziert werden. Zur Einweihung kamen auch das württembergische Königspaar, Vertreter der staatlichen und städtischen Behörden und viele mehr. Der erwähnte landwirtschaftliche Betrieb war ein besonderes Anliegen Theodor Rothschilds. Hier waren seit 1917 jeweils drei Kühe, 30 Hühner und etwa 120 Ar Äcker und Obstgärten zu versorgen. Nachdem nun auch

[1] Theodor Rothschild zum Gedenken, S. 21.
[2] Dreifuss, Alfred, Ensemblespiel, S. 28.

Jsr. Waisen- & Erziehungsanstalt

W i l h e l m s p f l e g e

Postscheck-Konto
No.6767 Stuttgart.

Stuttgart, den 16. Juni 1930.

A u f r u f

an unsere auswärtigen Ausschussmitglieder

und an unsere auswärtigen Vertrauensleute.

- - -

Sehr geehrter Herr !

Mit Gegenwärtigem bitte ich Sie höflich, bei den dortigen Mitgliedern unserer Anstalt den Jahresbeitrag für 1930, welcher wie früher M 6.-- beträgt, einziehen zu wollen.

Von Leuten, welchen es unter gegenwärtigen Verhältnissen schwer fällt, diesen Betrag zu bezahlen, ist uns selbstverständlich jede, auch die kleinste Gabe willkommen; zum Ausgleich wollen Sie gefl. bei den kapitalkräftigen Mitgliedern darauf achten, einen höhren Betrag zu bekommen.

Dann wollen Sie Ihr Augenmerk darauf richten, dass solche Mitglieder Ihrer Gemeinde, welche unserer Anstalt noch nicht angehören, uns als Mitglieder gewonnen werden. Es sollte von Jedem als selbstverständliche Pflicht angesehen werden, an unserem Liebeswerk für die Aermsten der Armen - für die Waisen - mitzuhelfen, besonders, nachdem dasselbe fortgesetzt grössere Ausgaben beansprucht.

Es wird mich freuen, wenn Sie in Bälde in der Lage sein werden, unserem Postscheckkonto einen hübschen Betrag überweisen zu können. Das Verzeichnis der Mitgliedsbeiträge und Spender wollen Sie unserem Kassier, Herrn S. H e r z , Rotestrasse 5, S t u t t g a r t einsenden, damit dieselben in den Jahresbericht aufgenommen werden können.

Ich spreche Ihnen für Ihre Bemühungen im Voraus verbindlichen Dank aus und zeichne

mit vorzüglicher Hochachtung

Der Vorstand:

Landgerichtsdirektor Stern.

Finanzierung der „Wilhelmspflege" durch Jahresbeiträge und Spenden
Quelle: Stadtarchiv Esslingen MF D/7

die Zahl der Zöglinge vermehrt werden konnte, wurde der Schulbetrieb alsbald auf drei Klassen erweitert.

Wenige Monate nach der Einweihung des neuen Waisenhauses begann der Erste Weltkrieg. Es zeugt von der Vaterlandsliebe der schwäbischen Juden, daß der Waisenhausverein sofort nach Kriegsbeginn die Hälfte der Räume im Waisenhaus dem Roten Kreuz unentgeltlich für die gesamte Kriegszeit zur Verfügung stellte. In großer Enge wurde der Hausbetrieb weitergeführt. Über 2000 verwundete und kranke Soldaten wurden in diesen Jahren im Haus aufgenommen und verpflegt. Die Waisenhauskinder waren ihrerseits in die sogenannte „nationale Pflicht" einbezogen. Die Mädchen mußten Watte zupfen, Binden aufrollen, Uniformen flicken. Die Jungen gingen für die Soldaten zu den Apotheken der Stadt, betätigten sich als Briefträger. Von den früheren Zöglingen des Waisenhaus sind im Ersten Weltkrieg sieben der insgesamt 33 eingezogenen jungen Männer gefallen.

Zum religiösen Leben im Haus unter Theodor Rothschild liegen zahlreiche Berichte vor. Im Mittelpunkt der Andacht und der Feiern stand seit 1913 im Neubau der „Wilhelmspflege" der Betsaal, eine Haussynagoge mit Thoraschrein und allen anderen in einer Synagoge vorhandenen Einrichtungsgegenständen. Jungen und Mädchen saßen in voneinander getrennten Bänken. Auf dem Harmonium im Betsaal begleitete Theodor Rothschild gewöhnlich selbst die gesungenen Lieder. Täglich gab es eine Früh- und eine Abendandacht. Die Gottesdienstgebete wurden hebräisch gesprochen, danach wurde ein deutscher Choral gesungen. Der Freitagnachmittag diente der Vorbereitung auf den Sabbat. Jeweils ein Großer und ein Kleiner hatte dabei die Aufgabe, einen bestimmten Bereich im Haus, Hof, Stall oder im Garten zu reinigen. Anschließend badeten die Kinder und bekamen frische Wäsche und Kleidung. Freitagabend ging man gemeinsam in die Stadtsynagoge in Esslingen. Nach der Rückkehr ins Heim wurden im Speisesaal Sabbatlieder gesungen und von Hausvater Theodor Rothschild ein Geschichte aus dem Sagenschatz des jüdischen Volkes vorgelesen. Besonderer Wert wurde auf die intensive Feier der Festtage des jüdischen Jahres gelegt. So gab es im Haus einen großen Raum, wo man zu Sukkot (Laubhüttenfest) die Laubhütte aufbauen konnte und wo die Hausbewohner während dieses Festes zusammen gegessen und gefeiert haben.

Im Oktober 1931 stand ein bemerkenswertes Jubiläum an: 100 Jahre waren es her, daß sich der von Isak Heß initiierte Waisenhausverein konstituiert und die ersten Kinder in seine Obhut genommen hatte. In einer eindrücklichen Feier wurde das Jubiläum begangen. Vertreter staatlicher und städtischer Behörden und Vertreter der israelitischen Gemeinden des Landes würdigten die Arbeit, die im Haus geschah. Hausvater Theodor Rothschild wurde in besonderer Weise gewürdigt: Ihm wurde der Titel eines Anstaltsdirektors verliehen. Der Präsident des Israelitischen Oberrats, Ministerialrat Dr. Otto Hirsch (1885-1941), stellte in seinem Glückwunsch der „Wilhelmspflege" das Zeugnis aus, daß in ihr stets „ein echt jüdischer und echt schwäbischer Geist" geherrscht habe. Der damals in Stuttgart im Ruhestand lebende frühere Esslinger Oberbürgermeister Dr. von Mülberger, rühmte die „Fülle von Arbeit und Menschenliebe", die sich in der Anstalt widerspiegle.[1]

Die „Wilhelmspflege" nach 1933

In den Jahren nach der nationalsozialistischen Machtergreifung hat sich die Situation auch für die Wilhelmspflege grundlegend geändert. Zwar war von 1933 bis 1938 noch ein relativ ungestörter Betrieb des Hauses möglich, dennoch änderte sich die Lage insofern, daß nun auch zunehmend Kinder in die „Wilhelmspflege" aufgenommen wurden, für die der Schulbesuch an ihren Heimatorten unzumutbar bzw. unmöglich geworden war. Die Zahl der im Haus untergebrachten Kinder betrug immer zwischen 70 und 80. Ihre jeweilige Aufenthaltsdauer verkürzte sich auf teilweise wenige Monate, meist bis sich eine Möglichkeit zur Auswanderung mit einem der Kindertransporte oder gemeinsam mit Eltern oder Angehörigen ergab.

Das Haus wurde in diesen Jahren zu einem wichtigen Mittelpunkt im jüdischen Leben Württembergs. Immer wieder fanden hier Fortbildungen für die jüdischen Lehrer Württembergs statt, da ihnen der Besuch anderer Fortbildungsveranstaltungen nicht mehr möglich war. Im Haus selbst waren gute Voraussetzungen vorhanden, viele Kinder auch für die Auswanderung vorzubereiten. Etlichen ist gerade die Einarbeitung in dem landwirtschaftlichen Betrieb bei der späteren Auswanderung nach

[1] Gemeinde-Zeitung vom 1.10.1931, S. 141.

Palästina zugute gekommen, wenn sie etwa in einem Kibbuz eine neue Heimat finden konnten.

Die Ereignisse am 10. November 1938

Im Zuge der in ganz Deutschland während der Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 angerichteten Schandtaten wurde auch das Waisenhaus um die Mittagszeit des 10. November völlig demoliert, mehrere Lehrer mißhandelt, die Kinder vertrieben. Zunächst sah es freilich so aus, als ob in Esslingen im Zusammenhang mit der Pogromnacht nichts geschehen würde. Zwar wurde in der Nacht Kreispropagandaleiter Gotthold Rothweiler telefonisch aus Stuttgart informiert, daß die Zerstörung der Esslinger Synagoge zu veranlassen sei, dennoch hat er erst am Morgen den NSDAP-Kreisleiter Eugen Hund von diesen Anrufen informiert. Hund selbst hat sich ablehnend zu irgendwelchen Gewaltmaßnahmen in Esslingen geäußert mit den Worten: „So etwas Narrets machen wir nicht."[1] Dennoch gab Eugen Hund dem Kreisobmann der Deutschen Arbeitsfront Emil Veil den Auftrag, mit Angehörigen Esslinger Betriebe auf dem Marktplatz eine Kundgebung gegen die Juden durchzuführen, um so den Anordnungen aus Stuttgart wenigstens zum Teil nachzukommen. Weder Hund noch Veil wollten selbst bei dieser Kundgebung sprechen und bestimmten einen Angestellten der DAF namens Herre zum Redner, der auf die Frage, worüber er reden solle, von der Kreisleitung auf die einschlägigen Aufsätze in den Tageszeitungen verwiesen wurde.

Gegen Mittag fanden sich auf dem Marktplatz die aus den Betrieben zur Kundgebung hergerufenen Angehörigen zusammen. Herre hielt eine hetzerische Rede gegen die Juden, die mit den Worten endete, es könne so nicht weitergehen, es müsse etwas gegen die Juden unternommen werden. Dabei erwähnte er die „Rabbiner des jüdischen Waisenhauses". Darauf wurden aus der Menge Rufe laut, man solle zum Waisenhaus und zur Synagoge marschieren. So entstanden aus den Kundgebungsteilnehmern zwei Züge. Ein Teil machte sich gegen 12.30 Uhr vom Marktplatz aus über die Burgsteige zur „Wilhelmspflege" auf, wo die Kinder mit den

[1] Nach den Gerichtsakten 1953 im Staatsarchiv Ludwigsburg EL 317 I Zug. 1983 Bü. 3 KLs 31/51.

Angestellten gerade beim Mittagessen saßen, der andere Teil zog zur Synagoge Im Heppächer.

Lehrer Albrecht Jonas (geb. 1915), der vom Speisesaal bereits in sein Zimmer im ersten Stock gegangen war, sah als erster die Menschenmenge mit großem Geschrei auf das Waisenhaus zukommen. Viele waren bewaffnet mit Stöcken, Eisenstäben, Äxten, Hammern. Die Randalierer kamen durch den Hof, drangen in das Haus ein und begannen sofort, Fenster und Türen zu zerschlagen. Ein Teil der Männer stürmte in den Speisesaal, die Kinder wurden mit dem Ruf „Raus mit euch..." vertrieben. Die Tische mit Geschirr und Essen wurden umgestoßen oder die Tischtücher mit allem Gedeckten heruntergezogen. Gerade war die Suppe ausgegeben worden, die Teller mit heißer Suppe fielen auf Kinder und Boden. Die Einrichtung in der Küche sowie in anderen Räumen wurden zerschlagen. Aus dem Turnsaal holten sich einige Männer Keulen und Stangen als Werkzeuge weiterer Zerstörung. Im Haus wurden die Schränke aufgebrochen. Die Wertgegenstände von Personal und Schüler, ihre Uhren, Wecker, ihre Ersparnisse wurden gestohlen. In den Unterrichtsräumen wurden die Schulbänke umgestürzt; Tinte lief über den Boden. Im inneren Hof unter dem Amtszimmer Theodor Rothschilds wurde ein Scheiterhaufen errichtet, auf den Thorarollen, Gebetsschale, Gedenktafeln und Gebetbücher aus dem Betsaal sowie zahlreiche andere Bücher aus dem Haus geworfen und verbrannt wurden. Auch die Lehr- und Lernmittel wie Karten, Winkel, Bleistifte und dergleichen sind in den Hof geleert und großenteils mitverbrannt worden. Die Kinder standen unterdessen verstört, schreiend und weinend vor dem Haus und mußten das zerstörerische Treiben ansehen. Als einige von ihnen ins Haus gehen wollten oder mußten, wurden sie unter Drohungen rausgeworfen: „Wenn ihr nicht verschwindet, werfen wir euch ins Feuer". Die Lehrer Fritz Samuel (1912-1983) und Albrecht Jonas sowie Hausvater Theodor Rothschild wurden bedroht und mißhandelt. Fritz Samuel wurde dabei mit Keulen aus dem Turnsaal bewußtlos geschlagen. Ungefähr 1000 Menschen sahen den Ausschreitungen zu.

Beendet wurden die Ausschreitungen erst, als Kreisleiter Eugen Hund erschien, der erst über Telefon von den Gewalttaten informiert worden war. Er war selbst nicht einmal bei der Kundgebung auf dem Marktplatz gewesen. Hund hielt beim Waisenhaus eine Ansprache, in der erklärte, er verstehe zwar die berechtigte Empörung der Volksgenossen, es sei aber

einer Kulturnation wie der deutschen nicht würdig, sich so aufzuführen. Er schickte die Randalierer umgehend zurück in die Betriebe.

Die Lehrer Samuel und Jonas wurden später auf einem Lastwagen abtransportiert, sie kamen wenige Tage später in das KZ Dachau. Das Ehepaar Rothschild erhielt den Befehl, das Haus mit den Kindern, die im Verlauf der Aktion nicht inzwischen geflüchtet waren, zu räumen. Viele Kinder hatten sich bereits auf den Weg nach Stuttgart gemacht, fanden unterwegs teilweise Hilfe von Passanten. In den Tagen darauf wurden sie bei bekannten oder verwandten jüdischen Familien in Stuttgart und Umgebung untergebracht.

Die Wiedereröffnung und endgültige Schließung der „Wilhelmspflege" im Jahre 1939

Schon wenige Tage nach den Ereignissen am 10. November 1938 bemühte sich der Verein „Israelitische Waisen- und Erziehungsanstalt Wilhelmspflege" darum, den Heimbetrieb in Esslingen wieder aufnehmen zu dürfen. Dies stieß auf wenig Gegenliebe bei der Esslinger Stadtverwaltung, die Interesse an einem möglichst baldigen Erwerb des ganzen Anwesens oberhalb der Burg hatte. Auf Beschluß der Reichsministerien, daß der Unterricht der schulpflichtigen jüdischen Kinder jedoch in den bisherigen Einrichtungen weitergeführt werden solle, konnte im Februar 1939 die „Wilhelmspflege" unter Theodor Rothschild nochmals eröffnet werden. Bis zum April 1939 waren die Hauseltern Rothschild mit Lehrkräften, Angestellten und 65 Zöglingen wieder ins Haus eingezogen. Der Unterricht wurde wieder aufgenommen, wenngleich nur für wenige Monate. Am 26. August 1939 erhielt Theodor Rothschild die Mitteilung, daß auf Grund des Mobilmachungsbefehles das Waisenhaus zum Zweck eines Seuchenlazaretts beschlagnahmt werde und er es deshalb mit den Kindern zu räumen habe. Die Kinder wurden in jüdischen Familien – meist in Stuttgart – untergebracht, wohin nun auch Theodor Rothschild und seine Frau verzogen.

Das weitere Schicksal Theodor Rothschilds, seiner Frau und der Waisenhauszöglinge

Bereits 1938 hätte Theodor Rothschild die Möglichkeit gehabt, in die Vereinigten Staaten auszuwandern. Dies lehnte er jedoch ab, da ihm von den Behörden mitgeteilt worden war, die „Wilhelmspflege" würde sofort geschlossen. Dieses Risiko wollte er im Blick auf die Waisenhauskinder nicht eingehen, da die meisten von ihnen kein anderes Zuhause als Esslingen hatten.
Nach der endgültigen Schließung der „Wilhelmspflege" im September 1939 übernahm Theodor Rothschild die Leitung der Stuttgarter jüdischen Schule und war zugleich in vielfältiger Weise für das noch bestehende jüdische Gemeindeleben mitverantwortlich. Im Oktober 1941 mußten er und seine Frau auf Weisung der Gestapo in ein sogenanntes Judenhaus umziehen. Von dort aus wurde das Ehepaar Rothschild am 22. August 1942 in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert; Theodor Rothschild und der Heilbronner Oberlehrer Karl Kahn (1890-1944) waren die jüdischen Transportleiter dieses Deportationszuges. In demselben Transport befanden sich auch zehn Jungen und Mädchen aus der Stuttgarter jüdischen Schule; keines der Kinder überlebte. Sie wurden von Theresienstadt nach Auschwitz oder andere Lager transportiert.

In Theresienstadt hat sich Theodor Rothschild mit großer Energie für die Mitgefangenen eingesetzt. Er half bei der Pflege und Seelsorge an den Kranken und Sterbenden. Täglich starben dort Hunderte von Menschen an Krankheiten, Seuchen, Unterernährung oder im Winter an Erfrierungen. Von den mit ihm deportierten 1200 Juden aus Württemberg waren nach wenigen Monaten nur noch 400 übrig. Auch Theodor Rothschild hat schon nach kurzem schwere Krankheitszeiten durchstehen müssen. Trotzdem gab er die Hoffnung nicht auf. Er hoffte, nach Durchleben der Lagerzeit noch nach Palästina auswandern zu können. Dazu lernte er mit einem mitgefangenen Arzt Neuhebräisch. Seit Dezember 1943 verschlechterte sich jedoch sein Gesundheitszustand immer mehr; am 10. Juli 1944 starb Theodor Rothschild schließlich an Unterernährung und einer Lungenentzündung. Seine Frau Ina überlebte Theresienstadt, wo sie im Februar 1945 befreit wurde. Über die Schweiz wanderte sie in die Vereinigten Staaten aus.

Über die Schicksale der ehemaligen Waisenhauszöglinge können wir bis heute nur unvollständig Auskunft geben. Von etwa 250 Zöglingen aus

der Zeit zwischen dem Ersten Weltkrieg und 1939 sind die Namen bekannt. Von diesen sind mindestens 50 umgekommen, dazu sieben der ehemaligen Lehrer und vier der ehemaligen Angestellten. Stellvertretend für alle seien hier die Namen der fünf jüngsten Waisenhauszöglinge genannt, die in der Verfolgungszeit auf grausame Weise umkamen beziehungsweise ermordet wurden:
Robert Hammel, geb. 21. Januar 1931, im März 1943 nach unbekannt deportiert;
Richard Heß, geb. 2. Dezember 1930; am 1. Dezember 1941 nach Riga deportiert;
Manfred Isaac, geb. 8. Februar 1932, 1942 nach unbekannt deportiert;
Margot Ullmann, geb. 13. Mai 1930; umgekommen in Polen nach Deportation;
Theodor Ullmann, geb. 16. September 1933; am 3. April 1942 nach Izbica deportiert.[1]

Nachgeschichte

Das Gebäude der „Wilhelmspflege" diente bis zum Sommer 1945 als Kriegslazarett, danach als Kranken- und Altersheim. Vom Juni 1947 bis April 1950 war hier nochmals ein jüdisches Kinderheim eingerichtet. Hier konnten jeweils 90 bis 100 unterernährte oder verwaiste jüdische Kinder aus ganz Deutschland einen je vierwöchigen Erholungsaufenthalt verbringen. Durch die seit Gründung des Staates Israel einsetzende Auswanderungswelle der in Deutschland damals noch lebenden Juden, meist Überlebende von Konzentrationslagern, ging der Bedarf für ein solches Heim jedoch schnell zurück. Nach langer Suche für eine neue Nutzung zog 1953 das „Staatliche Waisenheim" in der ehemaligen „Wilhelmspflege" ein, das hier bis 1990 beheimatet war. Seit 1992 ist das Haus mit Gruppen der „Wilhelmspflege" aus Stuttgart-Plieningen belegt, einer diakonischen Einrichtung, die Erziehungshilfe in Heim- und Tagesgruppen leistet. Seit 1983 heißt der Altbau der „Wilhelmspflege": Theodor-Rothschild-Haus. So kommt zumindest nach wie vor dieses Gebäude Kindern und Jugendlichen zugute, und der Name des Hauses bleibt Erinnerung an eine große Persönlichkeit und Mahnung zu Menschlichkeit und Nächstenliebe im Geist der biblischen Weisungen.

---

[1] Hahn, Joachim: Jüdisches Leben in Esslingen, S.489-491,508.

Literatur:

Dreifuss, Alfred: Ensemblespiel des Lebens. Erinnerungen eines Theatermannes. Berlin 1985.

Festschrift aus Anlaß des 100jährigen Bestehens der israelitischen Waisen- und Erziehungsanstalt in Esslingen a.N. 1831-1931. Stuttgart 1931.

Gemeinde-Zeitung für die israelitischen Gemeinden Württembergs. Jg. 8. Stuttgart 1931/32.

Hahn, Joachim: Jüdisches Leben in Esslingen. Geschichte, Quellen und Dokumentation. Esslinger Studien. Schriftenreihe Band 14. Esslingen und Sigmaringen 1994.

Rechenschaftsbericht des Ausschusses des Vereins zur Versorgung armer israelitischer Waisen und verwahrloster Kinder. Stuttgart 1835.

Reden und Rechenschaftsbericht, vorgetragen bei der Aufnahme der Pfleglinge des Vereins zur Versorgung armer israelitischer Waisen und verwahrloster Kinder. Stuttgart 1832.

Theodor Rothschild zum Gedenken, Esslingen 1985.

№ 251

H. 93.

Die
K. Israelitische Ober-Kirchen-Behörde
an

Herrn Rothschild Landrabbiner bei der Kr. Religionsschule in
Eßlingen

Auf den Gesuchsbericht vom 2. Mai d. J.

Unter Bezugnahme auf Ihren Bericht vom 2. Mai d. J. Betreffend Ihre Wahl zum Landrabbiner, beehren wir Sie zu benachrichtigen, daß wir Sie in Ihrer bisherigen Eigenschaft als Religionslehrer, und Vorsänger, auch ferner eine Anstellung auf einen Gehalt von 1000 fl. Landwährung und das Kr. Curatelleinkommen nicht entziehen.

In Ihrer bisherigen Eigenschaft als Landrabbiner bei der Israelitischen Religionsschule in Eßlingen haben Sie einen Anspruch auf die jährliche Gehalts, Besoldungs Zulage von 1000 fl. Landwährung und das Kollekten-Quartier, welche Zusage Hinsichtlich der Curatelleistung des Kollektenertrages aufgehoben wird.

Ein weiterer Anspruch kommt Ihnen [illegible]

OL.

Die
K[önigliche] Israelitische Ober-Kirchen-Behörde
an
Herrn Rothschild,
Hausvater an der Isr. Waisenanstalt in Eßlingen.

Auf das Gesuch vom 8. Mai d. Js. [1902]

Unter Bezugnahme auf die Ihnen bereits von unserem Sekretariat gemachte Mitteilung wird Ihnen eröffnet, daß Ihnen in Ihrer Eigenschaft als Vorsänger-amtsverweser ein Anspruch auf eine Alterszulage aus der Isr. Centralkirchenkasse nicht zusteht.
In Ihrer Eigenschaft als Hausvater an der israelitischen Waisenanstalt in Eßlingen haben Sie einen Anspruch auf die staatliche Gehalts, bezw. Dienst-alterszulage der Volksschullehrer, welche durch Vermittelung der Centralleitung des Wo[h]lthätigkeitsvereins auszube-za[h]len sind.
Ein weitergehender Anspruch kommt Ihnen ebensowenig zu, als ein im Volksschuldienst angestellter israelitischer Lehrer neben den staatlichen Gehalts- bezw. Dienstalterszulagen noch eine besondere Alterszulage für die Versehung des Vorsängerdienstes anzusprechen hat.

Stuttgart, den 27. Oktober 1902

Habermaas

[Dr. Hermann von Habermaas, Minister a.D., von 1900 bis 1910 Präsident der Israelitischen Oberkirchenbehörde]

Quelle: Stadtarchiv Esslingen, Filmarchiv MF D/6



Mädchengymnasium in Esslingen Kl. 10 im Jahre 1919
mit Rektor Frey, Prof. Dr. Pfeiderer und Dr. Klara Hähnle.
Zweite Reihe, ganz rechts Berta Rothschild.

Claudia Schroth

Theodor Rothschild– ein bedrängtes Leben in schwerer Zeit

Mit einem Bericht über die Abschiebung von Rosi Schul

Einleitung

Zwischen 1933 und 1944 durchlebte Theodor Rothschild die schwerste Zeit seines Lebens. Davon geben unter anderem seine Briefe ein anschauliches Zeugnis. Diese Briefe, die Theodor Rothschild zwischen Juli 1938 und November 1941 schrieb, richteten sich in erster Linie an die jüngere seiner beiden Töchter, Berta, und ihren Mann, Ernst Hamburger. Die beiden lebten bis zu ihrer Emigration Ende Juli 1938 in Aschaffenburg. Später, als auch Rothschilds Tochter Fanny mit ihrem Mann Emil Schorsch und den Kindern Ismar und Hanna über England in die USA emigriert war, schrieb er an sie alle.

Die 89 erhaltenen Briefe sind privater Natur. Sie sind größtenteils mit der Hand geschrieben – einige wenige mit der Maschine –, und Theodor Rothschild bediente sich in ihnen häufig gängiger Abkürzungen. Manchmal verwendete er Kürzel für Orts- und Personennamen oder nur Vornamen, deren Kenntnis er bei den Adressaten wohl stillschweigend voraussetzte. Oder war er sich einer möglichen Zensur bewußt und wollte die Gemeinten damit schützen?

Oft tauchen die Unbekannten nur kurze Zeit auf, viele werden jedoch immer wieder erwähnt. Erst die Auflösung solcher Verschlüsselungen und der sich dahinter verbergenden Personen und Orte macht es möglich, einen wirklichen Eindruck von Theodor Rothschilds Leben vor dem zeitgeschichtlichen Hintergrund zu vermitteln. Nach der Identifizierung von Personen und Orten – ein sehr schwieriges und langwieriges Unterfangen – ergibt sich ein bewegendes Bild dieses Mannes in seinen vielfältigen Beziehungen. Zutiefst beeindruckend sind Theodor Rothschilds große Menschlichkeit und – trotz der eigenen Bedrängnis und ständigen Überlastung durch Arbeit – seine stets warme und tiefe Anteilnahme für andere, die aus seinen Briefen spricht. Auch wenn er zwi-

schendurch kritische Worte für Bekannte oder Mitarbeiter fand, so klagte er doch nie seine nichtjüdischen Mitmenschen an.

Theodor Rothschilds unmittelbare Verwandte

Theodor Rothschild war seit Januar 1938 in dritter Ehe mit Ina Herzfeld verheiratet (Abb. S. 39). Seine erste Frau Anna Stern, Mutter seiner Töchter Fanny und Berta (Berthel), und seine zweite Frau, die Schwester seiner ersten Frau Jette, verwitwete Kahn, waren verstorben.
Theodor Rothschilds ältere Tochter Fanny wurde 1901 in Esslingen geboren. Bis zu ihrer Heirat 1926 mit Rabbiner Dr. Emil Schorsch arbeitete sie als Hauswirtschafterin im israelitischen Waisenhaus „Wilhelmspflege" in Esslingen. Nach der Heirat lebten Fanny und Emil Schorsch mit ihren Kindern Hanna (geb. 1929) und Ismar (geb. 1935) in Hannover.

Theodor Rothschilds zweite Tochter Berta wurde 1904 in Esslingen geboren und heiratete 1929 den Kaufmann Ernst Hamburger aus Aschaffenburg; nach der Heirat zog sie dorthin. Bis zu ihrer Emigration im Juli 1938 wohnten beide in Aschaffenburg, Obernauer Straße 20.
Klara Stern, eine Schwester der ersten und zweiten Frau Theodor Rothschilds wurde 1872 in Braunsbach geboren. 1895 heiratete sie den Kaufmann Salli Hirsch aus Cannstatt. Dort lebte sie mit ihrem Mann und den Kindern Bertha (geb. 1897) und Hugo (geb. 1898) in der Seelbergstraße 16. Dort betrieben sie auch ihre Kleider- und Schuhhandlung.

Berthas Ehemann Isi Reis war Teilhaber eines Getreide- und Produktengeschäftes in Heilbronn, Weststraße 53. Zu der Zeit als Theodor Rothschilds Briefe geschrieben wurden, wohnte Bertha aber bei ihren Eltern in Cannstatt, Isi Reis wurde in den Briefen nie erwähnt.
Bertha war häufig bei ihrem Onkel Theodor Rothschild in der „Wilhelmspflege". Dort half sie bei der Arbeit und vertrat ihn während der Ferien. Im Oktober 1939 konnte Bertha in die USA emigrieren.
Berthas Bruder Hugo war seit 1930 mit Liselotte Stein aus Meiningen verheiratet. Die beiden weilten während des Pogroms vom 9. November 1938 in einem Ort nahe der Schweizer Grenze. Hugo und Liselotte Hirsch konnten sich noch über die Grenze retten und über die Schweiz im Dezember 1938 in die USA emigrieren.

Lina Stern (geb. 1876 in Esslingen) war ebenfalls eine Schwester von Klara, Anna und Jette Stern. Sie lebte in Hürben/Krumbach. 1900 hei



Ina Herzfeld in Esslingen (1932)

ratete sie den Lehrer und Rabbiner Isidor Kahn aus Hürben/Krumbach, der 1930 starb. Ihr gemeinsamer Sohn Eugen (geb. 1900) und dessen Frau Cläre konnten 1938 in die USA emigrieren. Trotz intensiver Bemühungen konnte ich über Eugen und seine Frau keinerlei weitere Angaben finden.

Von Theodor Rothschilds fünf Geschwistern – eine Schwester und vier Brüder – waren zwei Brüder mit ihren Familien in die USA emigriert:
Salomon Rothschild wurde 1873 in Buttenhausen geboren. 1903 heiratete er Jette Einstein. Ihre gemeinsamen Kinder Fanny (geb. 1905), Rosi (geb. 1906) und Isaak Martin (geb. 1909) waren bereits in die USA emigriert, als Salomon und Jette Rothschild ihnen 1937/38 folgten.
Rudolf Rothschild wurde 1884 in Buttenhausen geboren. 1911 heiratete er Frida Dörzbacher. Zwei ihrer Kinder konnten nach Südafrika auswandern: Alice Grete (geb. 1915) und Max Josef (geb. 1912). Rudolf und Frida Rothschild emigrierten 1937 mit dem 1921 geborenen Sohn Alfred Daniel in die USA.
Ihre Schwester Helene Rothschild wurde 1874 in Buttenhausen geboren. Sie lebte bis kurz vor iher Deportation nach Theresienstadt am 22. August 1942 in Buttenhausen. Helene Rothschild war die einzige Jüdin aus Buttenhausen, die ein KZ überlebte. Ihre letzten Lebensjahre verbrachte sie bei Theodor Rothschilds Tochter Berta und deren Mann Ernst Hamburger in Yaphank N.Y. in den USA.
Louis (geb. 1878) und Carl (geb. 1881) Rothschild wurden ebenfalls in Buttenhausen geboren. Louis Rothschild heiratete 1910 Mina Marx. Louis Rothschild betrieb eine Viehhandlung in Schwäbisch Hall. Das Ehepaar hatte vier Kinder: Hannchen (geb. 1906), Irma (geb. 1908), Eugen Isak (geb. 1909) und Siegfried (geb. 1910). Anfang Juli 1938 konnten Mina und Louis Rothschild in die USA emigrieren.
Carl Rothschild war mit Nanette (Anna) Kahn verheiratet. Wie seine Brüder Louis, Salomon und Rudolf war auch Carl Viehhändler. Das Ehepaar lebte in Schwäbisch Gmünd. Ihre Tochter Helene (geb. 1906) war 1938 bereits emigriert.
Carl und Theodor Rothschild wurden gemeinsam mit ihren Frauen und ihrer Schwester Helene Rothschild am 22. August 1942 nach Theresienstadt deportiert. Dort kam Carl am 13. Juni 1944 ums Leben. Anna überlebte das KZ und konnte 1946 über die Schweiz zu ihrer Tochter Helene Löwenstein nach Israel auswandern.



Berta Rothschild, verheiratete Hamburger

Emigration von Theodor Rothschilds Tochter Berta

Ende Juli 1938 konnten Berta (Abb. S. 41) und ihr Mann Ernst Hamburger in die USA emigrieren. Zum Abschiednehmen von der Schwester war Fanny mit ihrem Mann Emil aus Hannover nach Esslingen gekommen. Berta fuhr zunächst mit dem Zug nach Würzburg, um dort ihren Mann zu treffen. Nach ihrer Abreise schrieb Theodor Rothschild voll Wehmut in einem seiner ersten Briefe am 31. Juli 1938 an sie: „...nur Du, l[iebe] Bertel, bist nicht mehr bei uns. Dein Kommen u. Dein Dasein ist immer ein unendlich Glück für mich gewesen u. ich weiß, dies Glück wird nie für mich aufhören..." Während in dem Brief vom 31. Juli 1938 von Schwager Emil Schorsch an Berta und Ernst stand: „...es liegt nun doch eine große Ruhe über dem l[ieben] Vater [Theodor Rothschild] und meiner l[ieben Frau] Fanny, ein Zeichen dafür, dass der eingeschlagene Weg eben der richtige ist", schrieb Theodor Rothschild, ebenfalls an dem Tag, an dem seine Tochter den Weg in die Emigration antrat: „Das ganze Weh, das über uns Juden gekommen ist, ballt sich in solchen Augenblicken zusammen."

Regelmäßig gingen nun Briefe von Theodor Rothschild an Berta und Ernst. Mit viel Liebe und Interesse nahm er Anteil an ihrem neuen Leben in den USA. Er bestärkte sie auch darin, daß sie mit der Emigration den richtigen Weg eingeschlagen hätten. Am 18. August 1938 schrieb er ihnen: „Ihr dürft froh sein, daß Ihr noch den richtigen Zeitpunkt gewählt habt. Ich wollte Euch schon ein oder das andere Mal eine Karte mit einem Gedichtchen schicken, aber es kam mir so schal vor neben dem großen Geschehen, dem Ihr gegenüber steht." Immer wieder äußerte Theodor Rothschild den Wunsch, über die räumliche Distanz hinweg mit Berta und Ernst verbunden zu bleiben. So schrieb er in demselben Brief vom 18. August: „Ihr könnt Euch denken, wie sehr wir gespannt sind, bis Eure ersten Berichte ankommen, wir wollen alles von Euch wissen, wie wir Euch auch alles schreiben." Im Brief vom 28. August 1938 ermutigte und tröstete er die Emigrierten: „Wir lasen den Bericht mit viel Interesse, hörten aus demselben noch einmal die ganze Schwere einer solchen Trennung von Heimat u. liebgewonnenen Menschen, aber wir durften doch auch etwas von der Würde u. dem Mut hören, mit dem Ihr das uns aufgegebene Geschick tragt."

Viel Wehmut und Trauer spricht aus seinen Zeilen vom 13. September 1938: „...will ich heute abend schreiben, damit Euch dieser Brief zeitig zu

Rosch Haschana trifft. Er ist der erste ... Brief, den ich Euch schreiben muß, in all den letzten Jahren konnten wir ja diese ernst-schönen Tage zusammen feiern u. es war immer eine ganz besondere Freude für mich, Euch in diesen Tagen bei mir zu sehen und diese Tage gemeinsam in Aussprache und inniger Verbindung mit Euch zu feiern."

Theodor Rothschild war zurückhaltend mit Berichten über das für Juden immer schwieriger werdende Leben in Deutschland, denn darüber zu schreiben wäre lebensgefährlich gewesen. Allerdings lag ihm viel daran, daß die beiden in Amerika ständig über die neuen Verordnungen, Verbote und Vorkommnisse gegenüber den Juden in Deutschland informiert wurden. Er abonnierte ihnen deshalb die „Jüdische Rundschau". Immer wieder verweist er sie in seinen Briefen auf die „Rundschau" und fragt nach, ob sie diese auch gelesen hätten.

Exkurs: Jüdische Rundschau

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten nahm die deutsch-jüdische Presse einen bedeutenden Aufschwung. Viele hervorragende Journalisten, die ihre Stellung bei den nichtjüdischen Zeitungen verloren hatten, standen zur Verfügung. 1935 erschienen 60 jüdische Zeitungen und Zeitschriften mit einer Gesamtauflage von 1 135 000 Exemplaren. Zu den meistgelesenen gehörte die „Jüdische Rundschau", die seit 1896 halbwöchentlich erschien und in Berlin verlegt wurde. Am 2. November 1938 verbot das NS-Regime alle jüdischen Zeitungen. Die jüdische Gemeinschaft in Deutschland durfte von da an nur noch ein kleines Nachrichtenblatt herausgeben, das unter der Aufsicht der Gestapo stand und streng zensiert wurde. Im März 1939 erschien die „Jüdische Rundschau" wieder in Paris als „Jüdische Welt-Rundschau", ein neuer Name, der das Exil des deutschen Judentums in die ganze Welt widerspiegelt. Ihre erste Ausgabe enthielt den berühmten Artikel von Martin Buber: „Das Ende der deutsch-jüdischen Symbiose" – eine Lobrede und zugleich ein Trauergesang auf die vergangene und gegenwärtige Situation des deutschen Judentums.

Abschiebung der Juden polnischer Abstammung: Rosi Schul

Im Oktober/November 1938 spitzte sich die Lage der Juden in Deutschland dramatisch zu. Am 27. Oktober 1938 begann eine Aktion gegen die Juden mit polnischer Staatsangehörigkeit. Die meisten der in Deutschland ansässigen jüdischen Polen lebten schon seit Jahren im Land und hatten sich eine Existenz aufgebaut. Viele waren Anfang des Jahrhunderts nach den Pogromen in Rußland und Polen nach Deutschland geflüchtet. Die polnische Regierung befürchtete nach dem Abschluß des Münchener Abkommens vom 29. September 1938, daß Deutschland diese Juden mit polnischer Staatsangehörigkeit nach Polen ausweisen würde. Um dem zuvorzukommen, verordnete sie, daß die Pässe der im Ausland lebenden polnischen Staatsangehörigen ihre Gültigkeit verlieren, wenn sie nicht bis zum 30. Oktober 1938 mit einem Prüfungsvermerk versehen würden. Das NS-Regime sah in diesem Schritt jedoch eine Möglichkeit, sich eines Teils dieser „rassisch unerwünschten Elemente" zu entledigen. In einer Polizeiaktion unter der Leitung des Chefs der Sicherheitspolizei, Reinhard Heydrich, wurden am 27. und 28. Oktober 1938 Tausende von polnischen Juden in Abschiebehaft genommen. Die Abschiebehäftlinge wurden an die polnische Grenze gebracht und mußten dort unter unbeschreiblichen Verhältnissen im Niemandsland warten, bis die polnische Regierung sie ins Land ließ.

Auch die damals dreiundzwanzigjährige Rosi Schul, die in der „Wilhelmspflege" in Esslingen arbeitete, gehörte zu diesen Abgeschobenen (Abb. S. 45).
Theodor Rothschild spielte in seinem Brief vom 31. Oktober 1938 – wohl aus Angst vor Zensur und Repressalien – nur kurz darauf an: „Rosi Schul ist seit Freitag weg. Wir hoffen auf eine Rückkehr".
Rosa Schul wurde 1915 in Dortmund geboren. Seit April 1936 arbeitete sie, zunächst als Gärtnereigehilfin, später als Kindergärtnerin und Lehrerin im Handarbeits- und Turnunterricht an der „Wilhelmspflege" (Abb.S. 46).

1998 sandte mir Rosi Schul (verheiratete Ruben) den Text der Rede, die sie anläßlich der Gedenkfeier zum 50. Todestag Theodor Rothschilds 1994 in Esslingen gehalten hatte. Sie übergab mir auch ihre Tagebuchaufzeichnungen aus der damaligen Zeit sowie Briefe, die sie von Ina

Der Landrat in Esslingen.

Verfügung vom 28. Oktober 1938.

Die Kindergärtnerin Rosa S c h u l,
geb. am 24.9.1915 in Dortmund,
wohnhaft in Esslingen, Panoramastr.65
(Israel. Waisenhaus),

wird auf Grund des Erlasses des RFSSuChdDtPol. im RMdJ. und der Geheimen Staatspolizei, Staatspolizeileitstelle Stuttgart vom 27.Oktober 1938, auf Grund § 1 in Verb. mit § 5 Abs.1 a der Ausländerpolizeiverordnung vom 22.8.1938 (Reichsgesetzbl.I S.1053) mit Frist bis 29.Oktober 1938 der Aufenthalt im Deutschen Reich verboten.

Rosa S c h u l wird zur Vorbereitung des Vollzugs dieses Aufenthaltsverbots mit sofortiger Wirkung in Abschiebungshaft genommen, da ihr weiterer Aufenthalt im Deutschen Reich geeignet ist, wichtige Belange des Reichs und der Volksgemeinschaft zu gefährden. Sie hat daher das deutsche Reichsgebiet unverzüglich bis spätestens 29.Oktober 1938 zu verlassen. Die aufschiebende Wirkung einer etwaigen Beschwerde gegen vorstehende Verfügung ist ausgeschlossen.

Esslingen, den 28.Oktober 1938.
Der Landrat:
I.V.

Der Landrat in Esslingen a.N.

Ausweisung für Rosi Schul



Rosi Schul in der „Wilhelmspflege" in Esslingen

und Theodor Rothschild erhalten hatte. Für ihre Zustimmung, diese sehr persönlichen Dokumente hier veröffentlichen zu dürfen, danke ich Rosi Ruben sehr herzlich.

In ihrer Rede zum 50. Todestag Theodor Rothschilds schildert Rosi Ruben zunächst ihre Erinnerungen an Theodor Rothschild und an die Arbeit in der „Wilhelmspflege". Zum Schluß geht sie auch auf die Ereignisse von Ende Oktober 1938 ein:

„...Ich hatte das Privileg, ihn nicht nur gekannt zu haben, sondern unter ihm hier im Waisenhaus gearbeitet zu haben, – mit dem 'Herrn Vater', wie er von jedem genannt wurde: ein Titel von Respekt und Liebe. Diese Jahre zeigten mir das Wesen dieses grossen Mannes und waren die eindrucksvollsten und schönsten meines jungen Lebens.
Darf ich Ihnen erzählen, wie es dazu gekommen war, H[errn] V[ater] als Mensch und Lehrer kennenzulernen. Es war mein grösster Wunsch von meiner Jugend an, nach Palästina, dem heutigen Israel, zu gehen, sehr zur Besorgnis meiner Eltern, denn ich hatte gerade mein Studium für Kindergarten und Musik beendet. Zur Ausbildung für meine Auswanderung und um in einen Kibbuz aufgenommen zu werden, musste ich auf Hachscharah[1] gehen, Vorbereitung für Palästina. Wie konnten sie mich davon abbringen, so einen unkonventionellen Weg für ein junges Mädchen einzuschlagen? Sie berieten sich mit Herrn Rabbiner Dr. Schorsch, Schwiegersohn von Direktor Rothschild. Dr. Schorsch war Jugendrabbiner meiner Heimatstadt Hannover und kannte mich von Kindheit an. Er meinte, wenn die Rosi nach Esslingen ins Waisenhaus geht, kann sie dort unter der Obhut des H[errn] V[ater] Landwirtschaft lernen und ein Zuhause von Zuhause haben. Das Verständnis und der liebevolle Einfluss werden sie den richtigen Weg wählen lassen. Wie recht er hatte! Herr Vater beobachtete ohne Kritik meinen Einfluss auf die Kinder und meinen schnellen Rapport mit ihnen, – obwohl er in keiner Weise zionistisch eingestellt war. Gerade diese meine Arbeit mit den Kindern passte in seinen Plan für mich. Ich sah viel vom H[errn] V[ater] während meiner Lehr-Hachscharahzeit. Sein liebevolles Interesse zeigte sich neben seiner Lehrerrolle jede Minute des Tages. Hier sind ein paar persönliche Erinnerungen.

[1] Hachscharah: Vorbereitung zur Einwanderung nach Palästina durch eine landwirtschaftliche Ausbildung.

Es war Kirschenerntezeit. Ich sollte den grossen Wagen, mit der von mir eingespannten Kuh oben ins Kirschengelände bringen, um die vollen Körbe schwarzer Kirschen abzuholen. Einige Kinder waren hinten im Wagen, und ich sass obenauf und machte hotte hü und die Kuh zog an. Nach ein paar Schritten jedoch bockte die Kuh, und ich konnte sie nicht weiterbewegen. Ein Kind rief H[ern] V[ater], der unten im Gemüsegarten stand und amüsiert meinen Bemühungen zusah. Er machte sich etwas zu schaffen mit dem Geschirr der Kuh, flüsterte dann in ihr Ohr..., und die Kuh machte sich auf den Weg. Die Kinder waren sooo erstaunt, was hatte H[err] V[ater] der Kuh nur zugeflüstert? Ich klärte sie nicht auf, daß H[err] V[ater] die Schnallen gerichtet hatte, ...aber sein Flüstern war für die Kinder Zauberei. Später schickte ich den kleinsten Jungen mit einer Schale schönster schwarzknuspriger Kirschen in die Wohnung, was über die Jahre ein Ritual wurde.
Ich erinnere mich an eine Nacht, als die Kuh ein Kalb kriegen sollte; H[err] V[ater] war die ganze Nacht mit uns im Stall. Es war keine kleine Sache, und um die Spannung zu beheben, erzählte er Geschichtchen. Eine seiner liebsten, über die er immer selber schmunzelte, war über einen Jungen, der ihn fragte: 'Würden Sie mich bestrafen für etwas, was ich nicht gemacht habe?' Aber natürlich nicht, mein Kind. 'Na, ich habe meine Rechenaufgaben nicht gemacht.' In der langen Nacht deutete H[err] V[ater] auch an, daß er mich gerne im Kreise der Kinder behalten möchte. Wolle ich nicht Kindergärtnerin und Erzieherin im Waisenhaus werden? Kein Wort wurde mehr über weitere Hachscharah erwähnt.

Ich konnte mir mein Leben ausserhalb des Waisenhauses gar nicht mehr vorstellen. Nach 3 Monaten Landarbeit nahm ich hundertprozentig am täglichen Leben u. der Fürsorge der Kinder im Waisenhaus teil.
Einmal in der Woche war Vortragsabend, 'Volksbelustigung', wie wir Lehrer es nannten. Dem H[errn] V[ater] wurde dargebracht, was während der Woche gelernt war: Musik, Chor-, Poesie- und Turnübungen. H[err] V[ater] wusste genau, was in der Schule u. Freizeit gelehrt wurde. Alle jüdischen Feste wurden mit Vorstellungen gefeiert. In Theaterstükken wurden die biblischen Charaktere lebendig.
Die wöchentlichen Leseabende für alle Lehrer zeigten H[errn] V[aters] Interesse für die Fürsorge für die Kinder und uns. Wenn wir Kuenkel[1]

[1] Künkel, Fritz (1893 - 1974), Mediziner und Psychologe. Entwickelte auf der Basis der Individualpsychologie A. Adlers eine eigene Charakterologie, in der die Einordnung des einzelnen in eine Gruppe im Vordergrund steht.

und Charlotte Buehler[1] diskutierten, war es nie reine Theorie, sondern hatte mit den Problemen und dem täglichen Kontakt mit den Kindern zu tun. Unsere Sorgen und die der Kinder wurden besprochen. Wir verliessen nie diese Abende ohne Ratschläge u. Hilfe des H[errn] V[aters]. Ich werde nie vergessen, wie weit seine Fürsorge ging. Einer meiner kleinen Buben hatte einen schlimmen Unfall, und ich hatte das bewusstlose Kind auf meinen Armen. H[err] V[ater] nahm ihn mir behutsam ab und wir brachten das Kind ins Krankenhaus, wo H[err] V[ater] ihn jeden Tag besuchte, bis er ausser Gefahr war. Seine Wärme zeigte sich auch, wenn man mit ihm spazierte oder sprach: immer ein Arm um die Schulter gelegt oder die Hand eines Kindes gehalten. Ich fühle seinen festen Handschlag noch.
H[err] V[ater] brachte Kultur ins Haus, die uns ausserhalb bald versagt wurde. Wir hatten Kammermusik, Vorträge, und die jüdische Sportschule von Stuttgart gab Tanz- und Gymnastikabende. Lehrertagungen fanden im Haus statt und Gruppen vom jüdischen Kulturbund Stuttgart machten Abende für uns.

Nun habe ich Fräulein Herzfeld, später Ina Rothschild, noch gar nicht erwähnt. Sie war eine sehr kluge und tüchtige Wirtschafterin und Hausmutter und die rechte Hand vom H[errn] V[ater] gewesen. Es war keine Überraschung, als die Hochzeit dann im Januar 1938 stattfand. Wie traurig, wenn man denkt, dass Herrn u. Frau Rothschild nur 10 Monate glückliches, normales Eheleben vergönnt waren. Ina hatte es zuerst nicht leicht, als sie von ehemaliger Kollegin zu Frau Rothschild wurde. Ich hatte als junges Ding viel Respekt vor ihrer Tüchtigkeit. Und ich mochte sie gerne. Wenn sie mich ab und zu aufforderte, mit ihr in eine Nachtvorstellung ins Kino zu gehen, hatten wir Gelegenheit, uns näher zu kommen und uns vertrauensvoll auszusprechen. Vielleicht sah sie in mir eine Tochter, die sie nie hatte.
Nach einer kurzen Zeit wurde das Personal im Hause gewechselt, und dann ging es wieder harmonisch und glücklich weiter... bis spät in einer Nacht im Oktober 38 drei Buben und ich für die Deportation von der Gestapo abgeholt wurden. Am nächsten Morgen brachte Herr Vater Köfferchen und Essen ins Gefängnis und in seiner Feinfühligkeit auch meine geliebte Klampfe.

---

[1] Bühler, Charlotte (1893 - 1974), Psychologin und Psychotherapeutin. Schrieb, durch Auswertung von Jugendtagebüchern und Verhaltensbeobachtungen, kinder- und jugendpsychologische Schriften. Sie emigrierte 1939 nach England.

Ina und Herr Vater schrieben mir regelmässig und schickten Kisten von Kleidung für meine neuen Kinder ins Lager. Er vergass uns nie... bis er selber geholt wurde. Meine Erinnerung an ihn ist so lebendig... seine Weisheit, sein Humor, seine Toleranz, seine grosse Intelligenz und die tiefe Liebe für Kinder und Mitmenschen.
Ich kann ihn nie vergessen, denn er war so bedeutend in meinem Leben."

Auf Rosi Schuls Ausweisung ging Theodor Rothschild, scheinbar ohne Emotionen, in seinem Brief vom 9. November 1938 nochmals ein: „Für Rosi haben wir noch keinen Ersatz. Sie ist in einem Sammellager in Polen ganz an der Grenze." Aus Rosi Schuls Tagebuchaufzeichnungen wissen wir aber, wie tief Theodor Rothschild diese Aktion getroffen hatte.

Aus Rosi Schuls Tagebuchaufzeichnungen

Polen, d.3. Nov. 1938

Aus einem Zusammensein, das immer der Inbegriff des Schoensten des Esslinger Waisenhauslebens für mich war, dem Donnerstagabend Leseabend, gings unvermittelt hinaus ins neue, vollkommen ungewisse Leben. Frau Rothschild, Herr Vater, Tante Adele (Frl. Leib), Mister Samuel[1] und Jonas[2] – wir sassen zusammen und unterhielten uns. Diesesmal weder Kuenkel noch ein anderer Psychologe, – wir beschäftigten uns mit uns, mit unserem Schicksal. Auswanderung nach Amerika. Danach kamen wir auf Aktuelles, und dann wurde es zu aktuell: es klingelte, und wir waren alle sehr erstaunt. Abends um halb elf?
'Ist Herr Rothschild da? Polizei!' Brrr, allen griff es kalt ans Herz. Polizei zu dieser Stunde lässt nur ganz Bekanntes ahnen: Verhaftung, unbegründet oder mit Scheingründen zur Untersuchungshaft. Rothschild empfing die 'Herren' im Amtszimmer, und ehe wir noch mit ziemlich gespielter Lustigkeit und Ironie mutmassen konnten, wen das angehen würde und was das bedeuten könne, kam Herr Vater mit weissem Gesicht herein und rief mich heraus. Ich war nur erstaunt, denn was da vorliegen sollte,

[1] Samuel, Fritz (1912 - 1983), seit 1933 Lehrer an der „Wilhelmspflege" und Vorbeter in der Esslinger Synagoge.
[2] Jonas, Albrecht (geb. 1915), seit 1936 Lehrer an der „Wilhelmspflege" und Vorbeter in der Esslinger Synagoge.

war ganz unvorstellbar für mich. Jonas' aufmunterndes Lachen erwiderte ich vollkommen ruhig noch, – und ganz sachlich und eintönig sagte der Stapo-Mann (übrigens der Typ dieser Art Männer, ein gefühlloser, unsympathischer Kerl): 'Frl. Schul, bitte ziehen sie sich jetzt an und kommen sie mit mir aufs Polizeirevier, – morgen fahren Sie nach Polen.' Ich antwortete nicht und fragte nicht. Vor dieser unerbittlichen harten grausamen Gewalt Deutschland bleibt einem kein Wort des Erstaunens, der Entrüstung oder Bitte. Ich hatte auch kein unangenehmes Gefühl igendwie. Es war einfach 'zu' in mir; und ich dachte nur, jetzt musst Du an Dich herankommen lassen, was kommt. Der Gedanke und die unerbittliche Trennung von Arbeit und Menschen, die ich liebe, war mir in seiner ganzen Tragweite wahrscheinlich noch nicht bewusst gewesen. Ich hatte ja schon Wochen und tagelang vorher eine Ahnung gehabt, dass auf diese unbeschreiblich glückliche Zeit eine andere folgen müsse. Am Tag vorher hatte ich im Tagebuch davon geschrieben. Ich holte meinen Schlüsselbund aus dem Wohnzimmer, und auf die erschreckten Fragen von Samuel und Jonas antwortete ich gar nicht mehr. Ich hatte ganz abgeschlossen mit der Tatsache und wollte gar nicht mehr davon sprechen, fragen oder bedauern. Frl. Leib, Herr Vater und Fr. Rothschild (Tante Sara)[1] waren schon nach oben gegangen, um aus den Schlafsaelen 3 Buben noch herauszuholen, denn inzwischen hatte ich erfahren, dass alle Polen aus Deutschland herausgewiesen wurden und innerhalb 24 Stunden, d.h. bis zum 29. Oktober, Deutschland zu verlassen haben.

'Schwerbewacht' durfte ich in mein Zimmer hinaufgehen, um mich anzuziehen, was ich in ziemlicher Ruhe vornahm. Ich war mir ganz klar darüber im Moment, dass Kälte, sogar Hunger und Arbeit auf mich warten würden u. dass ich mich schon in der Kleidung anders einzurichten hatte. Ich zog ein paar dicke Kniestrümpfe über meine seidenen Strümpfe, meine schweren Schnürschuhe u. einen dicken Pulli und Jacke unter meinen Mantel. Dann kam ganz aufgelöst Frl. Leib: 'Was kann ich Dir helfen? Armes Kind.' Ich brauchte einen kleinen Koffer für Schlafanzug, etwas Wäsche, Strümpfe und Waschzeug. Jonas war inzwischen raufgekommen und guckte sich sprachlos diesen Aufbruch an. Als er hörte, dass ich einen Koffer brauche, bot er mir seinen, einen wunderbaren neuen Koffer an. Obwohl ich ablehnte, drängte er, ich solle ihn annehmen, – er könne sich einen neuen anschaffen. Seine ganze Art war

[1] Rothschild, Ina. Seit dem 1. Januar 1938 waren Juden gezwungen, ihrem bisherigen Vornamen den Namen Sara bzw. Israel hinzuzufügen.

von einer derartig treuen Kameradschaftlichkeit, dass ich ganz gerührt war. Aber die Zeit drängte. Beim Jonas im Zimmer fragte Rothschild, er war wirklich mitfühlend erschüttert, was er noch für mich tun könne, Geld, Nachricht nach Haus oder sonst was. Dann ging ich nochmal in mein Zimmer, mein wunderbar schönes Zimmer, aus meinem verschlossenen Schränkchen, in dem meine Tagebücher, Briefe liegen, nahm ich noch mein letztes Tagebuch und steckte es ein. Dann gings zum letztenmal durch den Gang, Wohnungstreppe in die Diele. 3 Jungens, Vitus Mandelbaum[1], Heinz Alter[2] und Theo Sperber[3] standen unten und wir verabschiedeten uns von allen. Ich spielte meine alte leichte Burschikosität und Fröhlichkeit und redete den Buben ermunternd zu, als Herr Vater meinte, dass wir ja wenigstens ein paar Esslinger zusammen sein würden und ich ja welche von meinen Kindern hätte. Alle waren sehr ernst, während ich die Aufgeräumte markierte. Beim Schmul [Fritz Samuel] gabs mir einen gewaltigen Ruck, der liebe Jonas sagte gar nichts mehr, und der Abschied von diesen beiden lieben Kerls wurde mir doch am schwersten.
Dann gings zum letztenmal die hintere Wohnungstreppe runter, wie oft bin ich sie im Turndress rauf und runter gesaust. Aus, – für immer aus. Dann gings hinaus in den wunderbaren Hof, zum letztenmal die riesige Treppe runtergehopst und in den kalten mondhellen Herbstabend raus. Das Landele[4] gings runter. Vollkommen beherrscht und kühl unterhielt ich mich mit den Beamten, ging lustig auf die naiven Bemerkungen der Kinder ein und harrte der Dinge, die da kommen würden.

Auf dem Revier musterten uns die Polizisten und Beamten teils bedauernd, teils geringschätzig erhaben. Personalien wurden aufgenommen und nach Geld gefragt. 'In welche Zelle kommen sie?' fragte ein Beamter und dann gings einen Gang hindurch, über einen Hof wieder auf eine Treppe und dann durch eine grosse Gittertür in einen Gang, in den die Zellen münden. Ich erkundigte mich nach 'Golds' und wurde in eine

---

[1] Mandelbaum, Vitus (geb. 1925), war von 1933 - 1939 Zögling in der „Wilhelmspflege". Über sein weiteres Schicksal konnte nichts ermittelt werden.
[2] Alter, Heinz (geb. 1925), war von 1931 - 1938 Zögling in der „Wilhelmspflege". Mit einem Kindertransport emigrierte er 1939 nach England. 1948 Auswanderung nach Palästina.
[3] Sperber, Theo (geb. 1925), war von 1936 Zögling in der „Wilhelmspflege". Über sein weiteres Schicksal konnte nichts ermittelt werden.
[4] Landele: Landolinsteige. Fußweg vom Israelitischen Waisenhaus „Wilhelmspflege" zur Esslinger Innenstadt.

Zelle geführt. Frau Gold[1] lag an die Wand gelehnt auf einer Pritsche und weinte, während Ingelein[2] ziemlich verständnislos daneben sass. Ich redete ihr ermutigend zu, und sie jammerte nur: 'Meine Herren, schicken sie mir einen Arzt, mein Herz macht nicht mit.' Die Beamten überhörten das vollkommen. Ruth Gold[3] musste noch von einem Peter-Kreuder-Abend[4] kommen aus Stuttgart. Ich wollte mit ihr in eine Zelle, – aber Frau Gold meinte, wir sollten alle zusammen in ihrer bleiben. Das wollte ich nicht. Eine Nacht in dieser kleinen Zelle mit 4 Personen und dieser jammernden, vielleicht wirklich kranken Frau wäre nur dazu angetan gewesen, mir meine kühle Ruhe zu nehmen, mich zappelig und weich zu machen. Ich brauchte jetzt festen Mut, genug Schlaf und Ruhe. Ganz klar überdachte ich alles und liess mich in eine Einzelzelle führen. Eine Pritsche, ein Tischle, ein Bock in der Ecke, auf einem Stein ein grosser Topf mit Deckel u. einen von der Wand herabklappbaren Klodeckel und ein Heizkörper. Der Beamte war sehr nett und höflich und entschuldigte sich so quasi, dass alles etwas primitiv sei. Ich unterschied alles nur im Lichtschein, der vom Gang in die Zelle fiel. Dann schloss sich die Tür – ein paar Riegel knallten vor, der Schlüssel wurde ein paarmal gedreht, noch eine Tür wurde geschlossen und um mich war es dunkel.
Ich legte mich gleich hin. Meinen Mantel zog ich aus und wickelte mich in eine Leinendecke, (die eigentlich zur Unterlage gedacht war, was sich am nächsten Morgen aufklärte, als ich die Decken auf der Erde fand, die eigentlich zum Zudecken gedacht waren). Eigenartigerweise empfand ich weder Angst noch Ekel, als ich mich auf dieses Strohkissen legte, ohne jede Unterlage, auf dem so mancher Strolch oder Kerl gelegen haben mag. Mir war noch recht warm, und bei dem Gesang eines Männergesangvereins, der immer die gleiche Melodie gröhlte, hatte ich Zeit, über alles nachzudenken.

---

[1] Gold, Fanny, geb. Schiffmann (geb. 1889 in Kostina/Bukowina). 1917 Heirat mit Peter Gold. Das Ehepaar hatte drei Kinder: Erna, verh. Guthmann (1918 - 1973), emigrierte 1937 nach Palästina. Ruth Rosa (geb. 1920) überlebte verschiedene KZs, u. a. Auschwitz-Birkenau und Ravensbrück. Seit 1946 ist sie mit Moses Rontal verheiratet. Ingeborg (geb. 1927) besuchte die jüdische Schule im Waisenhaus in Esslingen. Zusammen mit ihrer Mutter gelang ihr, nach der Abschiebung am 27. Oktober 1938 nach Polen, die Emigration nach Palästina.

[2] Gold, Ingeborg, siehe oben.

[3] Gold, Ruth, siehe oben.

[4] Kreuder, Peter (1905 - 1981), komponierte Filmmusiken und Schlager.

Ich war ja gar nicht überrascht über das, was da geschah. Ganz gleich, was da kommen würde, dass diese unbeschreiblich schöne Zeit, dieser glückliche, befriedigende Arbeits- und Lebensabschnitt ein Ende haben würde, war mir ganz klar. Ich hatte ja im Tagebuch gerade erst darüber geschrieben. Vieles ging mir da durch den Kopf, besonders Situationen, Erinnerung an Menschen, die ich liebe. Alle meine Freunde würde ich nicht mehr sehen. Vorbei mit meinen Vorbereitungen für Chanuka[1]. Was würde mit meinem wunderbaren Zimmer werden? Meinen Büchern, Gramophonplatten, Bildern. – Was werden Horstle[2], Kätchen[3] sagen. Was wird mit dem Schmul[4] werden? Dazu immer der Männergesangverein und das Klirren der Schlüssel der Gefängniswärter. Das gab grausige Harmonien. Schlafen konnte ich nicht, so krampfhaft ich mich auch darum bemühte. Ich hörte Ruth Gold heimkommen. Ihre sorglose fröhliche Art tat mir wohl. Sie sprach sehr frisch mit den Wärtern, denn schliesslich hatte sie noch die Peter-Kreuder-Melodien im Kopf. Trotz der schweren dicken Türen verstand man jedes Wort. Dann klirrten auch da die Türen und Schlüssel u. hinter Ruth schloss sich die Zellentür. Die Stunden gingen herum, – plötzlich lautes Klopfen an eine Zellentür, und Rufen. Ruth Gold machte sich bemerkbar. Es dauerte lange, bis sich ein Wärter meldete, u. unheimlich dröhnte das Klopfen in die Stille. Ich zuckte bei jedem Schlag zusammen, obwohl ich sehr ruhig war. Dann kam schwerfällig ein Beamter und rief mürrisch, ohne überhaupt die Tür zu öffnen: 'Was ist?' 'Meiner Mutter ist nicht gut.' Der Mann entfernte sich wieder ohne ein Wort, und ich hörte, wie er das in dem Dienstzimmer erzählte, den anderen Beamten sagen: 'Mir auch nicht.' Dann schlug die Tür, – und aus. Grenzenlose Verlassenheit u. ohnmächtige Hilflosigkeit überkommt einen, wenn man so unerbittlich fest eingesperrt so etwas erlebt. Sehr spät muss ich eingeschlafen sein. Früh war ich wach, denn ich fror wie ein Schneider. An der stetig, aber langsam anwachsenden Helligkeit erkannte ich das Hingehen der Zeit. Bis ich plötzlich auf-

---

[1] Chanukka (hebr. „Weihe"): Achttägiges jüdisches Lichterfest im Dezember zur Erinnerung an die Wiedereinweihung des Tempels im Jerusalem (165 oder 164 v. d. Z.). An jedem Tag wird eine weitere Kerze an dem achtarmigen Chanukka-Leuchter angezündet.

[2] Dreyfuss, Horst, wurde 1932 in Stuttgart geboren. Es ist nicht, bekannt wann er in die „Wilhelmspflege" kam.

[3] Henschel, Kätchen (geb. 1923 in Hamburg), war seit 1936 Zögling in der „Wilhelmspflege". Am 23. September 1940 wurde sie von der Heilanstalt Langenhorn an einen unbekannten Ort deportiert. Über ihr weiteres Schicksal ist nichts bekannt.

[4] Schmul, Fritz Samuel, siehe oben.

schreckte. Ein Taschenlampenschein fuhr mir grell ins Gesicht. Kontrolle: ob sich so ein Zellenbewohner nicht vielleicht erhängt hatte aus lauter Lust am Leben.

Nein, zum Aufhängen war mir nicht zu Mute. Trotz innerem Schmerz um all das, was ich verlor, – war doch einige Abenteuerlust mit grossem Lebensoptimismus gemischt Grundlage meiner Stimmung. Ich stand auf und besichtigte mein Schlafzimmer. Jetzt wollte ich mal regelrecht Gefangene spielen. Ich probierte mein vornehmes Zimmerklo aus. Dann kämmte ich mich, wechselte Strümpfe, und hörte einen Disput zwischen Golds und dem Wärter wegen des 'Morgenfrühstücks' mit an. Dort lehnte man ungnädig ab. Ich nahm meinen irdenen Krug mit Aufwaschwasser u. den harten trockenen Brotknust gerne im Empfang. Ja, ich ass und trank mit Todesverachtung davon. Das gehörte doch zu einem regelrechten Gefangenendasein. Dann hielt ich diesen historischen Moment fest im meinem Tagebuch, – bis mir die Tinte ausging.

Dann wurde mir etwas ungemütlich zu Mute. Hätte ich mit jemand sprechen müssen, hätte ich sicher geheult. So summte ich sämtliche meiner schönen Kinderlieder für mich hin und spazierte in meiner Zelle hin und her wie ein Tier im Käfig. Die Zeit wurde mir lang, ab und zu hörte ich Laute von der Strasse, rasselte das grosse Schlüsselbund der Wärter, aber meine Tür blieb fest verriegelt. Kann ich jetzt ganz, ganz wenig wenigstens nachfühlen, wie es Verbrechern oder nein, unschuldigen Menschen zumute sein muss, die Tage u. Wochen so in Schutz- oder Untersuchungshaft sitzen müssen? Brrr, grauenvoll muss das sein. Ich konnte nicht stillsitzen und spazierte auf den Kanten meiner Pritsche herum. Es war nicht leicht, Balance zu halten, aber es war eine Beschäftigung. Nach einer Stunde ungefähr, mir erschien es noch länger, rasselte es auch an meiner Tür. Man öffnete, und ich durfte zum Waschen gehen. Wenn man den kl[einen] Gang hinterging, durch ein Eisengitter ging, kam man in einen winzigen offenen Raum. Da war neben einem Tisch oder Pult mit Schreibzeug, alten Bierflaschen eine schmutzige Wasserleitung. Ich hatte mein Waschzeug dabei und begann mich zu waschen, als auch inzwischen meine Mitgefangenen erschienen. Die 3 Buben waren sehr fidel und erzählten Schauergeschichten aus ihrer Zelle. Frau Gold war sehr deprimiert, während Ruth sehr aufgeräumt u. etwas laut, erzählte, dass man sie direkt von einem Peter-Kreuder-Abend in Stuttgart in Esslingen von der Bahn abgeholt hätte. Schön wärs gewesen. Ich hatte mir zwar vorgenommen, sehr oberflächlich und gleichgültig über die ganze

Sache hinzugehen, mindestens den Anschein doch zu geben, ganz wie Ruth es auch dokumentierte durch ihre Art, aber es erschien doch deplaziert in diesem Moment. Ich empfand das sehr stark, denn zum Kuckuck nochmal, mir war verdammt anders zu Mute. Golds hatten kein Waschzeug dabei, – Ruth war in grand toilette, aber sonst ohne jedes Zeugs. Das Handtuch für Gefangene benutzten wir nicht. Dann liessen wir uns alle gemeinsam in eine Zelle sperren. Dann überkam mich plötzlich das grenzenlos Trostlose unserer Lage, und obwohl ich mich sehr dagegen wehrte, kamen immerzu Tränen. Herrgott, wie wenig man doch dagegen ankann. Frau Gold liess Äpfel, Bananen und Brötchen, halt Wecken, besorgen, und wir sassen da u. unterhielten uns etwas. Ich sagte gar nichts mehr. Ich hätte richtig losheulen müssen. – Plötzlich rasselte es und die Tür wurde geöffnet. Herr Vater und Fritz Samuel kamen herein. Sie brachten unsere Koffer und verabschiedeten sich von uns. Geschmacklos wäre es, diese Scenen zu beschreiben. Mit viel Beherrschtheit brachte ich es fertig, einigermassen ruhig mit ihnen zu sprechen. Rothschild war totenblass, u. der Samuel sah erschreckend schlecht aus. Wir sprachen nicht viel. Ich gab Schmul die Adresse von Regina[1], – mit einem Schlage war alles für den Moment zerrissen, was war. Als sich dann die Zellentür wieder schloss, war es ungeheuer leer und tot in mir.

Die Esslinger hatten viel eingepackt. Einen neuen grossen Koffer für mich, eine Decke mit allerlei Zeugs und meine Klampfe. Das war ein Lichtstrahl. Ich nahm sie gleich heraus – und durch Singen, tatsächlich richtiges Singen, gelang es uns, unserer Stimmung Herr zu werden. Als Herr Fischmann [Schiffmann][2], der Bruder von Fr. Gold, kam, war allerdings wieder alles aufgewühlt, und die Tränen liessen sich nicht mehr zurückhalten. – Herrgott, wie lange hatte ich schon nicht geweint, aber bald gelang es uns wieder, uns zu unterhalten, zu singen und ruhiger zu werden. Wir bestellten ein gutes Mittagsessen, und durch Saiten-Würstchen und Kartoffelsalat hob sich unsere Stimmung etwas. Frau Gold durfte unter Bewachung in ihre Wohnung gehen und ihre Koffer packen und einiges andere erledigen. Wir sassen so lange herum. Der Wärter hatte grosszügigerweise die Zellentür offengelassen, dass wir auf dem engen Gang hin u. herspazieren konnten, der auch durch ein Eisen-

---

[1] Regina, Rosi Schuls verheiratete Schwester lebte in Belgien.

[2] Schiffmann, Heinrich., Bruder von Fanny Gold. Gemeinsam mit seiner Schwester Fanny und deren Ehemann Peter Gold führte er ein Schuhgeschäft in Esslingen, Pliensaustraße 48, mit einer Filiale in Göppingen.

gitter versperrt war. Dann hiess es, wir hätten Hoffnung, evtl. doch wieder zurück ins Haus gehen zu dürfen, u. unsere Stimmung wurde immer leichter u. froher.

Aber die Ungewissheit nagte und machte furchtbar nervös. Plötzlich hiess es, Golds müssten herunterkommen, sie führen nach Stuttgart. Als wir dann alleine waren, u. es nun gewiss war, dass wir fahren mussten, liess ich mich ganz gehen u. heulte. Bald wurde auch ich heruntergerufen. Der Kommissar war sehr sehr nett u. liess mich meinen Ausweisungsschein unterschreiben. Dann sagte er: 'Kopf hoch Fräulein' und gab mir die Hand, 'Ihre 3 Buben dürfen wieder hinauf ins Haus, das muss Ihnen als Erzieherin doch eine besondere Freude sein.' Freude hin und Freude her, mir war nicht nach Freude zu Mute. Ich erzählte es den Jungens, die sich auch furchtbar freuten. Dann bewaffnete ich mich mit meinem Packen, die Klampfe liess ich dummerweise da, u. dann gings in einem herrlichen Wagen... u. den bekannten Weg nach Stuttgart... Wieviele herrliche Touren hatte ich die Strecke gemacht, als Hachscharling[1] noch mit dem Rad den Weg nach Stuttgart. Die Strasse entlang, wo es rechts noch in den Wald hinaufging und links der Neckar liegt. Alles, alles huschte an mir vorüber. Die wunderbare Fahrt mit Elsass u. Litovski, wonach wir dann bei ihm waren und feine Unterhaltungen u. Musik hatten. An jeder Ecke und Strasse erinnerte ich mich an etwas.

Schnell gings durch ein paar Strassen Stuttgarts u. dann in einen grossen Hof des Gefängnisgebäudes[2]. Da war viel Betrieb. Juden, Juden, Juden und Polizisten, müssige Interessierte u. Helfer und Helferinnen von den deutschen Juden mit Körben mit Esswaren. Als ich aus meinem herrlichen Wagen ausstieg, begegnete mir gerade Ilse Herz[3], die ganz erschrocken rief: 'Du auch Rosi?' Dann fiel sie mir um den Hals u. sagte weinend: 'Ach schadet nichts, es wird schon wieder gut.' Wir hatten keine Zeit, uns lange etwas vorzujammern, aber mit meiner Haltung wars auch fast vorbei. Überall bekannte Gesichter, weinende Frauen, Kisten, Koffer, Kinder, Polizeibeamte und Zivilisten. In ein grosses Gebäude

---

[1] Hachscharling: Jugendliche, die durch eine landwirtschaftliche Ausbildung auf die Auswanderung nach Palästina vorbereitet wurden.

[2] Das Stuttgarter Gefängnisgebäude befand sich in der Dorotheenstraße.

[3] Hertz, Ilse (geb. 1915), Ausbildung zur Lehrerin an der Israelitischen Lehrerbildungsanstalt Würzburg. In Stuttgart unterrichtete sie an der jüdischen Schule. Heirat mit Alexander Roberg, mit ihm konnte sie im Frühjahr 1940 in die USA emigrieren.

ging es, u. es stellte sich heraus, dass mein Koffer noch nicht da war. Er war versehentlich in Esslingen liegengeblieben. Da stand ich auf einer breiten, grossen Treppe, an mir vorbei hasteten die vielen unglücklichen, jammernden Menschen, u. ich stand wie verloren inmitten, hin und hergeschubst, ratlos, was ich jetzt ohne Koffer machen soll. Bis der Polizeikommissar mit mir herunterging zum Telephonieren, u. wir erfuhren, dass er schon unterwegs sei hierher. Wir warteten erst noch vor einem grossen Gitter, ehe wir in den grossen Gang kamen, wo hunderte von Menschen vor den Zellen u. in den Zellen auf ihre Abfertigung warteten.

Alle Stuttgarter Lehrer, aber deutsche, der Alex Roberg[1], der Ahron liefen hin und her u. schleppten u. brachten heran, was sie nur konnten. Und wer mich sah, fuhr zusammen und rief: 'Du auch Rosi, oh Gott.' Golds waren schon drinnen u. Verwandte von ihnen, bei denen wir am Sonntag vorher noch eingeladen waren in Göppingen u. Abendbrot gegessen hatten mit Erich Eckstein und Gerd Loew. Ruth, die Freundin von Eckstein, bestürmte mich, ich solle Golds sagen, sie sollen ihre Pässe verschwinden lassen, denn Leute ohne Pässe würden wieder nach Haus geschickt. Ich konnte das nicht machen, u. befürchtete, dass Golds mir dadurch weggehen würden, die einzigen mit denen ich ja rechnen konnte. Endlich wurde auch ich durch die Gittertür geschoben. In dem Gang standen Leute herum mit ihren Paketen, teils sitzend auf ihnen oder in Gruppen [sich] unterhaltend. Golds sah ich bald und blieb bei ihnen. Wir hatten Zeit zu beobachten u. es gab soviel – tragisch komisch war manches. Besonders, wenn man sah, wie sich alles zum Doktor als reiseunfähig meldete. Jeder hatte plötzlich eine andere Krankheit. Aber der arische Arzt ging unerbittlich durch. Immer wieder wurden viele herausgeschickt, die trotz allen Simulierens als reisefähig befunden wurden. Zum Teil waren die Stuttgarter alle in Zellen gesperrt. Zu 30 u. 40 Mann in eine Zelle, in der sonst 4 Untersuchungsgefangene zu sitzen pflegten. Neben mir stand eine jämmerliche alte Frau, die bei jedem Schritt zusammenknickte u. aussah wie ein altes Wrack, auch sie hatte der Arzt für gesund befunden. Sie jammerte ununterbrochen. Kein Kleid, kein Koffer u. keinen Menschen hatte sie dabei. Und so ging es vielen, vielen der jammernden u. verzweifelnden Menschen. Ich hatte

[1] Roberg, Alexander (geb. 1914), 1937 - 1940 Lehrer an der jüdischen Schule in Stuttgart, Kantor und Religionslehrer bei der Israelitischen Religionsgemeinschaft. Er konnte sich nach dem Pogrom im November 1938 im Wald verstecken und so der Inhaftierung ins KZ entgehen. Heirat mit Ilse Hertz und gemeinsame Emigration 1940 in die USA.

viel u. schweres Gepäck u. wusste garnicht, wohin damit. Ich war mit Golds zusammen, die nun auch ziemlich gefasst dastanden. Wenn man die Kinder dort herumsitzen u. stehen sah, krampfte sich einem das Herz zusammen. Klein Ingele sass auf einem Koffer und blickte verständnislos u. ganz benommen dem Geschwirr um sie her zu. Man hatte eine extra Zelle eingerichtet für alle Kinder, aber Ingele blieb bei uns.

Man lief mit Körben mit Wäsche, Broten u. Getränken umher. Alle Bekannten kamen erneut auf mich zu und hundertmal hörte ich: 'Rosi Du auch.' Kurt Levi, der Autofritze meiner Chinesenkapelle[1] (Abb. S. 60), fiel beinahe um vor Schreck. Jockel Horewitz sprach ich. Er u. sein Vater fuhren auch mit. Man stand so einige Stunden. Endlich hiess es (alle hatten ihre Pässe abgeben müssen), die Pässe würden verteilt, jeder Aufgerufene habe vorzutreten u. sich mit seinem Gepäck zu melden. Unten standen grüne Wagen u. Autos bereit, die die Menschen zum Bahnhof brachten. Ein Hohn, wenn diese Beamten mit spitzen Fingern fast die Namen der Betreffenden aufriefen. Leibisch Finkelstein, Jakob Horowitz. Wenn einer sich nicht sofort meldete, gab es ein grausiges Gebrüll. Und so schleppte sich ein jeder mit Sack und Pack ... ein Stück jüdischen Schicksals. Jeder bot ein tragisches Bild für sich. Wir Esslinger hatten unsere Pässe nicht abgegeben u. gingen so ziemlich als letzte hinterdrein. Eine Treppe gings hinunter, durch einen Torweg auf die Strasse. Immer 30 Leute ungefähr wurden in den Wagen geladen. Wer nicht rasch genug hineinsprang, bekam einen Stoss u. die Koffer flogen ihm nach. Vieh verlädt man sorgfältiger. Kinder schreien, Frauen weinten u. der Oberkommissar, ein Hund von einem Menschen, fluchte u. schimpfte u. stiess Menschen. Draussen standen gaffende, schadenfrohe Menschen, – Hergott, es war mal ein Problem für uns, – ob der Mensch gut ist; die niederste Kreatur auf der ganzen Welt ist der Mensch. Mord und Raub u. Schlechtigkeit jeder Art wohnen in ihnen. Instinkte, die an der Oberfläche schlummern u. durch eine Berührung leisester Art geweckt werden. Es war regnerisch u. kalt draussen. Der Wagen war auf den Seiten offen, u. ich kuckte mit brennenden Augen raus. Nur noch irgendwas mitkriegen aus der herrlichen Stuttgarter Zeit. An der Königst[raße] ging es vorbei. Ja, die KÖNIGSTRASSE, 100, 1000 Dinge fallen einem da ein. Hintenrum an meinem beliebten Eisbasar vorbei, an der

[1] Chinesenkapelle: Rosi Schul gründete und leitete die „Chinesische Musik- und Tanzgruppe ESS-LIN-GEN". Im Programm zur Jahresveranstaltung 1938 der Sportvereinigung J.S.V. Schild/Stuttgart ist auch eine Aufführung dieser Gruppe angekündigt.

J.S.V. SCHILD / STUTTGART

JAHRESVERANSTALTUNG / Samstag, 22. Januar 1938

Gustav-Siegle-Haus, Stuttgart (Großer Saal) / Saalöffnung 19 Uhr, Beginn 19.30 Uhr

J.S.V. Schild, in Klang und Bild!

Vortrags-Folge:

1.	Schildmarsch und Ländler	Handharmonikaschule Ziegler
2.	Vorspruch und Ansage	Max Holländer
3.	ESS-LIN-GEN Beliebte chinesische Musik- und Tanztruppe	Leitung: Frl. Schul
4.	Wanderspiele der Knaben	
5.	Reigen der kleinen Sportmädels	Einstudierung: Magda Alsberg Sportschule und Dodo Hauser, Begleitung: Leni Metzger
6. a)	Zigeunerlied (Joh. Strauss)	
b)	Plantagensong (Clutsam)	Frl. Ruth Robert
c)	Csardasfürstin-Walzer (Kalmän)	Am Flügel: Fritz Rothschild
7. a)	Schauübung der Aktiven an 2 Pferden	
b)	Barrenturnen der aktiven Turnerinnen	
c)	Aufmarsch der Aktiven	
	Ansprache des Landes-Sportführers Victor Strauss	

Pause — Große Tombola

8.	Am Spannreck	Männerriege des Schild
9.	Sprung- und Drehtanz (Rondo alla turce von Mozart)	Erna Feuerlicht am Flügel: Fritz Rothschild Einstudierung: Heddy Simon, Schule Alice Bloch
10.	Florettfechten	Fechtabteilung des Schild
11.	Aktuelle Schnellmalerei (Zum erstenmal in Stuttgart)	Dr. G. Rosenbaum
12.	Englischer Walzer	Ruth Ziegler, Heinz Schleimer
13. a)	Stabübungen mit Musik	Männerriege
b)	Keulenschwingen der Sportmädels mit Musik Am Flügel: Else Staudacher-Stern	Einstud.: Gisela Schneider, Schule Bloch
14.	Seiltanz	Erna Feuerlicht

Änderungen vorbehalten. / Der Flügel stammt aus dem Lager B. Klinckerfuß

Erfrischungen in der Pause durch das Buffet Haimann

Wilhelm Jacobinski
Haus feiner Schokoladen - Erzeugnisse
Stuttgart / Fernsprecher 63846
Post-Straße 17 — Schloß-Straße 68

Gold- und Silberwaren
Juwelen
A. FEIT *Rotebühlstraße 1*
Seit über 40 Jahren in Stuttgart

Letzte Jahresveranstaltung des J.S.V. (Jugend-Sport-Verein) Schild 1938. Als dritte tritt die „Chinesische Musik- und Tanzgruppe ESS-LING-EN" unter Leitung von Rosi Schul auf.

Schlosstr[aße] 12, altes Beth chaluz[1], Gerschon-Weil-Zeit, und an den Bahnhof. Viele Menschen, Gojem, Nazis u. Juden bildeten Spalier, als wir durch die Bahnhofshalle gingen. Sogar da tönte mir von einigen jüd[ischen] Jungens entgegen: 'Rosi Schul'... sie kannten mich vom Pingpong vermutlich. Man fotographierte...

Ich stieg mit Golds u. Horowitzens in ein Coupee. Es war genügend Platz. Zu uns in den Zug stiegen 3 Stapomänner, u. man richtete sich ein. Die Fahrt würde 24 Stunden dauern. Ich hatte schweres u. viel Gepäck u. war froh, dass ich es endlich verstauen konnte. Dann als ich so am Fenster stand u. noch auf den allzubekannten Bahnsteig des wunderschönen Stuttgarter Bahnhofs kuckte, dachte ich, ich würde verrückt vor Sehnsucht nach allem. Und endlich weinte ich so, wie ich es mir den ganzen Tag schon gewünscht hatte. Es ist einfach ein Bedürfnis danach, dessen Befriedigung eine unglaubliche Entlastung ist. Man sollte Menschen immer weinen lassen. Jeder Trost ist überflüssig. Alle waren ganz entsetzt. Jockel Horowitz kannte seine Cousine mit der ewig lachenden u. frohen Laune weiss Gott nicht wieder. Ich konnte mich nicht mehr zusammennehmen. Da sass ein Ehepaar mir gegenüber, ein ganz altes Ehepaar. Sie jammerte in einer Tour, kein 2. Hemd haben sie uns mitnehmen lassen, nichts hatten sie mitnehmen dürfen, als sie nachts abgeholt wurden. Als ich das mitanhörte, u. den alten Mann ihr antworten hörte: 'Wie kannst Du klagen', sagte er immer: 'Du versündigst Dich, haben wir nicht lange genug zufrieden und glücklich gelebt. Sei doch dankbar, dass uns das so lang vergönnt war.' Dann sah er mich u. begann, in unglaublicher Weise auch mir zuzusprechen. Als dieser Mann dann, dem alles verlorengegangen war, schon vorher ein armer Mann aus Haigerloch, der seine armselige Wohnung, vermutlich einen versilberten Leuchter, eine goldene Uhr daheimlassen musste, aus dem einzig Gerettetem, einem Schuhkasten mit ein paar Äpfeln, Brot und Butter, einen Apfel herausnahm u. mir einen halben davon abschnitt, schämte ich mich direkt vor ihm und zwang mich dazu, nicht mehr zu weinen. – Wie würde es jetzt in Esslingen aussehen? Wo waren Mama[2], Papa[3],

---

[1] Beth chaluz: In der Gartenstraße befand sich das Zentrum der Kunstgemeinschaft und ein Beth chaluz (Haus der Hechaluz, der „Pioniere"). Der „Hechaluz" bestand seit 1917 als zionistische Weltorganisation. Ein deutscher Landesverband wurde 1922 gegründet.

[2] Rosi Schuls Mutter Sally konnte zu ihrer Tochter Regina nach Belgien fliehen.

[3] Rosi Schuls Vater Bernhard wurde ebenfalls wie Rosi Schul nach Polen abgeschoben. Zusammen mit Rosi Schul konnte er nach England entkommen.

Menne[1], Delli[2] ect.? Ich würde sie vermutlich in Polen treffen, – wohin würden wir denn nun wirklich kommen usw. usw.? Aber man wurde doch immer wieder abgelenkt. Da sass drüben eine Frau, die ganz alleine, ohne ein Stück, sei es Wäsche oder sonst etwas, geholt worden war. Was soll ich tun? weint sie. Wozu noch leben? Wo man hinhörte, das Gleiche u. jeder erzählte, wie und wann man ihn geholt hatte, u. was man ihnen gesagt hatte. Und die verschiedensten Dinge wurden erzählt. Die Meisten wussten garnicht, was mit ihnen sein würde. Die skrupellosen Polizisten hatten ihnen gesagt, in einer Stunde würden sie wieder daheim sein ect. Und später sah man erst, dass Alles für immer vorbei war. Ich unterhielt mich mit Ruth Gold. Die ganzen letzten netten Erlebnisse der Esslinger und Stuttgarter u. besonders Reutlinger Zeit hatten wir gemeinsam gehabt. Tja, Reutlingen. Die würden Augen machen dort, wenn sie erfuhren, dass auch wir dabei sind. Dann unterhielt ich mich mit Frau Gold mit einem der Stapoleute, der sehr sehr anständig war. Aber es kostete ihn ja auch nichts. Er meinte, in 2 - 3 Tagen wären wir wieder in Deutschland. Es sei nur eine Gegenmassnahme Deutschlands gegen eine Ausbürgerungsaktion, die Polen gegen die polnischen Juden vorhatte. Wer bis zum 29. Okt. nicht in Polen sei von allen polnischen Staatsbürgern, würde ausgebürgert. Darum habe Deutschland alle abgeschoben. Hatten sie jedoch den Stempel, dass sie weiterhin Polen seien, so könnten sie ja wieder zurück. Er sprach uns nicht nur in dieser Weise sehr nett zu, sondern sagte auch weiter, dass diese Massnahme gegen die Juden, wie viele andere, grosses Missfallen erregt habe unter der deutschen Bevölkerung, – aber man dürfe ja nichts sagen. – Jetzt wurde mir plötzlich ganz leicht. Man würde zurückfahren nach Esslingen. Ich glaubte ganz sicher daran.

Ich lernte einen wunderbaren Kerl kennen. Samuel Tanne[3]. Er ist der Besitzer des grossen Warenhauses[4] in Stuttgart, ist verheiratet u. hat 4 kleine Kinder. Die Stunden vergingen im Flug durch die wunderbaren

---

[1] Menne, der Bruder von Rosi Schul und ihre Schwester Delli (Adele), gelang ebenfalls die Flucht nach Belgien. Mit Hilfe einer Untergrundorganisation konnten sie die nationsozialistische Zeit überleben.

[2] Siehe oben.

[3] Tanne, Samuel ist identisch mit Siegfried Tanne. Er war Kaufmann und wohnte in Stuttgart, Straußweg 61/Obergeschoß (Stuttgarter Adressbuch 1932). Ihm gelang später die Flucht nach Palästina.

[4] Feldmann und Tanne, Kurz-, Weiß- und Wollwaren, Stuttgart, Kronprinzenstraße 30-32 (Stuttgarter Adressbuch 1932).

Unterhaltungen mit ihm. Immerzu setzte er sich zu uns u. eine Diskussion über Zionismus, Religion löste legerere Unterhaltungen über alles mögliche ab. Er ist alter Blauweisser[1] u. grosser Zionist. Wir haben wunderbare Unterhaltungen gehabt über Bund u. Jugendbewegung[2], Stellung zu Menschen u. Musik u. Literatur.

In Leipzig längerer Aufenthalt. Von der jüd[ischen] Gemeinde wurden Fresspakete an den Zug gebracht. Man nahm Post ab zum Wegschicken. Ich schrieb an Rothschild u. nach Haus. Immer weiter, immer weiter gings weg von Esslingen. – Frau Gold war furchtbar nett, alles ass ich mit ihnen zusammen, u. wir verabredeten, dass ich auch bei ihnen bleiben sollte, wenn wir erst in Polen landen würden. Komischer Zufall: der Tanne hatte den gleichen Anzug an wie der Samuel, ulkiger Flachs deswegen und Tanne u. ich kamen schon in solch versteckt zärtlichen Flachston, – u. man kam nach Neubeuschen. Der letzte Ort vor der polnischen Grenze. Der Zug hielt. Alle Beamten verliessen den Zug, u. auf dem Bahnsteig waren Beratungen zwischen SS-Männern u. deutschen Beamten. Unverschämte Haltung der Deutschen uns gegenüber. Alle Fenster mussten geschlossen werden, u. sie drohten und schimpften, wenn jemand nur einen Spalt öffnete. Dann war Pass- und Kofferkontrolle. Man hätte mitnehmen können, was man wollte. Die Kontrolle war sehr oberflächlich. 10 Mark hatte jeder u. nach langem quälendem Aufenthalt – fuhr man über die Grenze nach Zbaszyn. – Deutschland lag hinter uns. In Zbaszyn Benschen stand der Zug. Keiner durfte ihn verlassen. Rechts und links standen noch Züge. Ein langer Berliner u. ein Karlsruher. Man konnte hin u. herrufen, sich unterhalten. Bekannte wurden entdeckt, u. man wagte, sogar aus dem Zug zu steigen u. etwas auf dem Bahnsteig hin und herzulaufen. Man holte Wasser u. versuchte sich auf polnisch. Prosche[3], woda[4] ect. Auf dem Bahnsteig 1 standen

---

[1] Sportverein „Blau-Weiss" der Makkabäer, dessen Mitglieder sich im Feuerbach Tal oder in Stuttgart-Degerloch trafen (nach Auskunft von Arno Fern im Mai 1998).

[2] Der Esslinger „Jüdische Jugendbund" wurde 1920 gegründet und stand unter der Leitung von Theodor Rothschild. Ihm gehörten die meisten jüdischen Jugendlichen der Stadt und des Waisenhauses an. Der Jugendbund war dem „Verband der Jüdischen Jugendvereine Deutschlands" mit Sitz in Berlin angeschlossen. Seine Zielsetzung war, „die in ihm vereinigte Jugend auf der Grundlage umfassender Neutralität zu bewußtem Judentum, in gesamtjüdischem Denken und Wollen und im Geiste staatsbürgerlicher Gesinnung zu erziehen. Vgl. den Artikel von Helga Jud-Krepper in diesem Band.

[3] Polnisch: bitte.

[4] Polnisch: Wasser.

Mannheimer. Fritz Klingenholz, Oskar Haendler. Man unterhielt sich über die Entfernung hin. Tanne lief hin u. her u. holte Wasser für alle möglichen Leute. Er war so der Kopf des ganzen Abteils, sprach polnisch und riederte[1]. Seine Mutter bat mich um Wasser, und ich lief hinaus in den trüben, regnerischen Abend mit 2 Flaschen, von der 100 Meter weit liegenden Pumpe Wasser zu holen. Tanne kam mir entgegen u. lief noch einmal mit mir mit. Auf dem Weg sagte er plötzlich: 'Ich bin so froh, dass ich Sie hier getroffen habe. Sie waren wie ein Lichtstrahl auf der ganzen Fahrt. Solch ein lieber kleiner Kerl.' Ich war ganz verblüfft.

Bald hiess es, auch wir müssten aussteigen. Der ganze Zug müsste geräumt werden. Man bewaffnete sich mit seinem Gepäck, u. ab ging es in die neue Heimat. Niemand ahnte damals, dass Zbaszyn 4 - 5 Monate, ja evtl. noch länger unser Aufenthaltsort, unser offenes Gefängnis sein würde. Auf dem Bahnsteig wimmelte es von Menschen, Kinderns, Koffern, Kisten, junge – alles durcheinander. Überall diskutierende Gruppen. Ich blieb bei Horowitzens und Golds. Man rechnete damit, direkt zurückverfrachtet zu werden. Man hörte, dass auch tausende Menschen im Laufe des Tages angekommen seien. Untergebracht in Baracken, Pferdeställen und Bahnhofsgebäuden, Post u. Wartesälen. Auf dem Bahnsteig selbst standen, sassen, lagen ca. 2000 Menschen. Es war 8 Uhr Abends, man hatte schon 2 Nächte nicht geschlafen. – Dieses würde die dritte sein. Die Menschen schliefen im Stehen, auf Koffern sitzend und liegend. Grausig war das Bild, die Kinder dort liegen zu sehen. Es war nass und kalt, u. in Mänteln um Decken gehüllt lagen sie da, verständnislos in das Chaos u. die Nacht starrend. Kinder, Kinder, – was ging in deren Köpfen vor? Wie mussten diese Erlebnisse sich eingraben in die Psyche der Kinder. Es zerriss einem das Herz. Ich setzte mich zu einigen. Sprach mit ihnen und erzählte ihnen Geschichten. Zwischendurch promenierte ich mit Ruth Gold durch die Menge Menschen, die warteten ... warteten, – auf was? Keiner wusste es recht. Aber jeder wollte zurück nach Deutschland. Tragische Ironie des Schicksals... noch nicht genug getreten, geschlagen? Man hatte noch nicht genug.–

Ab und zu traf ich Tanne. Wunderbar sah er aus. Ein blonder Hühne mit einem hellen Mantel u. darüber noch einen wie ein Cape geschlagen. Den Hut tief ins Gesicht gezogen überragte er alle. Er hielt mich an: 'Wo sind sie immer, ich habe sie überall gesucht – u. ich habe solche Sehn-

[1] Jiddisch: umhertreiben.

sucht nach ihrer Nähe.' (Ich dachte mich laust der Affe). Einer entdeckte einen geheimen Weg aus dem Bahnhof hinaus zu den Baracken und Wartesälen, die legal verschlossen waren für die Draussen und Drinnen. Man konnte sich hineinschmuggeln, und weil ich hörte, dass Hannoveraner, Papa und Ruthi[1], da seien, ging ich auf die Suche. Ein Blick in einen der Wartesäle konnte einen zum Wahnsinn erschüttern. 1000 Menschen in einem zum Ersticken heissen und mit schlechter Luft gefülltem Raum. Übereinander auf der Erde u. in jeder Stellung schlafend. Kleine Kinder schrien, Frauen weinten. Immerzu fielen Leute in Ohnmacht, in Krämpfe usw. usw. Ich suchte u. suchte u. fand niemanden, ausser Bekannten von Hannover. Der Rest sei in den Pferdeställen u. Baracken, wo es finster u. festverschlossen war. Mit Mühe drängte man sich wieder durch diese Hölle der Verzweiflung u. des Elend. Wieder traf ich Tanne. Er hatte seine Eltern auch dort und wollte sie besuchen. Ich ging mit ihm. Wir unterhielten uns wundervoll. Dieser herrliche Mensch, er sah [aus] wie ein Grossfürst aus Ariane..., erzählte von sich, dem Verhältnis zu seiner Frau, die 6 Jahre älter ist als er usw. Für mich hätte es noch 100 Stunden dauern können. Ich habe nichts gespürt. Weder Kälte noch Nässe noch Müdigkeit. Ein unglaubliches Erlebnis in dieser Nacht des grossen Elends.

Man drängte sich an Schalter. Slotys wurden eingetauscht, nur mit deutschem Silbergeld, und man kaufte Fahrkarten nach Posen. Man liess sich registrieren. Registrieren ist das Charakteristikum der Zbaszyn Zeit. Die Registratie. Jeder sorgte für sich. Auch Golds und Tanne. Für mich wurde keine Fahrkarte besorgt... so stand ich 6 Uhr morgens, als der 1. Zug abging nach Posen, allein auf dem Bahnsteig u. liess den Zug mit Golds und Horowitzens u. Tanne an mir vorausfahren. Tanne fuhr weg... ich musste auf meine Leute von Hannover warten. Alles wäre leichter gewesen mit Tanne, – ich hatte selber Schuld, – u. blieb zurück. Der nächste Zug ging nachmittags um 3 Uhr nach Posen. So drehte ich mich alleine weiter auf dem Bahnhof. Einige Menschen nur waren weitergefahren, – der Rest wartete auf die Rückreise nach Deutschland. Man würde es näher haben von Zbaszyn aus, man führe bestimmt zurück... –

[1] Rosi Schuls jüngster Schwester Ruthi gelang ebenfalls die Flucht nach Belgien, zusammen mit ihrer Mutter und den Geschwistern.

Seit dem furchtbaren Abend, als die Gestapo in der „Wilhelmspflege" erschien und Rosi Schul und die drei Jungen abholte, waren bis zu diesem Eintrag in Rosi Schuls Tagebuch zehn Tage vergangen. Theodor Rothschild hatte inzwischen Nachricht von ihr bekommen. Leider sind ihre Schreiben nicht mehr erhalten, nur die Briefe, die Rosi Schul von Rothschilds ins polnische Lager zugeschickt bekam:

Esslingen/n.6.XI.38

Liebe Rosi!

Wir haben Deinen lieben Brief und heute auch Deine Karte erhalten und sind über den Inhalt von beiden recht traurig. Wir glaubten, Du seist mit Frau Gold in Posen und es ginge Dir gut, und nun hören wir, dass Du in einem Lager bist mit vielen Leidensgefährten zusammen. Wir können uns denken, wie es da zugeht, wenn so viel Elend auf einem Platz zusammengeballt ist. Dein Brief hat uns auch nach der Richtung hin enttäuscht, als wir bisher glaubten, Ihr kämt bald wieder zurück. Du schreibst uns nun kein Wort von dieser Hoffnung.

Gefreut haben wir uns, daß Du Dich dort betätigen kannst und kannst für Dein Teil dazu beitragen, das Leid zu mildern. Wir wollen Dir gerne im Laufe der Woche die gewünschten Sachen schicken und hoffen, dass Du damit Freude bereiten kannst. Wir werden Dir auch so oft wie möglich ein zollfreies, kleines Päckchen schicken. Wir wunderten uns umso mehr über Eure Lage, als nach Bayern sehr viele wieder zurückgekehrt sind. Hoffentlich könnt auch Ihr bald wieder kommen.

Bei uns ist alles beim alten. Wir haben wieder verschiedene neue Kinder und sollten immer noch mehr aufnehmen. So vermissen wir Deine Mitarbeit sehr. Wir hoffen bald einen Ersatz für Dich zu bekommen, das schliesst aber Deine Rückkehr zu uns nicht aus. Die Praktikantin ist da, aber so eine Anfängerin von 16 Jahren ist noch keine rechte Hilfe.

Von Hannover hören wir, dass dort viel Leid ist. Wir haben den Antrag gestellt, Dein Gehalt Deiner Mutter schicken zu dürfen. Du bist sicher damit einverstanden. Den Kindern ist es alle sehr leid, dass Du nicht mehr da bist, sie wollen immer viel von Dir wissen und sie werden Dir heute Mittag selbst schreiben.

Schreibe uns bald wieder und sei Du und Dein l[ieber] Vater und Grossmutter vielmals gegrüsst

von Deinem Rothschild

Liebe Rosi!

Ich hoffe nur, dass sich Ihre Lage, bis unser Brief zu Ihnen kommt, verbessert hat. Wir wollen Ihnen gerne soweit es uns möglich ist helfen. Wenn Sie für sich noch warme Wäsche oder Stiefel gebrauchen, so schreiben Sie es nur, vielleicht können Sie durch Ihre Umsicht Krankheiten und Unsauberkeit verhüten. Eltern und Kinder werden Ihnen dankbar sein. Wir bedauerten, dass Sie jetzt Ihre Klampfe nicht haben, wir dachten gleich anfangs daran, Ihnen damit einen Broterwerb zu schaffen, deshalb gaben wir sie Ihnen mit. Die Buben sind so froh und dankbar, dass sie hier bleiben konnten. Lassen Sie den Kopf nicht hängen, es wird schon wieder werden, unterdes verwalten wir hier Ihre Habseligkeiten. Alles ist in einem Korb verschlossen, gewaschen, gerichtet, Sie brauchen es nur anzuziehen.

Alles Gute weiterhin und herzlichste Grüsse
Ihre Ina Rothschild

Von der Ausweisung der polnischen Juden am 27. Oktober 1938 aus dem Deutschen Reich waren auch die Eltern von Herszel Grynszpan betroffen. Um die Welt auf dieses Unrecht aufmerksam zu machen, verübte er auf den Gesandschaftsrat Ernst vom Rath in der deutschen Botschaft in Paris ein Attentat. Dr. Joseph Goebbels, Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, befürwortete Vergeltungsmaßnahmen wie das Anzünden und Zerstören von Synagogen und jüdischen Geschäften. Als Termin für den Pogrom wurde der 9. November 1938 angesetzt – die sogenannte Reichskristallnacht.

Nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938

Am 9. November 1938 schrieb Theodor Rothschild an seine Kinder in den USA. Er konnte noch nicht wissen, was die kommenden Stunden bringen würden, ging wie üblich mit großem Interesse auf Schilderungen aus dem Leben von Berta und Ernst ein und blieb mit Äußerungen über die immer drückender werdenden Sorgen und Schwierigkeiten sehr zurückhaltend. Vermutlich befürchtete er die Zensur seiner Post – Erwähnungen von Vorkommnissen hatten schwere Konsequenzen. Mit Sicherheit aber wollte er seine Kinder nicht zusätzlich mit Sorgen und Ängsten um ihn belasten. Oft beschwichtigte er sie geradezu, sie sollten sich bloß keine Sorgen um ihn machen, es ginge ihm gut. In aller Kürze berichtete er über den Abschiedsbesuch von Joseph. Joseph ist ein Bru-

der seines Schwiegersohns Emil Schorsch. Joseph Schorsch wurde 1892 im nordbadischen Hüngheim (Ravenstein) geboren und konnte Ende 1938 in die USA emigrieren. In den folgenden Briefen verlor Theodor Rothschild über das Pogromgeschehen im Waisenhaus und in der Synagoge ebenfalls kein einziges Wort.

Was sich während des Pogroms am 10. November 1938 um die Mittagszeit im Waisenhaus abspielte, schilderte Ina Rothschild in einem Brief an Pfarrer Fritz Majer-Leonhard vom 12. Juli 1962:

Um vorzugreifen, möchte ich sagen, ich habe Namen vergessen. Ich wußte die Namen der Männer, die um die Mittagessenszeit im Waisenhaus erschienen; wir saßen mit den Kindern beim Essen – diese Männer stürmten in den Speisesaal – schrien: raus mit Euch etc., warfen die Tische mit Geschirr und Essen um, trieben uns aus dem Haus, rannten durch die Küche und unteren Räume und zerschlugen, was sie gerade sahen. Ich stand mit einer Gruppe von Kindern hinter dem Hauptgebäude im Regen. Unterdessen holten sich diese Helden 'Keulen' und Stangen aus dem Turnsaal, mißhandelten meinen Mann und die beiden Lehrer Samuel und Jonas. Andere gingen durch das Haus und die Schulräume – nahmen dabei Gegenstände, die man in die Taschen stecken konnte: Taschenuhren, Wecker, kleine Silberleuchter etc. Als einige Kinder ins Haus zurückgehen wollten und mußten, wurden sie unter Drohungen rausgeworfen: Wenn ihr nicht verschwindet, werfen wir Euch ins Feuer!
Im inneren Hof unter dem Amtszimmer hatten sie einen Scheiterhaufen errichtet und verbrannten Thorarollen und einen Teil der wertvollen Bibliothek meines Mannes. Andere Bücher wurden zerrissen, viele gestohlen, die feuerfesten Geldschränke erbrochen, die Ersparnisse der Kinder und deren Papiere verschwanden.
Als wir am Spätnachmittag ins Haus zurückkehren durften, bekamen wir den Befehl, so schnell wie möglich zu räumen. Nachbarn und Bekannte wollten die Kinder aufnehmen, das wurde unter Drohung verboten. Das Telephon war abgeschnitten und wir baten jemand, (ich weiß nicht mehr wen) die jüdische Gemeinde in Stuttgart und Bekannte zu benachrichtigen, um die Kinder abzuholen. Einige packten ihre Habseligkeiten und versuchten, zu Fuß nach Stuttgart zu kommen. Am Abend kamen Bekannte und Verwandte und holten Kinder in ihre Wohnungen, verteilten sie und machten ein Notlager in der Schule [Jüdische Schule in Stuttgart]. Wir packten, soviel wir konnten für sie (unter Bewachung). In der Nacht kamen 2 frühere Zöglinge und holten meinen Mann und mich als Letzte ab und brachten uns zu Verwandten nach Cannstatt.



Aus dem Fotoalbum von Rosi Schul
(oben links: Israelitische Waisen- und Erziehungsanstalt „Wilhelmspflege"; oben Mitte: Theodor Rothschild; links Mitte und unten: Rosi Schul; Mitte und Mitte unten: Fritz Samuel; Mitte rechts: Th. Rothschilds Nichte Bertha Reiss)

Am nächsten Morgen wurde mein Mann in Cannstatt verhaftet, die beiden Lehrer Samuel und Jonas wurden schon am Tag zuvor ins Gefängnis gebracht und dann nach Dachau, von dort konnten sie nach einiger Zeit ins Ausland entkommen...[1]

Das erste Lebenszeichen nach dem Pogrom erhielten Theodor Rothschilds Kinder in Amerika am 15. November 1938 aus Stuttgart-Bad Cannstatt, wo Rothschilds bei den Verwandten Klara und Sally Hirsch vorläufig unterkamen: „Nur ein kurzes Lebenszeichen, daß wir gesund sind u. uns hier bei den Lieben befinden..." Bertel und Ernst wußten nun, daß ihr Vater und Ina, äußerlich unverletzt, bei den Verwandten waren. Selbst jetzt fand Rothschild noch Kraft, sie, die nach Presse- und Rundfunkberichten über die „Kristallnacht" voller Aufregung und Angst waren, zu beruhigen und schrieb: „Ich habe alle Hoffnung, Euch weitere gute Berichte geben zu können."

Auch im folgenden Brief an Rosi Schul waren Rothschilds mit ihren Äußerungen sehr zurückhaltend:

Rothschild b/ S.Hirsch
Bad Cannstatt
Selbergstr. 16 *23.XI.38*

Liebe Rosi!

Sie sehen an der Anschrift, dass wir nicht mehr in E[sslingen] sind. Die Kinder sind in Stu[ttgart] und hier, teils daheim untergebracht. Die beiden Lehrer sind noch in Schutzhaft, also das Haus für uns geschlossen. Wir hoffen noch immer, dass wir wieder mit unserer Arbeit anfangen können!

Herr Vater und Herr Dr. Schw[eizer][2] *bemühen sich sehr für alles, wir haben nun selbst erlebt, wie es Ihnen damals zumute war, und hätten noch mit Ihnen getauscht. Als ich für uns zu packen anfing, fiel mir erst ein, dass ich ja Ihnen meinen grossen Koffer mitgegeben hatte. Wir können Ihnen hoffentlich in den nächsten Tagen noch den gepackten Schliesskorb schicken, der vor der Zeit gerichtet war. Ich wollte nur abwarten, ob die Kisten mit getragener Kinderwäsche ankämen, dann Ihre Sachen schicken, so unterblieb es bis heute. Ihre oder eine andere Klampfe liegt auch*

---

[1] Zit. n.: Von Weimar bis Bonn. Esslingen 1919 - 1949. Esslingen 1991, S. 279f.

[2] Dr. Alfred Schweizer aus Stuttgart war von 1934 - 1939 Vorsitzender des Vereins „Israelitische Waisen- und Erziehungsanstalt Wilhelmspflege".

noch ganz in Ihrem Zimmer, ich werde sie packen lassen, sobald ich die Möglichkeit dazu habe.

Wir freuen uns, dass Sie so tapfer weiterarbeiten, hoffentlich haben Sie doch das Glück, mit Ihren Angehörigen zusammenzukommen. Von Hannover haben Sie wohl durch Ihre Verwandte gehört.

Schreiben Sie uns bald einmal wieder, wir freuen uns, wenn Sie uns wenigstens Gutes schreiben können.

Herzlichste Grüsse
Ihre Ina Rothschild

Liebe Rosi!

Wir freuen uns mit Deinen befriedigten Berichten. Halte Dich nur weiter so aufrecht. Bei uns sieht es nicht hoffnungsfroh aus, wir halten aber doch den Kopf aufrecht. Schreibe uns bald.
Herzlichen Gruss Dein *Rothschild*

Bad Cannstatt.30.XI.

Liebe Rosi

Wir danken Ihnen recht herzlich für Ihren l[ieben] Brief. Leider traf er uns noch immer in C[annstatt]. Wir haben ungefähr dasselbe Los, warten, was man mit uns beschliesst, doch eine frohe Nachricht können wir Ihnen heute mitteilen. Die beiden Lehrer werden im Laufe der nächsten Tage frei. Hoffentlich kommen sie noch mal zu uns, der Abschied war so wenig 'erfreulich', dass wir sie gerne noch mal in Ruhe sprechen möchten. Herr J[onas] hat eine Einwanderungserlaubnis nach Schweden. Für S[amuel] werden auf Veranlassung von Selma[1] *wohl Behrs in Catskill sorgen. Ich möchte es ihm von Herzen gönnen.*
Die Kinder sind noch immer überall, Käthe[2] *noch bei Dr. Einstein*[3]*, sie haben sie sehr gern, sie ist lieb und anhänglich und macht den Leuten viel Freude. Die Schuster*

---

[1] Selma Kaufmann (geb. 1920 in Ulm) war von 1933 - 1936 und Anfang 1938 Zögling in der „Wilhelmspflege". Im Herbst 1938 emigrierte sie in die USA und heiratete den 1908 in Mönchsroth geborenen Eugen Behr.

[2] Siehe S. 54 Anm.3.

[3] Dr. Ernst Einstein war Amtsrichter und wohnte in Stuttgart, Charlottenstraße 21B. Seit 1929 war Dr. Einstein Mitglied im Israelitischen Oberrat.

sind hier in C[annstatt], auch Theo Schwab[1]*, er kommt fast jeden Tag und besorgt die Post wie in E[sslingen]. Leider können die Kinder noch in keine Schule gehen. Es sind verschiedene kleine Zirkel, in denen sie unterrichtet werden! Sehr viele klagen über Langeweile, die geregelte Einteilung in E[sslingen] fehlt eben doch. Ich merke es am besten an mir selbst, obwohl ich keinen Augenblick ohne Beschäftigung bin, ist das doch kein Leben.*

Wir warten täglich auf einen Bescheid, dass sich in E[sslingen] etwas ändert, denn auch unsere Sachen sind alle drüben. Gerne hätte ich Ihnen schon Ihre Sachen geschickt, aber es ergab sich noch keine Möglichkeit. Frl. Leib ist in St[uttgart], sie wird am I.XII. die Kinder täglich sammeln, mit ihnen spazierengehen und so die verschiedenen Familien etwas entlasten. Da wären nun Sie am rechten Platz, aber Sie haben sicher Ihr gerüttelt Mass Arbeit. Da sie einem so schönen Zweck dient, wird es Ihnen sicher nicht zuviel. Die Kisten sind nun auch abgegangen, der Spediteur hat sie bis jetzt liegen lassen. Ich habe nachdem Ihr Brief ankam, gleich moniert, hoffentlich kommt alles an!

Wir haben vor, morgen nach Hannover zu fahren, da Dr. Sch[orsch und Familie] auch in Kürze weggehen. Wir werden bei der Gelegenheit, Ihrer l[ieben] Mutter, falls sie noch da ist, Ihr übriges Gehalt auszahlen.

Meine Anfrage wegen des Koffers war natürlich nicht so gemeint, dass Sie ihn zurückschicken sollen. Im Gegenteil, ich weiss jetzt nur zu gut, was es heisst, aus dem Koffer zu leben.

Hoffentlich sind die Kinder im Lauf der Zeit etwas zivilisierter. Unter diesen Umständen erleben sie natürlich so unsagbares, wie glücklich sind doch unsere gewesen, wenn es auch morgens nicht immer gestrichenes Brot gab! Alle schreiben, wie gerne sie wieder nach E[sslingen] gingen, sie wollten gerne alle helfen, Betten machen haben viel[e] Buben gelernt. Sie helfen in all den Familien Geschirr abwaschen und bei allen Frauenarbeiten. Ihr Klaus Steinkr.[itzer] und sein Bruder[2] *haben es wohl am schönsten bei Verwandten getroffen, sie können, so oft sie wollen, baden, haben es so schön, dass das Kläuschen über das ganze Gesicht strahlt.*

Jetzt wissen Sie wieder eine Menge Neues, ich kann mir denken, dass Sie sich über alles freuen, was aus so schöner Vergangenheit kommt. Empfangen Sie nun herzliche Grüsse

von Ihrer Ina Rothschild

Herr Vater und die ganze Familie Hirsch lassen herzlichst grüssen.

---

[1] Theo Schwab (geb. 1925), seit 1933 Zögling in der „Wilhelmspflege". Am 1. Dezember 1941 wurde er nach Riga deportiert und umgebracht.

[2] Klaus (geb. 1929) und Horst (geb. 1925) Steinkritzer. Es ist nicht bekannt, wann die Brüder in die „Wilhelmspflege" kamen.

Am 3. Dezember 1938 waren das Ehepaar Rothschild zusammen mit Theodor Rothschilds Schwester Helene in Hannover bei Tochter Fanny, Schwiegersohn Emil Schorsch und den Enkelkindern Hanna und Ismar zu Besuch. Helene half ihrer Nichte Fanny bei den Vorbereitungen zur Emigration nach England. Knapp zehn Jahre war Dr. Emil Schorsch bereits Rabbiner in Hannover[1]. Auch die dortige Synagoge war in der Nacht des Pogroms zerstört worden. Emil Schorsch wurde nach dem Pogrom für zehn Tage im KZ Buchenwald interniert.

Im Nachsatz eines Briefes Theodor Rothschilds an seine Tochter Berta schrieb Fanny am 3. Dezember 1938 ihrer Schwester voller Verzweiflung: „Auch Tante Helenes Sache durch die Brüder in die Hand nehmen lassen. Vaters Sache sehr beschleunigen. So G[ott] w[ill] sind wir in 1/4 Jahr alle zusammen. Schreibt uns gleich nach England." Nach dem Entsetzen, das das Pogrom ausgelöst hatte, suchte man nach Möglichkeiten, Deutschland schnellstens zu entfliehen. Fanny Schorschs Hoffnung, die 1938 in die USA emigrierten Brüder Theodor Rothschilds Salomon und Rudolf könnten für Theodor, Ina und Helene Rothschild bereits eine Bürgschaft leisten, war wegen der amerikanischen Affidavitverordnung nicht möglich. Ein Affidavit für Emigranten bedeutete die Bürgschaft eines Staatsbürgers im Einwanderungsland. Dieser mußte sich verpflichten, im Notfall für den Unterhalt des Einwanderers aufzukommen. Weder Salomon noch Rudolf Rothschild hatten die finanziellen Möglichkeiten dazu.

Für Familie Schorsch konnten Verwandte in England Visa besorgen, und erneut gab es eine schmerzliche Trennung. So sehr Theodor Rothschild für die Familie seiner Tochter eine Emigration erhofft hatte, so tief muß ihn doch der bevorstehende Abschied bedrückt haben. In späteren Briefen bedauerte er immer wieder, das Heranwachsen seiner Enkelkinder Hanna und Ismar nicht miterleben zu dürfen, und befürchtete, daß die beiden den Opa vielleicht vergessen könnten.
Fünf Wochen nach der Pogromnacht verließ die Familie Schorsch Deutschland. „Es war damals bitterkalt und da das Schiff mit Verspätung ablegen sollte, bestiegen sie kurzfristig ein kleines Propellerflugzeug. In der ersten Chanukka-Nacht hatten sie noch die Kerzen in Deutschland angezündet, in der zweiten Chanukka-Nacht bereits in

[1] Vgl. den Beitrag von Helga Jud-Krepper in diesem Band.



Lina Kahn mit Hanna und Ismar Schorsch

England. Emil sagte damals, 'wenn ich Deutschland verlasse, lasse ich auch Europa hinter mir.' So war er auch entschlossen, nicht lange in England zu bleiben, sondern nach Amerika zu emigrieren, wo sich die Familie in Pottstown niederließ."[1]

Aschaffenburg – Theodor Rothschilds zweite Heimat

Nachdem die Tochter Berta nach ihrer Heirat 1929 nach Aschaffenburg gezogen war, wurde diese Stadt für Theodor Rothschild zur zweiten Heimat. Aus den Grundbuchakten geht hervor, daß er dort, wohl zusammen mit der Familie seiner Tochter ein Haus besaß, in der Obernauer Straße 20 [heute 16]. Aus dieser familiären Bindung ergaben sich vielfältige Beziehungen zur Verwandtschaft der Schwiegerfamilie und deren Freundeskreis und dadurch zur jüdischen Gemeinde der Stadt Aschaffenburg.
Theodor Rothschilds Bindungen nach Aschaffenburg hatten auch nach der Emigration seiner Tochter weiter Bestand. Es muß ihm ein tiefes Bedürfnis gewesen sein, zu erfahren, wie es den Freunden und Ver-

[1] Schorsch, Ismar: Deutschland heute ein Garant für Israel. In: Aufbau, 5. 8. 1984.

wandten dort ging. In seinem Brief vom 8. Dezember 1938 an seine Tochter berichtete er über seinen Besuch in Aschaffenburg nach der Pogromnacht:
„Tante Häns traf ich leider nicht, sie ist sehr bekümmert, da Jul[ius] noch weg ist, ebenso Auerhan und Hermann. Ich war bei H[errn] Weinheimer. Er ist sehr bekümmert, da auch sein Sohn Fritz bei Hermann ist. Bei Schloß war ich auch..." und „Alte liebe Erinnerungen stiegen auf. Ich spürte Dich, l[iebe] Bertl, an meiner Seite, wir unterhielten uns und ich wünschte nur, daß mir dieses Glück noch werden möchte, in einer neuen Heimat mit Dir über die alten winkeligen Straßen zu sprechen, über den ewig schönen Main, über die alten Bauwerke. ... einige Geschäfte waren durch Rolläden geschlossen, von einer lieben Stätte will ich Euch nichts schreiben. Draußen in der Obernauerstraße war alles ruhig und still, unten rauschte wie zuvor der Main, arbeitete das Sägwerk. R. Anwesen am Anfang der Straße hat andere Besitzer, aber die Fenster an dem großen Gebäude, der Kellerei gegenüber, sind noch immer zerbrochen. Ich war in den Gassen bei Matt..."

In diesem Brief bricht Theodor Rothschilds Trauer und Verzweiflung hervor. Wer waren all diese Menschen, die er hier erwähnt, was war mit ihnen geschehen?
„Tante Häns" muß Johanna Philipp (geb. 1883) sein, eine Tante von Theodor Rothschilds Schwiegersohn Ernst Hamburger. Ihr Sohn Julius (geb. 1905) war am 12. November 1938 verhaftet und im KZ Dachau interniert worden. Er wurde später freigelassen unter der Zusage, Deutschland schnellstmöglich zu verlassen. Am 27. April 1939 emigrierte er über England in die USA. Seine Bemühungen, auch für seine Mutter ein Visum zu erhalten, scheiterten. Johanna Philipp wurde 1942 in das KZ Izbica in Polen deportiert und dort ermordet.
Die Familie Auerhan wohnte in Rothschilds Haus in der Obernauer Straße. Ebenso wie Julius Philipp war Max Auerhan (geb. 1889) im KZ Dachau interniert, von wo er am 5. Dezember 1938 wieder freikam. Im Februar 1940 konnten er und seine Frau Erna (geb. 1898) in die USA emigrieren. Zuvor, im August 1939, war es ihnen noch gelungen, den jüngeren ihrer beiden Söhne, den elfjährigen Hans Heinrich, mit einem Kindertransport nach England zu schicken. Der ältere Sohn Franz Günter (geb.1920), war bereits 1936 nach Palästina ausgewandert.
Ein besonderes Anliegen war für Theodor Rothschild auch ein Besuch bei Maier Weinheimer. Geboren 1873 in Karlsruhe, lebte er mit seiner

Frau Meta und den Kindern in Aschaffenburg. Das Ehepaar emigrierte 1939 nach Holland, dort verstarb er 1942, seine Frau Meta konnte aus Holland in die USA emigrieren. Ihr Sohn Dr. Hermann Weinheimer (geb. 1906), Gerichtsreferendar und Geschäftsführer der israelitischen Kultusverwaltung sowie Schriftführer des Jüdischen Kulturbundes in Bayern, war ein enger Freund von Berta und Ernst. Hermann war zusammen mit seinem Bruder Fritz (geb. 1911) am 10. November festgenommen und ebenfalls nach Dachau gebracht worden. Hermann und Fritz Weinheimer überlebten – sie konnten im Frühjahr 1939 in die USA emigrieren.
Ein weiterer Anlaufpunkt für Theodor Rothschild war Leo Schloß (geb. 1893). Leo Schloß war Religionslehrer der jüdischen Gemeinde und lebte seit 1920 in Aschaffenburg. Ihm und seiner Familie gelang 1939 die Emigration nach England.
Während meines Aufenthaltes in Aschaffenburg im November 1996 kam ich vor dem Haus in der Obernauer Straße mit Herrn Kern ins Gespräch. Immer wieder passierten mir diese Glücksfälle, Menschen zu begegnen, die mir mit ihren Kenntnissen aus der damaligen Zeit weiterhalfen. Herr Kern erzählte nicht nur, daß der von Theodor Rothschild erwähnte Wilhelm Matt von 1901-1933 Bürgermeister und geheimer Rat in Aschaffenburg war, er wußte auch, daß mit „R." Isaac Rothschild gemeint war, der bis zum Pogrom in dem „großen Gebäude" gewohnt hatte. Theodor Rothschild und Isaac Rothschild waren befreundet. Am 23. April 1942 wurde Isaac Rothschild ins KZ Izbica deportiert und ermordet.

Erschütternd war für Theodor Rothschild der Anblick der verwüsteten jüdischen Häuser und Geschäfte, vor allem aber der zerstörten Synagoge, der „lieben Stätte", die in der Nacht vom 9. auf den 10. November angezündet worden war und völlig niederbrannte.
Bezirksrabbiner von Aschaffenburg, Dr. Fritz Bloch (1903 - 1975), mußte diese Schändung nicht miterleben. Er emigrierte bereits Mitte 1938 nach Tel Aviv. Fritz Bloch war auch Vorsitzender des Fürsorgevereins für israelitische Nerven- und Geisteskranke und des Talmud-Thora-Vereins in Aschaffenburg. Am 23. Januar 1939 berichtete Theodor Rothschild in einem Brief an seine Tochter Berta: „Frau Dr. Bloch ist nun auch weg." Die Ärztin Anna Bloch konnte mit den Kindern Heinrich-Awrahm (geb. 1932), Jakob (geb. 1934), Meny (geb. 1935) und Mirjam Debora (geb. 1938) ihrem Mann nach Palästina folgen. 1953

wurde Dr. Fritz Bloch Landesrabbiner von Württemberg und Hohenzollern und 1956 Vorsitzender des damaligen Rabbinerrates (Rabbinerkonferenz) der Bundesrepublik Deutschland.

In seinem Brief vom 8. Dezember 1938 stellte Theodor Rothschild auch schon Überlegungen an, das Haus in der Obernauer Straße zu verkaufen. Aber nach einem Gespräch am gleichen Tag mit dem zuständigen Kreisleiter [Wohlgemuth] war Theodor Rothschild klar, daß er beim Verkauf nichts zu sagen hatte, schrieb er doch im selben Brief: „Der Kreiswirtschaftsberater [Wohlgemuth] wird wohl den Käufer stellen."
In einem Urteil vom 9. Januar 1951 der „Geschäftsstelle der Wiedergutmachungskammer beim Landgericht Würzburg" kann man jedoch nachlesen, daß bereits 1938 durch eine Verfügung des Gauleiters aus einer Bewerberliste ein Käufer für Rothschilds Haus bestimmt war: Stadtsekretär Josef Roth und dessen Ehefrau Rosa wollten das Haus erwerben.

Am 23. Januar 1939 schrieb Theodor Rothschild dann an Berta: „Diese Woche bekam ich vom Finanzamt die Nachricht, daß der Einheitswert des Häuschens auf 17900 M festgesetzt worden sei. Auf dieser Grundlage ist ein Verkauf eher möglich. Ich bin nun begierig zu hören, was die Kaufliebhaber hierzu sagen."
Die Verkaufsverhandlungen zogen sich aber noch bis zum 9. Januar 1941 hin. Die Verhandlung führte der damalige Aschaffenburger Oberbürgermeister und Kreisleiter Wohlgemuth. In der Abschrift für das Grundbuchamt vom 31. Januar 1942 steht: „Gemäss §§ 8.15 der Verordnung über den Einsatz des jüdischen Vermögens vom 3.12.1938 und §§ 2.3 der weiteren Verordnung zur Durchführung der Verordnung über den Einsatz des jüdischen Vermögens vom 18.1.1940 genehmige ich den Verkauf des Anwesens Plan No. 259 Steuergemeinde Aschaffenburg, Wohnhaus Obernauer Strasse No. 20 in Aschaffenburg nach dem Vertragsangebot Urk.R. No. 30 vom 7. Januar 1942 und der Urkunde des Notars Otto Heusel in Stuttgart Urk.R.No. 3 vom 9. Januar 1942 zum Preise von 18.225.- RM."
In dem schon erwähnten Wiedergutmachungsschreiben aus dem Jahr 1951 steht außerdem: „Wenn in manchen Briefen zwischen Wohlgemuth und dem Antragsgegner [Theodor Rothschild] davon die Rede ist, 'dass der Jude gedrückt werden müsse', so ergibt sich aus dem Zusammenhang, dass damit nur ein Herabhandeln des Kaufpreises gemeint war. Dieses Drücken des Kaufpreises hielt sich aber im Rahmen des üblichen

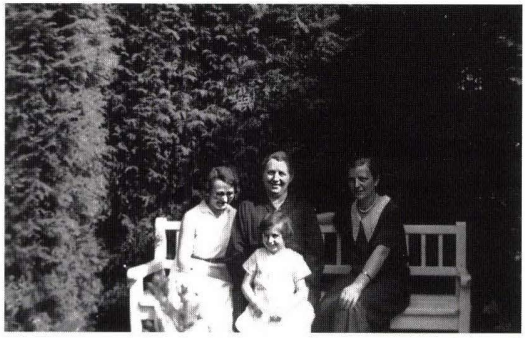
Handelns." Weiter ist zu lesen: „Ein einziges Mal wird Wohlgemuth in seiner Sprache gegenüber den Vertretern des Verkäufers scharf, als er nämlich mit aller Entschiedenheit die angeblichen 'Methoden einem deutschen Kriegsteilnehmer gegenüber' zurückweist."

Krumbach/Hürben bei Augsburg – die Heimat Tante Linas nach dem Pogrom

Die jüdische Gemeinde von Hürben, seit 1902 ein Stadtteil Krumbachs, war über 400 Jahre lang eine der etwa zehn bedeutendsten ländlichen Judengemeinden Bayerisch-Schwabens. Besuche in Krumbach bei seiner Schwägerin Lina Kahn, einer weiteren Schwester seiner ersten und zweiten Frau, bedeuteten für Theodor Rothschild lange Zeit unbeschwerte Ferientage ohne Arbeit und Verpflichtungen „im Schatten der Wälder, in der Sonne der Wiesen, auf den lauschigen Plätzchen u. Bänken..." (Brief vom 26. 12. 1938).

Der Besuch im Dezember 1938 jedoch war anders. Das Ehepaar Rothschild fuhr nur wenige Tage nach seinem Aufenthalt in Aschaffenburg nach Krumbach – um zu trösten. Lina Kahn lebte alleine im Rabbinerhaus in der Synagogengasse 2. Ihr Mann Isidor war von 1897 bis 1924 Lehrer an der israelitisch-deutschen Schule in Krumbach und bis zu seinem Tode 1930 Kantor und Vorsänger in der Synagoge gewesen. Sohn Eugen (geb. 1900) und Schwiegertochter Claire waren bereits in die USA emigriert. Wann das Ehepaar emigrierte, konnte nicht ermittelt werden; leider war über Claire nichts herauszufinden.

Die Plünderung und Schändung der Krumbacher Synagoge muß Lina hautnah erlebt haben, wohnte sie doch direkt gegenüber. In ihr Haus drangen am 10. November 1938 der Kreisführer und mehrere Gestapobeamte und durchwühlten Schubladen und Kästen. Sie beschimpften ihre in Freundschaft und Treue verbundene Haushaltshilfe Anna Hardter, ob sie sich nicht schäme, schon seit 27 Jahren bei der Jüdin zu arbeiten, und drohten, sie in ein Arbeitshaus einzuweisen. Anna Hardter arbeitete seit 1912 bei Familie Kahn. Nach dem Tod von Isidor Kahn am 20. November 1930 ging sie mit Lina Kahn nach Esslingen. Lina pflegte ihre kranke Schwester Jette Rothschild und blieb nach deren Tod in der „Wilhelmspflege". Sie übernahm bis 1936 die Stelle der „Hausmutter", und Anna Hardter half, wo es eben nötig war. Anna und Lina



Rechts: Anna Hardter, Mitte Lina Kahn, Vorne: Hanna, Schorsch



Vor dem Rabbinerhaus in Krumbach:
Von links: Eugen Kahn, Isidor Kahn, Lina Kahn, Claire (Ehefrau von Eugen)
und Anna Hardter

muß eine tiefe Zuneigung verbunden haben, denn trotz aller Drohungen hielt Anna Hardter ihr weiterhin die Treue. Im Schutz der Dunkelheit besuchte Anna auch nach dem Pogrom weiterhin Lina Kahn. Nach Aussagen ihres Neffen Peter Hardter vom Februar 1997 blieb sie bis an ihr Lebensende 1973 eine integre und mutige Frau.

Aus Krumbach schrieb Theodor Rothschild am 26. Dezember 1938 an Berta, seinen Schwiegersohn Ernst und seinen Neffen Eugen: „Es ist freilich nicht mehr so wie einstens im Mai, alles hat einen andern Ton u. alles spricht ganz anders zu uns... Wir wanderten durch ein Feenreich u. wir vergaßen alles Leid u. alles Weh, u. all die alten lieben Erinnerungen wurden wach, die sich an jede Bank knüpften, wo wir scherzten u. plauderten mit Onkel Isidor, Fanny, Bertel u. Dir, l[ieber] Eugen. Und wir waren wieder froh."

Nichts wurde über die Schreckenstage in Krumbach berichtet. Aber Theodor Rothschild muß zutiefst getroffen gewesen sein, als er erfuhr, was sich zwischen dem 10. und 13. November dort abgespielt hatte: „Am Freitag beorderten Gestapoangehörige telefonisch etliche jüdische Familien in die Synagoge, andere wurden unter Schmähungen in die Synagoge getrieben. Dort mußten sie unter Schmähreden religiöse und wertvolle Gegenstände auf Lastwagen werfen. Währenddessen wurden die älteren Männer einzeln in die Waschküche geholt, sie sollten, vor einem Holzklotz kniend ein Schriftstück unterschreiben, und damit bestätigen, daß sie Arier betrogen und zudem Rassenschande betrieben hätten. Sie wurden geschlagen und mißhandelt. Zu dieser Zeit wurden gleichzeitig alle Fenster der Synagoge eingeschlagen..."[1]

Auch über das Schicksal der gemeinsamen Bekannten Mina Klopfer schwieg er. Diese wurde am 22. November denunziert, weil sie in einem Laden erwähnt hatte, daß sie während des Pogroms ihren Bruder bewußtlos in der Waschküche habe liegen sehen. Mina Klopfer wurde nach der Schutzhaft in Günzburg vor das Sondergericht in München gestellt und zu einem Jahr Frauengefängnis verurteilt. Nach ihrer Entlassung wurde sie des Landes verwiesen. Am 11. August 1939 schrieb Rothschild sehr knapp, daß Mina Klopfer nach Schanghai ausgereist sei. Dort starb sie bald darauf.

---

[1] Zit. n.: Sallinger, Barbara: Zum Schicksal der jüdischen Gemeinde in Krumbach im Dritten Reich. Krumbach 1988, S. 19.

Am 26. Dezember 1938 schrieb Theodor Rothschild an seinen Neffen Eugen und dessen Frau in die USA und versprach, was in seinen Möglichkeiten lag, für ihre Mutter zu tun. Er spielte dabei auch mit dem Gedanken, Lina Kahn nach Esslingen zu holen. Sie blieb aber bis zu ihrer Emigration in Krumbach wohnen.
Noch im August 1941 konnte Lina Kahn über Kuba in die USA entkommen.Theodor Rothschilds Schwester Helene half ihr bei den Vorbereitungen. Sie schrieb dazu am 4. September 1941: „Die Zeit in Krumbach hatte mich sehr mitgenommen, auch der Abschied in Berlin war sehr schwer. Nun hoffe ich nur, daß Tante Lina bald bei ihren Kindern sein kann..." Als Lina Kahn Ende 1941 in New York eintraf, hatte man drei Tage zuvor ihr einziges Kind Eugen beerdigt. Er war an einem Herzinfarkt gestorben.

Die Wiedereröffnung der „Wilhelmspflege"

Nach dem Pogrom am 10. November 1938 in Esslingen und der damit verbundenen sofortigen Schließung des Waisenhauses fanden Theodor und Ina Rothschild vorübergehend eine Unterkunft bei Familie Hirsch in Cannstatt. Über vierzig Jahre hatte Theodor Rothschild in Esslingen gelebt und trotz der fürchterlichen Erlebnisse, die er nun mit Esslingen verbinden mußte, zog es ihn nicht nur gedanklich ständig dorthin zurück. Am 5. Januar 1939 berichtete er: „Heute waren wir in E[sslingen]. Ich war auch auf dem Friedhof und freute mich über die hochgewachsenen Tujen, die das Grab [von Anna Rothschild] umsäumen u. dort Wache halten, zum Himmel weisend. [Waisen]Haus und Stadt haben ihren anheimelnden Charakter für mich verloren."
Schon am 10. Januar 1939 zogen Ina und Theodor Rothschild wieder nach Esslingen, zunächst in die Schelztorstraße 17. Dort bewohnten sie ein großes Zimmer im Haus von Julie Gugenheim.
Wie eng Theodor Rothschilds Gedanken stets mit seiner alten Wirkungsstätte verbunden waren, zeigt die Bemerkung aus seinem Brief vom 10. Januar 1939 an Berta und Schwiegersohn Ernst: „...u[nd] so schauen wir nun von uns[erem] Fenster aus hinauf zur Burg u[nd] wissen dahinter das Haus, das für immer unser Haus sein wird."

Eine große Erleichterung muß für Theodor Rothschild die Entscheidung des Reichsminister des Innern vom 17. Dezember 1938 gewesen sein,



1933: Noch konnte Theodor Rothschild oben in der „Wilhelmspflege" relativ unbehelligt arbeiten, aber die Bedrohung durch die Nationalsozialisten nahm ständig zu. Zum 1. Mai haben sich verschiedene NS-Organisationen auf dem äußeren Burgplatz versammelt.

„die bisherigen Schuleinrichtungen für Juden bis auf weiteres offen zu halten. Gegen den Widerstand der Esslinger NSDAP erteilte Reichsstatthalter Murr am 3. Februar 1939 die Anweisung, der Wiederbelegung der israelitischen Waisen- und Erziehungsanstalt Wilhelmspflege mit jüdischen Minderjährigen keine Hindernisse in den Weg zu legen." Die Kreisleitung der Esslinger NSDAP wollte die Rückkehr der jüdischen Waisenkinder nach Esslingen nicht hinnehmen, mußte ihren Widerstand jedoch aufgeben, als Reichsstatthalter Murr entschied, solange ein öffentliches Bedürfnis für die Aufrechterhaltung dieses Erziehungsheimes bestehe, seien die politischen Bedenken zurückzustellen.
Wahrscheinlich aber war die Wiedereröffnung der „Wilhelmspflege" dem mutigen Einsatz des Vorsitzenden des Vereins „Israelitische Waisen- und Erziehungsanstalt Wilhelmspflege", Dr. Alfred Schweizer, zu verdanken. Dieser war Rechtsanwalt und wohnte zusammen mit seiner Frau in der Tübinger Straße in Stuttgart. Auch er wurde nach dem Pogrom im November 1938 ins KZ gebracht. Wie mir sein Neffe Hans George Hirsch berichtete, setzte sich sein Onkel, Dr. Alfred Schweizer, kurz zuvor aus der Schutzhaft im KZ entlassen, in den nächsten Zug nach Berlin, um sich bei dem dafür zuständigen Ministerium für die Notwendigkeit der Wiedereröffnung einzusetzen.[1]
Doch resigniert und mutlos schrieb Theodor Rothschild noch am 23. Januar 1939 an seine Kinder: „Wir stehn immer noch vor dem Ungewissen. Wir haben die Erlaubnis, unsere Arbeit wieder aufzunehmen, aber wir können es praktisch nicht ausführen u. können unsere Kinder nicht zusammenrufen... alles ist ungewiß, u. fehlt doch die rechte Freude an all der Arbeit."

Am 8. Februar 1939 konnte Theodor Rothschild hingegen berichten: „Seit letzten Freitag wohnen u. essen u. schlafen wir wieder Panoramastr. 65... Just am Bi'schvat, am Neujahrstag der Bäume, an diesem altisr[aelitischen] Freudentag haben wir die Erlaubnis bekommen, wieder Kinder aufzunehmen." Eine Woche später, am 15. Februar, schrieb er: „Nun stehen wir mitten in unserer Arbeit u. das Aufbauen nimmt unsere ganze Kraft in Anspruch... Schon sind wieder viele Kinder da, aber noch nicht alle Hilfskräfte."

[1] Vgl. Hans George Hirsch „Zum Geleit" in diesem Buch.

Es wurde immer schwieriger, geeignete Lehrer und Mitarbeiter für das Waisenhaus zu finden. Viele, denen es möglich war, hatten nach dem Pogrom Deutschland fluchtartig verlassen.
Theodor Rothschild nahm zusammen mit Fritz Samuel, einer „netten" Hausgehilfin, Friedrich Lang und Philipp Blüthe die Arbeit im Waisenheim wieder auf.
Fritz Samuel, geboren 1912 in Eisenschmitt/Eifel, studierte von 1927 bis 1928 am Lehrerseminar in Esslingen, danach in Heilbronn und begann nach seinem Examen 1933, an der „Wilhelmspflege" zu unterrichten. Fritz Samuel wurde nach dem Pogrom in Schutzhaft genommen und anschließend im KZ Dachau interniert
Friedrich Lang (geb. 1898) war kein Jude. Viele Jahre arbeitete er als Gärtner in der „Wilhelmspflege". Am 14. März 1939 beschrieb Rothschild ihn als „einen sehr tüchtigen, zuverlässigen Menschen." Nach Auflösung der „Wilhelmspflege" wurde Friedrich Lang als Verwalter eingesetzt. Laut damaliger Rechtslage durften allerdings „Arier" nicht mehr für Juden arbeiten.
Philipp Blüthe, (geb. 1909 in Altenschönbach/Hessen), hatte 1933 in Flehingen und 1936 in Jebenhausen als Knecht gelebt. Im Zusammenhang mit der Pogromnacht 1938 wurde er in einem Bericht von Ina Rothschild als „jüdischer Chauffeur einer Familie" genannt, der das Ehepaar Rothschild am Abend des 10. November 1938 nach Cannstatt gefahren hatte. Am 26. April 1942 wurde Philipp Blüthe nach Izbica deportiert und umgebracht. Hedwig Rosenfeld, die „nette Hausgehilfin", wurde 1916 in Crailsheim geboren. In der „Wilhelmspflege" arbeitete sie vorwiegend in Hauswirtschaft und Küche. Sie konnte im Sommer 1939 in die USA emigrieren.
Laut Theodor Rothschilds Brief vom 30. März 1939 war Rosi Hain (geb. 1923) hingegen für die Kinder zuständig. Über ihr weiteres Schicksal konnte nichts herausgefunden werden.

Albrecht Jonas, der bis zum 10. November 1938 Lehrer an der „Wilhelmspflege" war, konnte nach dem Pogrom nicht mehr weiter mithelfen. Albrecht Jonas, geboren 1915 in Gladenbach/Hessen, wurde von 1934 bis 1936 an der Israelitischen Lehrerbildungsanstalt in Würzburg ausgebildet. Er begann im September 1936 als Lehrer an der „Wilhelmspflege". Gemeinsam mit Fritz Samuel war er Vorbeter in der Esslinger Synagoge. Während des Pogroms im Waisenheim wurden beide schwer mißhandelt, und auch Albrecht Jonas wurde nach der „Schutz-

haft“ in Esslingen und Stuttgart ins KZ Dachau gebracht. Am 8. Februar 1939 emigrierte Albrecht Jonas nach Göteborg in Schweden. Vierzig Jahre arbeitete er dort als Kantor und Religionslehrer.

Im Frühjahr 1939 begann sich die Arbeit in der „Wilhelmspflege“ wieder zu stabilisieren. So schrieb Theodor Rothschild am 22. März 1939 an seine Kinder: „Der Frühling ist bei uns mit heftigem Schneefall eingetreten. Unsere Kinder haben im hinteren Hof eine Skibahn, Rodelbahn und Schlittschuhbahn eingerichtet u. fahren lustig drauflos... Auch sonst herrscht reges Leben im Hause, u. es klopfen wieder viele Kinderhände an mein Zimmer. Nur ist die Arbeit fast zu groß, da wir noch keinen Lehrer haben u. auch noch ohne Kindergärtnerin u. Wirtschafterin sind.“
Bereits am 5. Mai konnte er endlich berichten: „Nun sind also alle unsere Hilfskr[äfte] da. H[err] Preuss ist 51 Jahre alt, ledig, ein gewandter Mensch aus Berlin, der scheints von Kindern etwas versteht u. auch im Unterrichten Erfahrung hat. Dann ist da unser Ehepaar Isenberg, biedere einfache Menschen."
Hugo Preuss (geb. 1886) hatte an der Universität in Berlin studiert. Er wurde am 9. Dezember 1942 von Berlin nach Auschwitz deportiert und ermordet.
Arnold Isenberg, geboren 1891 in Regenwalde/Pommern, studierte am Lehrerseminar in Hannover und war verheiratet mit Friederike Leopold, geboren 1889 in Pfeddersheim/Worms. Das Ehepaar wurde von Rexingen aus am 26. April 1942 nach Izbica deportiert und ermordet.
Am 21. April 1939 hatte Theodor Rothschild von einer neuen Kindergärtnerin, Alice Blitz, berichtet. Sie wurde 1921 in Schöneck/Vogtland geboren. Über ihr weiteres Schicksal konnte ich nichts herausfinden.
Bis zum 15. Mai 1939 konnte auch Fritz Samuel noch unterrichten. Bevor er nach England emigrierte, fuhr er zum Abschiednehmen für einige Wochen zu seinen Eltern und der Schwester nach Berlin.

Für Theodor Rothschild war nun fast ein „normales“ Arbeiten wieder möglich. Doch er wußte auch, daß diese Arbeit jederzeit gefährdet war. So schrieb er am 19. Mai 1939: „Wir haben von Tag zu Tag zu sorgen u. das tun wir u. vollführen, was der Tag von uns fordert.“ Über die Pfingsttage gönnte er sich einen Besuch bei seinen Geschwistern Helene und Karl und der Schwägerin Anna Rothschild in Buttenhausen. Vom dortigen Aufenthalt berichtet sein Brief vom 31. Mai 1939. Voller

Schmerz schrieb er: „Wir haben all die schönen Plätzchen wieder aufgesucht. Sie waren so schön wie je, auch bei kaltem regnerischen Wetter u. doch krampfte sich das Herz zusammen in dem Bewußtsein: vorbei, gewesen. Niemand störte u. doch wußten wir, wie es stand."
Das Ehepaar Isenberg erfüllte in der „Wilhelmspflege" nicht die Hoffnungen, die Theodor Rothschild in sie gesetzt hatte. Deshalb entschied er: „Herr und Frau Isenberg müssen nun wieder gehen. Heute morgen hörte ich eine Lehrprobe von dem H[errn] Lehrer. Mir tun die Kinder leid. Ich weiß gar nicht, wie man eine Sache so schlecht machen kann" (Brief vom 9. Juni 1939).

Schon kurze Zeit darauf, am 7. Juli, konnte er von einem „netten jungen Lehrer" berichten, den er als Ersatz für Arnold Isenberg erhalten hatte. Seine Identität konnte ich trotz längerer Recherchen nicht feststellen.
Im Brief vom 21. Juli 1939 teilte Theodor Rothschild seinen Kindern mit: „Seit anfangs Febr[uar] sind bei uns bereits 100 Kinder eingetreten und 20 wieder aus. Das macht eine Heidenarbeit." Schon zur Wiedereröffnung der „Wilhelmspflege" im Februar 1939 waren bereits viele der ehemaligen Zöglingen ins Waisenhaus zurückgekehrt. Genaue Zahlen konnten aber nicht ermittelt werden.
Im Brief vom 12. Juli 1962 an Pfarrer Majer-Leonhard schrieb Ina Rothschild: „Nach der Wiedereröffnung der Wilhelmspflege sammelten wir die übrigen. Mehr und mehr Kinder kamen, da sie keine öffentlichen Schulen mehr besuchen durften und sie in kleinen Orten nicht mehr sicher waren."

Am 7. April 1939 erzählte Theodor Rothschild in seinem Brief an seine Kinder von dem Sederabend, der das Pessachfest einleitete: „30 Kinder saßen um uns herum, u. die anderen gingen in Ferien." Gerade an den Festtagen kamen immer wieder die Erinnerungen an Gewesenes, als noch die eigenen Kinder mitfeierten, und er schrieb ihnen: „...wir waren immer so froh und glücklich erhoben durch die vielen wertvollen Gedanken des alten u. ewig jungen Büchlein." Mit dem „Büchlein" ist die Pessach-Haggada gemeint. Seit dem 10. Jahrhundert liegt sie unverändert in der heutigen Form vor und wird zu Beginn des Pessachfestes am Sederabend vorgelesen und gesungen.
In demselben Brief vom 7. April berichtete Theodor Rothschild: „Heute war Herr Eppstein bei uns. Er will uns seine Nichte bringen. Die Eltern Falk gehen nach Sontheim u. übernehmen dort die Wäscherei. Der Junge ist in Ahlem u. wir wollen das Mädchen nehmen." Bis zur Auflösung der

„Wilhelmspflege" im August 1939 konnte die damals vierzehnjährige Carry Falk noch relativ unbeschwert leben. Ihr Bruder Fritz kam in der Israelitischen Gartenbauschule Ahlem bei Hannover unter. Diese wurde 1893 gegründet; nach 1933 war ihr Bestreben, stellungslos gewordene Kaufleute, existenzlos gewordene Akademiker und vom Studium abgedrängte Studenten umzuschulen, um sie auf eine Arbeiter-Tätigkeit in Palästina vorzubereiten. Am 22. August 1942 wird Carry Falk zusammen mit ihren Eltern über Theresienstadt nach Auschwitz deportiert und dort ermordet. Ihr Bruder Fritz wurde am 26. April 1942 nach Izbica/Polen deportiert und ebenfalls ermordet.

In den Nachsätzen zu den Briefen ihres Mannes schrieb Ina Rothschild oft voller Liebe über die Kinder in der „Wilhelmspflege", wie zum Beispiel im Brief vom 7. April 1939: „Die Feiertage waren schön bei uns, trotz aller Schwere. Die Kinder sind so glücklich, die Neuen besonders so froh in u[nserem] schönen Haus, daß diese Freude jeden mitreißen muß. Es sind sogar kleine Bayern da aus Heubach... Sie ziehen sich 'alläänig' an." In einem späteren Brief vom 28. April 1939 fügte sie über diese hinzu: „So kleine 7-8jährige Schlemilchen, die aber treu und anhänglich sind."
Zum Ende der Ferien berichtete Theodor Rothschild am 27. April: „Sonntag kommen nun unsere Kinder zurück, dazu auch viele neue. Wir haben dann so annähernd wieder 70 Kinder, darunter auch viele kleine. So beginnt für uns wieder eine große, aber schöne Arbeit u. ich kann mir gar nicht vorstellen, daß dies alles einmal aufhören soll." Und seine Frau fügte begeistert hinzu: „...es gibt wieder einen richtigen Schlafsaal 6 mit lauter 1. + 2.Klässlern."
Weitere neue Zöglinge kamen aus dem jüdischen Landschulheim Herrlingen. Nach dessen Schließung am 30. März 1939 wurden einige dieser Kinder in der „Wilhelmspflege" untergebracht, so die elfjährige Suse Erlanger und ihr dreizehnjähriger Bruder Peter aus Ravensburg. Nachdem die beiden vom Besuch der Schule in ihrer Heimatstadt ausgeschlossen worden waren, hatten sie das Landschulheim in Herrlingen besucht. Ihre Vater, Dr. Ludwig Erlanger, bewirtschaftete ein großes Gut in Ravensburg. Zusammen mit ihren Eltern Fanny und Dr. Ludwig Erlanger konnten die Geschwister im November 1939 nach Palästina emigrieren.
In seinem Brief vom 12. Mai 1939 berichtete Theodor Rothschild über den Abschiedsbesuch von Alfred Dreifuß, einem ehemaligen Zögling

der „Wilhelmspflege". 1902 in Stuttgart geboren, kam Alfed Dreifuß nach dem Tod des Vaters ins Esslinger Waisenheim. Nach dem Abitur war er Lehrling in der Verlagsbuchhandlung Langguth und in der Buchhandlung Stocker in Esslingen, von 1930 bis 1933 Dramaturg an der „Jungen Volksbühne" Berlin. 1935 wurde Alfred Dreifuß von der Gestapo verhaftet und in Buchenwald und Dachau interniert. Er emigrierte 1939 nach Schanghai.
Kurz vor den Sommerferien, im Brief vom 21. Juli 1939 an seine Kinder, schrieb Rothschild noch über Neuanmeldungen für das neue Schuljahr: Der Leiter der jüdischen Schule in Stuttgart, Dr. Emil Goldschmidt, bat um Aufnahme seiner Tochter Eva in die „Wilhelmspflege". Emil Goldschmidt gelang es Ende 1939, zusammen mit seiner Tochter, nach Chile emigrieren; dort bekam er eine Professur für Germanistik an der Universität von Santiago de Chile.

Zu einem neuen Schulbeginn in der „Wilhelmspflege" sollte es nicht mehr kommen. Während der Ferientage bei Schwägerin Lina Kahn in Krumbach erhielt Rothschild am 16. August 1939 die Mitteilung, daß „auf Grund des Mobilmachungsbefehles das Waisenhaus zur Einrichtung eines Lazaretts beschlagnahmt und geräumt werden müsse." Am 30. August wurde in der „Wilhelmspflege" ein Seuchenlazarett für die Wehrmacht eröffnet. 1942 übernahm die Stadt Esslingen die „Wilhelmspflege" für eine Kaufsumme von 266 400 Reichsmark. Diese wurden der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland überwiesen; verfügen konnte sie darüber jedoch nie.

Für sechs Monate war es Theodor Rothschild gelungen, für seine Kinder eine kleine sichere Insel inmitten eines immer bedrohlicher werdenden Deutschlands zu bewahren.
Theodor Rothschild selbst war es jedoch nie möglich, sich den ständig zunehmenden Schikanen und den Sorgen zu entziehen. So bereiteten ihm die Zukunft der noch verbliebenen Esslinger Juden große Sorgen: „Wir fragen uns, was dann mit Frau Milner und mit H[errn] Starapolski geschehen soll. Für 1 Altersheim sind sie angemeldet, aber die Plätze sind so rar" (Brief vom 23. Januar 1939).
Luise Milner (geb. 1867) wohnte zuletzt im Hohenkreuzweg 40. Der 1855 geborene Josef Starapolski war von 1902 bis 1933 Vorbeter der Esslinger israelitischen Gemeinde. Beide zogen im Juli 1939 in das jüdische Altersheim nach Herrlingen um. Von dort wurden sie im Juli 1942

in ein sogenanntes „Jüdisches Altersheim" nach Oberstotzingen zwangseingewiesen und am 22. August 1942 nach Theresienstadt deportiert. Josef Starapolski kam dort am 18. September 1942 um, Luise Milner am 21. März 1944.

Eine vermeintlich gute „Neuigkeit" konnte Theodor Rothschild am 15. Februar 1939 nach Amerika melden: „Dr. Cohn/Ulm hat sich mit Thea Meth verheiratet. Sie wandern gemeinsam aus." Dazu sollte es jedoch nicht mehr kommen. Thea Meth, geboren 1904 in Schwäbisch Gmünd, war von 1922 bis 1932 Fürsorgerin in der Privatklinik Kennenburg in Esslingen, Dr. Julius Cohn Rabbiner in Ulm. Trotz seines schweren Herzleidens wurde Rabbiner Cohn in der Pogromnacht in Ulm mißhandelt: Man schlug ihn, zündete seinen Bart an und warf Rabbiner Cohn in einen Brunnen. Er konnte 1939 nach England emigrieren, dort starb er Anfang 1940. Seine Frau Thea wurde am 22. August 1942 nach Theresienstadt, dann nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.

Abschiede von Angehörigen und Freunden waren zur bitteren Realität des Alltags geworden. Immer wieder gab es neue Einschnitte, wie die Abreise von Fraence Moses, der langjährigen Leiterin des Israelitischen Frauenvereins in Esslingen. Ihr Mann, Leopold Moses, starb 1934; sie konnte mit ihren Töchtern Natalie und Ruth nach England emigrieren. Theodor Rothschild schrieb am 30. Juni 1939 dazu: „Der Weggang von Frau Moses bedeutet für uns ein wichtiger Verlust, denn sie kümmerte sich um Gemeindesachen u. war eine wertvolle Stütze unseres Gottesdienstes, da ihr Gebet u. Ansprache etwas bedeutete u. sie wußte immer ein liebes Wort dazu zu sagen. In all den schweren Lagen ihres Lebens zeigte sie sich als eine wirkliche ...[hebr. Wort war nicht mehr zu lesen]. Hoffentlich hat sie nun viele frohe u. heitere Tage zu erwarten." Fraence Moses Tochter Ella wurde 1916 in Esslingen geboren. Bis 1934 besuchte sie die Mädchenrealschule. Ihre Heirat am 19. April 1939 mit Richard Heimann (geb. 1916) war die letzte jüdische Hochzeit, die in Esslingen stattfand. Theodor Rothschild schrieb darüber am 21. April 1939: „Mittwoch hatten wir eine Trauung in...[unserem Betsaal] – Ella Moses. Wir bauten eine schöne Chuppe u. dekorierten den Raum. Es war sehr schön. Nur Dr. Wallach hätte mehr sagen sollen – ein bequemer Seelsorger." Ella und Richard Heimann konnten im Juni 1939 nach England emigrieren. Rabbiner Dr. Luitpold Wallach (geb. 1910) war von 1937 - 1939 Bezirksrabbiner von Göppingen. 1939 konnte er in die USA auswandern.

Auch Rechtsanwalt Dr. Alfred Schweizer, Vorsitzender des Vereins „Israelitische Waisen- und Erziehungsanstalt Wilhelmspflege" konnte im Februar 1939 zusammen mit seiner Frau in die USA emigrieren. Bis dahin war Dr. Schweizer in vielen Angelegenheiten, die das Waisenhaus betrafen, eine zuverlässige Stütze für Theodor Rothschild gewesen. Über diesen Verlust schrieb er am 22. März 1939: „Sein Weggang hat uns sehr betrübt u. hat mich mit neuer Verantwortung belastet. Aber auch das muß sein."

Nur acht Tage später (30. März 1939) berichete Theodor Rothschild über die „Abschiedsfeier" für Julius Wißmann im Hause von Karl Levi, der von 1933 bis zu seiner Emigration 1939 in die USA Gemeindevorsteher der Israelitischen Gemeinde in Stuttgart gewesen war. Julius Wißmann hatte sich als Geschäftsführer der Israelitischen Oberkirchenbehörde und des Israelitischen Oberrats seit 1924 bis zu ihrer gezwungenen Auflösung am 28. März 1938 unermüdlich für die Belange der jüdischen Gemeinden in Württemberg eingesetzt. 1939 konnte er nach Südamerika emigrieren.
Alle jüdischen Emigranten, die Deutschland erst nach Ende 1938 verlassen konnten, waren zunächst finanziell vollkommen auf Unterstützung von Verwandten oder Freunden im Ausland angewiesen. Mit nur zehn Reichsmark mußten sie die Heimat verlassen; eine Übertretung des Devisengesetzes bedeutete schwerste Strafen.
Im Brief vom 19. Mai 1939 erwähnte Rothschild nur kurz, daß sein Freund Meyer auch „weggegangen" ist, was für ihn wohl einen tiefen persönlichen Verlust bedeutete. Max Meyer (geb. 1865) war Bibelwissenschaftler und Lehrer. Seit 1894 arbeitete er für die jüdische Gemeinde in Stuttgart. Wie Martin Buber hielt auch Max Meyer viele bibelwissenschaftliche Vorträge im „Jüdischen Lehrhaus" in Stuttgart. Er war ein sehr beliebter Lehrer. Im Mai 1939 konnte er in die USA emigrieren.
Die Zurückgebliebenen hatten nicht nur den Verlust von Freunden und Mitarbeitern zu betrauern, ihnen wurde auch durch ständige neue Erlasse die Arbeit immer schwerer gemacht.

Theodor Rothschild leitete nicht nur die „Wilhelmspflege", sondern engagierte sich – besonders nach 1933 – immer stärker in jüdischen Organisationen. So wurde er 1936 in den Israelitischen Oberrat gewählt. Der Israelitische Oberrat vertrat die Israelitische Religionsgemeinschaft nach außen. Er setzte sich aus einem Rabbiner, einem Juristen und fünf

ehrenamtlichen Mitgliedern zusammen. Der Sitz des „Oberrats der Israelitischen Religionsgemeinschaft Württembergs" war in Stuttgart in der Königstraße 82. Die Bibliothek mit ihren nahezu 6 000 Bänden soll mit ihrer Sammlung von Judaica und Hebraica eine der schönsten und wertvollsten in Europa gewesen sein.
Präsident des Israelitischen Oberrats war von 1930 bis 1935 Dr. Otto Hirsch. Im Sommer 1933 wurde er zum Geschäftsführenden Vorsitzenden der „Reichsvertretung der deutschen Juden" in Berlin gewählt, behielt jedoch die Ämter des Präsidenten und rechtskundigen Mitglieds des Oberrats zunächst bei. Während seiner Abwesenheit vertrat ihn Vizepräsident Leopold Levi. Amtsrichter a. D. Dr. Ernst Einstein erledigte zeitweise die juristische Arbeit.
Nachfolger von Dr. Otto Hirsch wurde 1935 Dr. Siegfried Gumbel. Mit einer Verordnung vom 28. März 1938 hörte der Israelitische Oberrat als solcher auf zu existieren und wurde zusammen mit dem Israelitischen Vorsteheramt Stuttgart als „Israelitische Kultusvereinigung Württemberg und Hohenzollern" weitergeführt. Dr. Gumbel war in dieser Vereinigung für die Angelegenheiten der auswärtigen Gemeinden und Theodor C. Hirsch für die Stuttgarter Angelegenheiten zuständig. Dr. Siegfried Gumpel (1874 - 1942) wurde 1941 nach Dachau deportiert und ist dort umgekommen.

Am 8. Februar 1939 schrieb Theodor Rothschild: „Morgen haben wir wieder einmal eine Sitzung im Oberrat. Es wird wohl die letzte sein, denn es gibt jetzt nur noch eine Reichsvereinigung der J[uden] in D[eutschland] u. Gemeinden, sonst nichts mehr. Ihre Hauptaufgabe liegt auf sozialem Gebiet. Auch alle Vereine sind aufzulösen." Und am 30. Juni 1939: „Montag war ich den ganzen Tag in St[uttgart] bei einer Lehrerkonferenz, die der Fortbildung diente. Die Schar ist natürlich sehr zusammengeschmolzen..."
Die „Reichsvertretung der deutschen Juden" wurde 1939 dem Reichssicherheitshauptamt unterstellt und der Name zwangsweise in „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland" geändert. Ihr Sitz war weiterhin in Berlin. Die „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland" sollte die Auswanderung der Juden fördern. Darüber hinaus wurde sie zum Träger des jüdischen Schulwesens sowie der freien jüdischen Wohlfahrtspflege bestimmt. Der „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland" mußten alle deutschen und staatenlose Juden angehören. Außerdem konnten jüdische Vereine und Stiftungen aufgelöst oder ihre Eingliederung in die

Reichsvereinigung angeordnet werden. Sie war verpflichtet, für den Schulunterricht der jüdischen Kinder zu sorgen, nachdem diesen der Besuch von öffentlichen Schulen verboten worden war. In den Schlußbestimmungen stand: „Eine Entschädigung für Nachteile, die durch die Durchführung dieser Verordnung entstehen, wird nicht gewährt." Unter der Präsidentschaft von Rabbiner Dr. Leo Baeck blieb Dr. Otto Hirsch weiterhin Geschäftsführender Vorsitzender.

Otto Hirsch (geb. 1885) studierte Jura in Heidelberg, Leipzig, Berlin, Oxford und Tübingen. 1919 trat er ins Württembergische Innenministerium ein. 1920 vertrat er bei der Friedenskonferenz in Paris die württembergischen Belange für die Internationalisierung der Donau. Seit 1921 war er Direktor der neu gebildeten Neckar-Aktiengesellschaft. Otto Hirsch wurde Mitbegründer des „Vereins Jüdisches Lehrhaus" in Stuttgart. 1937 wurde er zum ersten Mal verhaftet: Zu Jom Kippur hatte Leo Baeck ein besonderes Gebet verfaßt, das in allen Synagogen in Deutschland vorgelesen werden sollte: ein stolzes Bekenntnis zum Judentum – und ein Grund für seine Verhaftung. Gegenüber der Gestapo erklärte sich Otto Hirsch für die Verteilung des Gebetstextes verantwortlich, wurde daraufhin ebenfalls verhaftet, später aber wieder freigelassen. Leo Baeck und Otto Hirsch wollten in Deutschland bleiben, bis auch der letzte Jude gerettet war. Im Februar 1941 wurde Otto Hirsch zum zweiten Mal verhaftet und im KZ Mauthausen am 19. Juni 1941 ermordet. Seiner Frau, Martha Loeb-Hirsch, die schon ein Visum für die USA hatte, wurde auf Anordnung Eichmanns der Paß abgenommen. Frau Martha Loeb-Hirsch wurde am 26. Oktober 1942 aus Berlin in den Osten deportiert und ist umgekommen. Ihre drei Kinder konnten aus Deutschland entkommen: Grete und Ursula wurden mit einem Kindertransport nach England geschickt, später, 1946 wanderten sie in die USA aus; Sohn Hans-Georg emigrierte in die USA.

Über die Beerdigung von Helene Hirsch (geb. 1860), die Mutter von Otto und Theodor Hirsch, schrieb Theodor Rothschild im Brief vom 19. Mai 1939: „Volkszählung u. Beerdigung von Jean Louis [richtig: Helene] Hirsch, Mutter von Otto Hirsch, brachten mich etwas ins Hintertreffen mit m[einer] Zeit." Helene Hirsch hatte 1883 Louis Hirsch (geb. 1858) geheiratet. Dieser arbeite von 1903 bis 1914 als ehrenamtlicher Waisenpfleger des Gemeinderats Stuttgart. Louis Hirsch wurde 1911 von König Wilhelm II. auf Lebenszeit zum Israelitischen Oberkirchenvorsteher ernannt. Von 1924 bis 1930 war Louis Hirsch Vizepräsident des Israeliti-

schen Oberrats. Bereits seit 1904 war er Ausschußmitglied und ab 1934 Ehren-Ausschußmitglied der Israelitischen Waisen- und Erziehungsanstalt „Wilhelmspflege". Im Mai 1932 erhielt Louis Hirsch die Ludwig-Stern-Ehren-Denkmünze. Er gab die erste Anregung zum Neubau des im Jahr 1913 eingeweihten Hauses der „Wilhelmspflege" in der Panoramastraße in Esslingen und stand auch dem Baukomitee vor. Nach der Ermordung seines Sohnes Otto am 19. Juni 1941 im KZ Mauthausen, die Louis Hirsch verschwiegen werden konnte, gelang ihm, zusammen mit seinem Sohn Theodor C. Hirsch, die Emigration in die USA. Louis Hirsch starb während der Überfahrt, am 16. August 1941, drei Tage vor Ankunft seines Schiffes in New York (nach Mitteilung von Hans George Hirsch im Januar 1997).

Die Arbeit im Ausschuß der Israelitischen Waisen- und Erziehungsanstalt „Wilhelmspflege" wurde nach der Emigration wichtiger Ausschußmitglieder immer schwieriger. Theodor Rothschild schrieb dazu am 22. März 1939: „Es sind nur noch wenige Ausschußmitgl[ieder] in Deutschland." Trotzdem arbeitete Theodor Rothschild unermüdlich weiter: „Gestern hielt ich eine Ausschußsitzung vom Waisenhaus, es sind fast alle Ausschußmitglieder ausgewandert. Es ist mir ganz angst. Ich muß nun eine Mitgliederversammlung einberufen u. neue Leute wählen lassen" (Brief vom 16. Juni 1939). Und am 7. Juli 1939 hieß es: „Wir haben Montagabend Mitgliederversammlung vom Waisenhaus mit Neuwahlen des Ausschusses und eines neuen Vorstandes. Diese Arbeiten nehmen mich auch sehr in Anspruch. Aber sie mußten sein, da fast der ganze Ausschuß ausgewandert ist." Doch sieben Tage später hatte sich die Lage schon wieder verändert: „Montag wollte ich eine Mitgliederversammlung anberaumen. Ich hatte alles vorbereitet, auch einen neuen Vorstand in petto; da kam mitfolgende Verordnung zur Judenfrage" (Brief vom 14. Juli 1939).
Theodor Rothschild spielt in diesem Brief nochmals auf die Umgestaltung der „Reichsvertretung der Juden in Deutschland" in eine „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland" an; welche Konsequenzen diese Änderung für die „Wilhelmspflege" mit sich brachte, konnte nicht mehr herausgefunden werden.

Herbst 1939 – nach der Schließung der „Wilhelmspflege"

Wie schwer die ständigen Belastungen, die sich aus der Verschärfung der Maßnahmen gegen die Juden ergaben, für Theodor Rothschild waren, zeigt bereits eine Stelle aus seinem Brief vom 28. April 1939: „Ich habe in Monaten nichts mehr gelesen, die Probleme treten vor dem einen Problem, das Ihr kennt, alle zurück, die geistige Welt wird so klein u. eng, daß sie oft wie verschwunden ist."
Unter den gegebenen Umständen müssen die Sommerferien 1939, die Theodor Rothschild mit seiner Frau in Krumbach verbrachte, unbeschwert und glücklich gewesen sein. Schrieb er doch am 28. Juli: „Wir freuen uns wie Kinder auf diese Ruhetage." Theodor Rothschild liebte die Natur und fand in ihr immer wieder Entspannung und Ablenkung, was zum Beispiel aus dem Brief vom 11. August 1939 hervorgeht: „Wir sind viel im Walde u. staunen immer wieder über die Schönheit u. Größe dieser Welt. Der Wald enthüllt uns immer wieder neue Geheimnisse."
Wie ungebrochen seine Liebe zur Natur und seine tiefe Bewunderung für alte Baukunst war, zeigt sich in Bemerkungen aus Briefen vom 3., 18. und 22. August: „Das Krumbach ist noch so schön u. anziehend wie einst mit seiner sicheren Ruhe u. Geborgenheit. Ich muß immer wieder staunen über die Schönheit deutscher Landschaften." „Wir haben uns gestern die schöne Barockkirche in Edelstetten angesehen. Fast jeder Ort hat solch schöne Kirchen. Wieviel gute Kunst u. wieviel echte Frömmigkeit sind in solchen Werken verkörpert u. sie schufen eine echte Ortsgemeinschaft." „Gestern waren wir mit Tante Lina in Roggenburg u. bewunderten dort die große, stattliche Rokokokirche. Wieviel gebundene u. herrlich gestaltete Frömmigkeit ist hier zu sehen!" Die ehemalige Damenstiftskirche Edelstetten liegt etwa eine Fußstunde von Krumbach entfernt, das Prämonstratenser-Kloster Roggenburg etwa zwölf Kilometer westlich von Krumbach.

Mit seiner Rückkehr nach Esslingen Ende August 1939 war Theodor Rothschilds Lebensabschnitt als Leiter der „Wilhelmspflege" jäh beendet. Das Waisenhaus war – wie erwähnt – während seiner Abwesenheit geschlossen worden und wurde am 30. August 1939 Seuchenlazarett für die Wehrmacht. Seine Kinder in den USA wollte Theodor Rothschild aber mit solchen Dingen nicht belasten, und so schrieb er am 6. September 1939: „Ihr sollt Euch also unseretwegen gar keine Sorgen machen. Nun grüsse ich Euch alle u. wünsche Euch zu Rosch Haschana alles

Gute. Möge das böse Verhängnis, das über der ganzen Welt lastet, sich recht bald zerreissen u. Gott uns allen ein helles Licht senden, das die Menschen versöhnt u. eint."

Für den Zeitraum zwischen dem 6. September 1939 und dem 26. Dezember 1939 liegen uns noch acht Briefe vor, die Theodor Rothschild an seine Kinder nach Amerika schrieb. Nach der Schließung der „Wilhelmspflege" konnten Ina und Theodor Rothschild vorübergehend bei „lieben Menschen" in Esslingen, Kernenweg 14 unterkommen (Brief vom 6. September 1939). Wer sie damals aufgenommen hatte, konnte nicht herausgefunden werden. Im Einwohnerbuch der Stadt Esslingen von 1937 wird der Lithograph Hermann Purkus als Bewohner aufgeführt. Spätere Unterlagen gibt es nicht mehr. Seit dem 10. August 1939 war es Juden allerdings verboten, in „arischen" Häusern zu wohnen. Schon Anfang Oktober wohnten Rothschilds wieder bei Frau Julie Gugenheim in Esslingen, Schelztorstraße 17.

Große Sorgen machte sich Theodor Rothschild um die Unterbringung seiner Zöglinge; dies sollte zunächst seine wichtigste Aufgabe werden. Bereits nach dem Pogrom ermöglichte Theodor Rothschild, mit Hilfe ausländischer Organisatoren, die Emigration kleinerer Gruppen seiner einstigen Zöglinge nach Holland und England. Andere Kinder konnten von Verwandten noch vor Kriegsbeginn ins Ausland gebracht werden. Auch nach der Schließung der „Wilhelmspflege" sollte seine Fürsorge und Liebe für diese Kinder nicht nachlassen. Schrieb er doch im Brief vom 24. November 1939: „So sind wir immer beschäftigt..., Briefwechsel mit unsern Kindern, die immer wieder Wünsche haben. Jetzt richten wir schon für jedes ein Chanukkageschenk. Das macht uns viel Freude." Und am 8. Dezember 1939 hieß es: „Wir haben allen unsern Kindern wieder Chanukkapäckchen schicken können. Das löst viel Freude aus." Trotz seiner intensiven Bemühungen gelang die Unterbringung der Zöglinge nicht immer zu seiner Zufriedenheit. So schrieb er am 10. Oktober 1939: „Unsere Kinder sind nicht alle gut untergebracht."
Unterstützt wurde Theodor Rothschild bei der Unterbringung der Kinder auch von Ilse Wolf. In Zusammenarbeit mit der „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland" in Berlin übernahm die „Israelitische Kultusvereinigung Württemberg und Hohenzollern" umfassende Aufgaben in der Fürsorge, Erziehung und Unterricht, der religiösen und kulturellen Betreuung sowie der Auswanderung. Die Verwaltung war im alten jüdischen Gemeindehaus in Stuttgart, Hospitalstraße 36, untergebracht. Ilse

Wolf war zuständig für den breit gefächerten Bereich „Wohlfahrt", außerdem für Arbeitsvermittlung und Berufsberatung.

Der September 1939 sollte für Theodor Rothschild sehr bitter werden – demütigende Verordnungen, Verbote und Rationierungen bestimmten das tägliche Leben. Nach einer Verordnung vom Juli 1939 mußten in der weiteren Umgebung von Stuttgart die jüdischen Religionsgemeinden aufgelöst und zu einer Großgemeinde Stuttgart zusammengeschlossen werden. Daher mußte die Esslinger Synagoge verkauft werden. Theodor Rothschild, der das jüdische religiöse Leben in Esslingen stark mitgeprägt hatte, übernahm diese Aufgabe. Die Synagoge wurde von der Stadt Esslingen weit unter Wert zum Preis von 10 000 Reichsmark aufgekauft. Das Geld mußte auf ein gesperrtes Konto der Israelitischen Gemeinde Stuttgart bei der Deutschen Bank einbezahlt werden. Die Stadt war nun Rechtsnachfolgerin der israelitischen Gemeinde Esslingen. Das ehemalige jüdische Gemeindezentrum wurde wurde 1942 zu einem BdM-Heim umgebaut.

Nach einer weiteren Verordnung mußten die Juden alle Radiogeräte am 23. September 1939 abliefern. Das bedeutete außer einem weiteren Ausschluß vom öffentlichen Leben und von Informationen auch einen schweren Angriff auf das jüdische religiöse Leben. Der 23. September war nämlich Jom Kippur, der höchste jüdische Feiertag – ein Tag der Buße und Umkehr, an dem „Gott euch vergeben wird, um euch zu läutern, damit ihr rein seid von all euren Sünden vor dem Ewigen" (Lev 16.30). Die religiösen Vorschriften für diesen Tag verboten jegliche körperliche Arbeit, Maschinenbenutzung und forderten absolute Ruhe: „Ihr sollt keinerlei Arbeit verrichten; das ist eine Satzung für alle Zeiten, von Generation zu Generation in all euren Wohnsitzen. Als ein Tag unbedingter Ruhe soll er euch gelten, und ihr sollt euch kasteien. Am Abend des neunten des Monats, von Abend zu Abend, sollt ihr die euch gebotene Ruhezeit einhalten" (Lev 23,31-32). Die Ablieferung der Radiogeräte genau an diesem Tag bedeutete für gläubige Juden also eine Verletzung des Gebotes, an Jom Kippur keinerlei Arbeiten zu verrichten.

Wo sich die Abgabestelle für Radiogeräte in Esslingen befand, konnte nicht mehr ermittelt werden. Für Stuttgart und sämtliche Vororte war die einzige Ablieferungsstelle im Neuen Schloß. Theodor Rothschild, ein zutiefst gläubiger Mensch, ging in seinem Brief vom 10. Oktober 1939 auf dieses Ereignis nicht ein. Rothschilds hatten die zehn Feiertage von

Rosch Haschana bis Jom Kippur bei den Verwandten Hirsch in Cannstatt verbracht und er schrieb nur: „Wir verbrachten die ernsten Tage in Cannstatt. Es war dort ein Gottesdienst." Er fuhr dann fort: „Die hinteren Sukkostage veranstaltete ich hier einen Gottesdienst bei Berthold, damit die Leute auch einmal einen Gottesdienst hatten. Ich bin aber froh, dass diese Tage hinter uns liegen, sie erweckten doch zu viele wehmütige Gedanken. Ich sah erst jetzt ein, welchen schönen Gottesdienst wir immer hatten."
Mit Berthold ist Berthold Oppenheimer gemeint. Er war der letzte Vorsteher der israelitischen Gemeinde Esslingen. Er konnte seine Viehhandlung in der Obertorstraße 45 seit Januar 1935 nur noch eingeschränkt führen. Am 31. Dezember 1938 wurde ihre Schließung befohlen. Auch er war nach dem Pogrom vom November 1938 über einen Monat im KZ Dachau interniert. Berthold Oppenheimer wohnte mit seiner Frau Martha und dem 1930 geborenen Sohn Martin in der Nekkarstraße 85,1. Am 1. Dezember 1941 wurde die Familie nach Riga deportiert und ermordet.

Die Veränderungen in seinem Leben und in seiner Stadt bedrückten Theodor Rothschild sehr; trotzdem schrieb er im Brief vom 10. Oktober 1939: „Wir wollen Esslingen nicht verlassen. Hier kennt man uns u. hier wohnen wir nun schon 43 Jahre."
Hin und wieder führte ihn sein Weg über die Landolinsteige oder die Beutau hinauf zum ehemaligen Waisenheim. Es wurde Theodor Rothschild nach der Schließung der „Wilhelmspflege" vorerst noch gestattet, seine Möbel in der dortigen Laubhütte unterzustellen. Die Architekten Oskar Bloch und Ernst Guggenheimer hatten für den Neubau des Waisenhauses auch eine Sukka eingeplant, die das Jahr über als Rumpelkammer diente und zum Laubhüttenfest mit Hilfe einer Dreheinrichtung nach oben geöffnet werden konnte. An den sieben Sukkottagen wurden die Mahlzeiten in diesem mit Zweigen und Früchten festlich geschmückten Raum eingenommen.
Am 8. November 1939 schrieb Theodor Rothschild: „Wir hatten bisher den grössten Teil unserer Möbel in der Laubhütte stehen. Gestern nahmen wir sie in unser jetziges Heim." Und am 8. Dezember hieß es: „Heute war ich schon wieder oben, im Haus. Das ist immer ein wehmütiger Gang." Schließlich schrieb er am 14. Dezember: „Immer noch beschäftigt uns unser Haus u. was damit zusammenhängt."

Kurze Zeit nach dem Pogrom 1938 bis zur Wiedereröffnung der „Wilhelmspflege" im Februar 1939 hatten Rothschilds schon einmal bei Julie Gugenheim gewohnt. Das Haus in der Schelztorstraße sollte nun bis Anfang April 1941 ihre vorläufige Bleibe werden.
Julie Gugenheim war die Tochter von Emma und Hermann Schottländer, einem der Besitzer der Firma Gebrüder Schottländer in Göppingen. Sie war seit 1878 mit dem Kaufmann Gustav Gugenheim verheiratet. Von ihren vier Kindern starb die 1879 geborene Tochter Emma 1896 in England, Elsa (geb. 1900) war seit 1932 mit Paul Wilhelm Ziegler aus Stuttgart-Feuerbach verheiratet. Am 27. Mai 1932 ist sie aus der israelitischen Gemeinde ausgetreten. Otto (geb. 1885) wurde am 20. November 1941 von München nach Riga deportiert und ermordet. Berta (geb. 1880) beging, nach Aussage der Esslingerin Friedel Ermel, 1941 Selbstmord, nachdem sie den Befehl erhalten hatte, sich für den Deportationstransport am 1. Dezember 1941 nach Riga einzufinden.
Rothschilds und Gugenheims müssen sich gegenseitig sehr geschätzt haben, denn Theodor Rothschild schrieb am 10. Oktober 1939: „Frau Gugenheim freut sich, dass wir bei ihr sind u. auch Frl. Berta ist arg lieb u. tut uns, was sie kann... Wir haben zwei Zimmer bei Frau Gugenheim u. Kochgelegenheit. Es ist recht gemütlich bei uns, u. die liebe Ina entwickelt sich als gute Köchin." Nur kurz war das Zusammensein mit Frau Gugenheim, am 8. November 1939, mußte Theodor Rothschild mitteilen: „Leider ist letzte Woche nach kurzem Kranksein unsere liebe Frau Gugenheim gestorben. Sie war nur sieben Tage krank. Sie wurde 81 Jahre alt u. war bis zuletzt lebhaft u. umtriebig. Sie wurde eingeäschert."
Während dieser drei Monate bei Gugenheims waren Theodor Rothschilds Tage auch ausgelastet mit Verwaltungsarbeiten (Brief vom 24. November 1939). Näheres berichtete er aber nicht darüber, nur klagt er in demselben Schreiben: „Wir kommen ganz selten zu einem Spaziergang. Vielleicht reicht es morgen dazu."
Und immer wieder Abschiednehmen, denn obwohl es immer schwieriger wurde, aus Deutschland zu entkommen, war dies einzelnen Personen immer noch möglich. So konnte Theodor Rothschilds Nichte Bertha Reis, die ihm immer wieder in der „Wilhelmspflege" geholfen hatte, am 27. Oktober 1939 über Rotterdam in die USA emigrieren. Er schrieb darüber im Brief vom 24. Oktober: „Eben haben wir uns auch von Bertl Reis verabschiedet. Sie reist heute nacht weg. Dort [in Cannstatt] trafen wir auch Tante Helene, sie muss immer beim Packen zugegen sein, anders geht das nicht. Ihr könnt also bald Direktes von uns erfahren."

Wie schwer diese Abschiede oft wurden, mußte auch Manja Winternitz aus Aschaffenburg, eine Freundin von Berta und Ernst Hamburger, erfahren. Sie bekam für sich und ihren sechsjährigen Sohn Rudolf Franz Visa und konnte Ende November nach Baltimore emigrieren. Im Brief vom 8. November steht: „Manja hat jetzt A[schaffenburg] verlassen u. ist bis zu ihrer Abreise in Berlin. Ihre Mutter hatte einen Schlaganfall bekommen u. ist linksseitig gelähmt. So wird es einen harten Abschied geben." Manja wurde 1905 geboren und war mit Johann Winternitz (geb. 1903) verheiratet. Das Ehepaar und ihr Sohn Rudolf Franz (geb. 1933) waren muslimischen Glaubens. Johann Winternitz konnte Anfang August 1939 über Shanghai in die USA emigrieren.
Die vergangenen Monate mußten Theodor Rothschild sehr erschöpft haben, denn er schrieb am 14. Dezember 1939: „ Nächste Woche gehen wir dann zu Tante Lina u. hoffen, mit ihr einige ruhige u. schöne Tage verbringen zu dürfen." Aus Krumbach schrieb er im Brief vom 26. Dezember 1939: „Wir machen schöne Gänge in die Winterlandschaft, die einzig schön ist, alles weiß, die Bäume sind mit dichtem Raureif behangen und fast immer zeigen sich Rehe u. suchen spärliches Futter." Lina Kahn fügt im Nachsatz hinzu: „Und abends sitzen [wir] gemütlich beisammen u. [sprechen über] das Thema 'unsere Kinder'. Ob u. wann wir uns wohl wiedersehen?"

1940 – als Lehrer an der Stuttgarter jüdischen Schule

Von Ende 1939 bis Anfang September 1940 bleibt Theodor Rothschilds Leben für uns im Dunkeln. Inwieweit eine Erinnerung von Alexander Roberg, einem ehemaligen Lehrer der jüdischen Schule in Stuttgart, zutrifft, konnte nicht herausgefunden werden: „Im August 1939 erhielten meine Frau Ilse, geb. Hertz, und ich die Papiere zur Einwanderung nach England, aber da es keinen Lehrer zur Ablösung gab, konnten wir zu jener Zeit nicht gehen. Im März 1940 wurden Direktor Rothschild und Adolf Zucker aus dem KZ entlassen und nahmen unsere Plätze ein."[1]
Ob Theodor Rothschild tatsächlich Anfang 1940 im KZ gewesen und im März 1940 entlassen wurde, konnte nicht mehr ermittelt werden. Rothschilds lebten auch 1940 noch im Haus in der Schelztorstraße in Esslingen. Theodor Rothschild muß bereits vor dem im Herbst 1940 neu

[1] Vgl. Lebenszeichen, S. 252.

beginnenden Schuljahr an der jüdischen Schule in Stuttgart unterrichtet haben, denn er schrieb im Brief vom 5. September 1940: „Nächsten Montag beginnt die Schule wieder u. ich freue mich auf die Arbeit."

Schon seit 1933 hatten jüdische Kinder unter der Diskriminierung und unwürdigen Behandlung durch Mitschüler und Lehrer zu leiden gehabt. Unter diesem Druck war im März 1934 in Stuttgart ein jüdischer Schulverein gegründet worden, der auf dem Hof- und Gartenplatz hinter dem Gemeindeverwaltungsgebäude in der Hopitalstraße 36 eine jüdische Schule errichtete. Im April 1935 wurde sie eingeweiht. Den Architekten Oskar Bloch und Ernst Guggenheimer war es trotz Mangel an Raum und Geld gelungen, einen modernen Bau mit sieben Klassenzimmern, einem Werkraum, Turnhalle, Veranda und Waschräumen zu entwerfen. Dort konnte nach dem „Württembergischen Allgemeinen Lehrplan", unter Hinzufügung von Englisch und Hebräisch, unterrichtet werden. Wie weitsichtig die Entscheidung für den Bau der Schule gewesen war, zeigte sich, als am 15. November 1938 das Erziehungsministerium alle jüdischen Kinder aus den Schulen ausschloß.

1940 waren nur noch wenige jüdische Lehrer in Stuttgart, und Theodor Rothschild schrieb am 18. September 1940: „Ich gebe jetzt wöchentlich 26 Stunden Unterricht. Ich bin eben der einzige Lehrer an der Schule, der an allen Strängen ziehen kann. So musste ich jetzt den Rechen- und Raumlehreunterricht an der Oberklasse übernehmen. Diesen Unterricht gebe ich besonders gerne, da ich für ihn viel Erfahrung besitze." Aber er war sich auch bewußt, wie notdürftig alles war, und fährt einige Zeilen weiter fort: „Diese Woche war schon Frau Fürst, die Leiterin der Schulabteilung der 'Reichsvereinigung der Juden in Deutschland' in unserer Schule u. hörte dem Unterricht zu. Abends war dann eine Konferenz. Sie hatte mit Recht auch manches auszustellen."
Man kann nur staunen, wie Theodor Rothschild unter diesen extrem schwierigen Bedingungen seine Freude am Unterrichten nicht verlor. Im oben erwähnten Brief schrieb er noch einige Zeilen an seine Enkelin Hanne: „Ich fahre jeden Morgen früh nach Stuttgart zur Schule u. habe nette Kinder, mit denen ich gerne arbeite. Ein besonders nettes Mädchen heißt Brigitte. Die bringt mir jeden Tag schöne Zeichnungen mit u. ist ganz unglücklich, wenn ihre Mutter es einmal nicht erlaubt, eine solche zu fertigen. Dann habe ich einen Jungen, der heisst Michael Marx. Der macht nie einen Fehler im Diktat u. kann lesen wie ein grosser Schüler.

Und zwei ABC-Schützen habe ich, die können schon alles lesen u.schreiben."
Michael Marx wurde 1933 in Stuttgart geboren. Mit seinen Eltern Liddy (1902 - 1980) und Julius Marx (geb. 1893) konnte er noch im Juli 1941 in die USA emigrieren. Michael Marx verstarb 1995 (nach Aussage seiner Tante Johanna Marx im Mai 1996). Nach einem Bericht von Julius Marx kam Michaels Schwester Sofie (geb. 1923) 1937 auf ein Internat nach England.[1] Michaels Bruder Walter (geb. 1925) war von Anfang 1938 bis zur Schließung im Frühjahr 1939 Schüler im jüdischen Landschulheim Herrlingen. Danach besuchte er die jüdische Schule in Stuttgart und emigrierte im Februar 1940 in die USA.[2]

Wieviel Liebe und Wärme Theodor Rothschild seinen „Kindern" entgegenbrachte, zeigen Sätze aus seinem Brief vom 2. Dezember 1940: „Heute nachmittag machte ich mit meinen Kleinen wieder einmal Fangerles. Das war eine Freude und lustiges Springen." Monate später, als Rothschilds schon in Stuttgart wohnten, schrieb er am 26. Mai 1941: „Ich muss immer viel unterrichten u. habe nette Kinder, besonders meine Kleinen. Sie begleiten mich immer nach Hause. Ich soll sie alle besuchen, aber dazu habe ich keine Zeit." Wie dankbar die Kinder für seine Wärme und Herzlichkeit waren, schrieb Ina Rothschild am 29. Dezember 1940: „Die Kleinen lieben ihn ja heiß + innig + lernen eifrig, um ihm am Geburtstag ein paar Gedichtchen aufsagen zu können."
Noch am 4. September 1941, als das Leben für Juden in Deutschland fast unerträglich war, hielt Theodor Rothschild ungebrochen fest: „Ich habe auch vier [ABC-Schützen]. Es ist zu schön, mit solchen Anfängern zu arbeiten u. zu beobachten, wie sie sich die Welt erobern u. wie langsam ihre Kräfte auch für das immerhin abstrakte Lesen u. Schreiben wachsen."

Am 10. April 1941 schlossen acht Schüler die Schule ab. Zum Schulbeginn schrieb Theodor Rothschild am 19. April: „Montag beginnt nun unsere Schule wieder u. sie wird mir mehr Arbeit u. mehr Verantwortung bringen als bisher. Aber ich arbeite gerne u. ich hoffe, dass die Mühe sich lohnt u. alles recht wird." Wie viele Schüler damals noch die Schule besuchten und ob außer Theodor Rothschild noch ein weiterer Lehrer unterrichtete, konnte nicht herausgefunden werden. Am 27. Juni 1941

[1] Vgl. Lebenszeichen, S. 188.
[2] Vgl. Lebenszeichen, S. 194.

hieß es in seinem Brief: „Die Schularbeit ist schon recht anstrengend, da unsere Schule nur zweiklassig ist u. jetzt in eine einklassige umgewandelt wird. Das ist eine grosse Aufgabe für den Lehrer." Doch lag ihm jedes einzelne Kind am Herzen, so schrieb er in demselben Brief: „Unser Ismar freut sich sicher auf seinen Schulanfang. Ich könnte so gut mit ihm lernen, da ich mir nette Erfahrungen über den Unterricht bei Schulanfängern gesammelt habe. Ich unterrichte zur Zeit ein Mädchen in diesen Anfängen. Es ist schade, dass die Ferien diese Arbeit unterbrochen haben."

Im Sommer 1941 wurden die jüdischen Schulen in Göppingen, Ulm und Heilbronn aufgelöst. Diese Auflösung führte zur Zuweisung einer weiteren Lehrkraft nach Stuttgart. Theodor Rothschild schrieb am 5. August 1941 dazu: „Die Schulen in Göppingen, Ulm u. Heilbronn werden aufgelöst, die restlichen Schüler kommen nach Stuttg[art] u. Lehrer Kahn von Heilbr[onn] wird an die Stuttg[arter] Schule als 2. Lehrkraft versetzt."
Karl Kahn war in Heilbronn Kantor der Synagoge und Rektor der dortigen jüdischen Schule gewesen. Das Ehepaar Kahn konnte den 1930 geborenen Sohn Hans 1939 mit einem Kindertransport nach England retten. Sie selbst wurden am 22. August 1942 über Theresienstadt nach Auschwitz deportiert und ermordet.
Ob nach dieser Zusammenlegung noch mit einer gewissen Kontinuität Unterricht in Stuttgart abgehalten werden konnte, kann nicht mehr belegt werden. Am 16. Oktober 1941 berichtete Theodor Rothschild noch über einen kleinen Jugendgottesdienst: „Sie zogen freudig hinter der Thora her u. waren unbeschwert wie immer. Wir können es leider nicht sein." In seinem letzten erhaltenen Brief vom 4. November 1941 schrieb er aber: „Unsere Arbeit geht weiter u. das ist gut so, sie hilft uns die Tage zu füllen mit notwendigem Inhalt."

Von Esslingen nach Stuttgart ins „Judenhaus"

Ina und Theodor Rothschild waren seit der Schließung der „Wilhelmspflege" im August 1939 zweimal gezwungen, ihre Unterkunft zu wechseln. Bis März 1941 konnten sie in Esslingen bleiben. Das Haus in der Schelztorstraße 17 war am 10. Juli 1939 verkauft worden. Am 20. März 1941 schrieb Theodor Rothschild: „Mit unserer Wohnung in Stuttgart

klappt es noch nicht." Am 7. April 1941 berichtete er hingegen aus Stuttgart: „Nun haben wir die erste Zeit unseres Hierseins schon hinter uns. Die liebe Ina hat uns alles recht u. schön eingerichtet, so dass wir schon wieder unsere alte Gemütlichkeit u. Häuslichkeit haben." Über den Wegzug aus Esslingen, seiner geliebten Stadt, findet sich in Theodor Rothschilds Briefen nicht der kleinste Hinweis. Sein Verstummen darüber ist wohl ein Hinweis für tiefste Verletzung und Kummer. Trotzdem bewahrte er sich die seltene Gabe, aus den Gegebenheiten das Beste zu machen. Rothschilds wohnten nun im Stuttgarter Westen, in der Bismarckstrasse 92 II; Theodor Rothschild schrieb darüber am 19. April 1941: „Wir wohnen in der Nähe des Westbahnhofes u. haben nur eine Viertelstunde zu gehen, u. wir sind im Walde u. können stundenlang im Walde gehen. Wir haben schon verschiedene Gänge dorthin gemacht u. spüren gar nichts von der Grosstadt."

Wahrscheinlich wohnten Rothschilds bei Pauline Lauchheimer (geb. 1866), der Witwe von Max Lauchheimer. Frau Lauchheimer wohnte bis 1932 in der Landolinstraße 8 in Esslingen. Theodor Rothschild schrieb über sie am 15. Mai 1941: „Unsere Frau Lauchheimer ist leider zur Zeit im Krankenhaus. Sie hat wahrscheinlich keine gute Krankheit." Zu dieser Zeit war nur noch das Robert-Bosch-Krankenhaus in Stuttgart bereit, jüdische Kranke aufzunehmen. Bis 1940 sollen in Ausnahmefällen auch das Städtische Krankenhaus Bad Cannstatt, das Bürgerhospital und das Katharinenhospital jüdische Patienten aufgenommen haben.

Kaum übersehbar fand seit April 1941 die Ghettoisierung der Juden in Stuttgart statt. Damals wurde zum Beispiel der sogenannte Judenladen in der Seestraße 39 eingerichtet. Sämtliche Lebensmittel durften die Juden nur in diesem Judenladen kaufen. Alle Juden aus Stuttgart und den Vororten mußten hier kaufen; bei Mißachtung dieser Anordnung drohte die Einweisung ins KZ. Die Zuteilung von Lebens- und Genußmitteln wurde für Juden extrem rationiert. Von der Versorgung mit Textilien oder Schuhen waren sie völlig ausgeschlossen. Nachdem die Juden seit September 1941 den gelben Stern tragen mußten, durften sie auch keine Straßenbahnen mehr benutzen, darüberhinaus gab es für sie Ausgangssperren.

Das Gesetz über die Mietverhältnisse der Juden vom 30. April 1939 (RGBl.I. S. 864) verdrängte nach und nach die jüdischen Bürger aus ihren Wohnungen. Juden mußten in ihren Wohnräumen, die ihr Eigen-

tum waren oder die sie auf Grund eines Nutzungsrecht innehatten, auf Verlangen der Gemeindebehörden andere Juden als Mieter oder Untermieter aufnehmen. Damit war es möglich geworden, beliebig viele Personen auf engstem Wohnraum auch gegen den Willen der jüdischen Bürger zusammenzudrängen. Es erfolgte nun laufend die Ummietung der jüdischen Bürger. Die Juden wurden zum Teil aus ihren eigenen Häusern herausgedrängt und in ghetto-ähnlicher Form in nur einigen wenigen Häusern zusammengepfercht.
Auch das Ehepaar Rothschild mußte in ein „Judenhaus" umziehen. Theodor Rothschild schrieb darüber am 16. Oktober 1941: „Wir sind letzten Montag umgezogen u. wohnen jetzt in der Blumenstraße 2/1. Diese liegt in der Altstadt... Wir haben jetzt ein ca. 20 qm grosses Zimmer. Wir haben in demselben ein Bett, eine Couch, das Büffet, den Bücherständer vom Esszimmer, Tisch u. vier Stühle, ein Kommödchen, die Nähmaschine u. in einem Erker den Lehnstuhl. Es ist recht gemütlich geworden u. wir haben uns schon an diesen Zustand gewöhnt. Ungeschickter ist es schon mit der Küche, die noch mit 4 andern Parteien geteilt werden muss. Aber die Frauen vertragen sich ganz gut. Ebenso ist es mit dem Badezimmer. Vorläufig benütze ich es allein, weil ich mich in die Badewanne stelle zum Abwaschen, sitzen will niemand darin, so schön ist die Wanne."

Auch Pauline Lauchheimer mußte ihr Heim in der Bismarckstraße verlassen. Sie wurde im September 1941 nach Haigerloch zwangseingewiesen. Am 8. März 1942 starb sie im jüdischen Krankenhaus in Frankfurt/Main.
Der Zwangsumzug von Rothschilds und die Zwangseinweisung von Frau Lauchheimer nach Haigerloch geschah während Rosch Haschana. Theodor Rothschild schrieb darüber in seinem letzten erhaltenen Brief vom 4. November 1941: „Diese Tage waren auch für uns anderer Art als in früherer Zeit. Die rauhe Wirklichkeit nahm ihnen viel von ihrer Romantik u. stellte uns unmittelbar in den Ernst u. in den Kern solcher Stunden. Sie trafen uns in ihrer ganzen Fülle und Schwere. Aber jeder Tag bringt neue Sorgen u. es ist gar nicht so leicht, sie zu bannen u. mit ihnen fertig zu werden. Aber trotzdem sind wir stark u. bewahren unsere innere Ruhe."

Schon lange drehte sich bei allen noch in Deutschland lebenden Juden die Gedanken nur darum, der sicheren Vernichtung zu entkommen.

Theodor Rothschild schrieb darüber schon am 26. Februar 1941: „Dass es uns Tag und Nacht beschäftigt, könnt Ihr Euch denken."
Die Emigration gelang zu diesem Zeitpunkt nur noch sehr wenigen. Einer von den letzten, die sich retten konnten, war Leopold Levi. Am 27. August 1941 – drei Tage, bevor das Tragen des gelben Sternes angeordnet wurde – verließ der letzte Präsident des Israelitischen Oberrates zusammen mit seiner Frau im plombierten Zug Deutschland. Leopold Levi (geb. 1870) wohnte in Stuttgart, Schloßstraße 45. Er war Teilhaber der Firma Leopold Levi, Mechanische Arbeitskleiderfabrik in Stuttgart, Lindenstraße 39. Leopold Levi war bei den Vorarbeiten zur neuen Verfassung der israelitischen Religionsgemeinschaft von 1924 maßgeblich beteiligt. Nach dem Sturz der Monarchie in Württemberg hatte sich diese von allen ihr bisher durch den Staat auferlegten Beschränkungen gelöst. Der dem Judentum fremde Begriff „Kirche" wurde fallengelassen. Die Verfassung vom 18. März 1924 schuf als gesetzgebendes Organ die Israelitische Landesversammlung, die den Oberrat als ausführende Behörde wählte.
Seit 1930 war Leopold Levi stellvertretender Präsident des Israelitischen Oberrates. Über ihn schrieb Theodor Rothschild am 5. Dezember 1940: „Hin u. wieder kommen wir zu Leopold Levi. Seine Tochter Martha, Frau Epstein, wohnt in Baltimore. Gertrud ist noch da. Ein Junge von ihr geht zu mir in die Schule." Am 4. September 1941 bemerkte er: „Vor wenigen Tagen ist Leopold Levi abgereist... Wenn Du, liebe Bertel, nach New York kommst, vergiss nicht, Herrn Levi u. Frau aufzusuchen. Sie können Euch von uns erzählen. Adresse: Hugo Blumenthal New York, Bronx 303 East 188 str. Vergiss es nicht. Er möchte Dich so gerne sprechen." Levis Zwillingstöchter Luise Blumenthal und Martha Eppstein waren bereits mit ihren Familien im April 1939 in die USA emigriert. Die dritte Tochter, Gertrud Fuld, wurde gemeinsam mit ihrem Mann und den 1930 geborenen Zwillingen Martin und Robert nach Izbica deportiert und ermordet.

Wie verzweifelt viele an den dünnsten Hoffnungsfäden hingen, zeigt ein Satz aus Theodor Rothschilds letztem erhaltenen Brief vom 4. November 1941: „Tante Klara wartet jede Stunde auf ihre Ausreise u. wir haben nur den einen Wunsch jetzt, dass diese Stunde bald schlagen möge. Dann sind wir ja die einzigen der Familie, die noch hier sind. Tante Helene war wieder hier u. half den Haushalt auflösen." Aber für Tante Klara, Klara Hirsch, war kein Entkommen mehr möglich. Sie wurde in ein

jüdisches Altersheim in Dellmensingen evakuiert und von dort am 22. August 1942 nach Theresienstadt deportiert. Wenige Tage nach ihrer Ankunft im KZ, am 9. September, ist sie umgekommen.

Helene Rothschild, Theodor Rothschilds Schwester, die er in diesem letzten Brief erwähnt, wurde 1874 in Buttenhausen geboren. Sie muß eine sehr warmherzige Frau gewesen sein, sehr eigenständig und von einer nicht versiegenden Hilfsbereitschaft. Theodor Rothschild schrieb über sie am 8. September 1940: „Helene ist immer der gleiche prächtige Mensch, der sich in jede Lage findet", und sie selbst schrieb in einem Nachwort zu seinem Brief vom 10. März 1939: „Meine Lieben! Eigentlich weiß ich gar nichts zu berichten; gesund sind wir u. dafür sind wir Gott dankbar. Mit Allem andern müssen wir uns abfinden, u. hat das Grübeln doch keinen Wert. Am besten ist Arbeit u. an dies[er] fehlt es im Hause nicht." Helene Rothschild wurde am 22. August 1942 nach Theresienstadt deportiert. Sie war die einzige in Buttenhausen geborene Jüdin, die die KZs überlebte. Von Theresienstadt kam sie im Februar 1945 in die Schweiz. Ein Akteneintrag des internationalen Roten Kreuzes bemerkt über ihren damaligen Zustand: „Körperschaden durch Sturz bei Glatteis in Theresienstadt, Ausrenkung des Hüftknochens, Verkürzung des rechten Beins um 3 cm (Erwerbsminderung: 100 Prozent); eingezogene Sparguthaben, eingezogener Hausrat, Verlust einer Leibrente, Schäden an Vermögen, an Körper und Gesundheit, an Freiheit." Im November 1946 durfte Helene Rothschild zu ihrer Nichte Fanny Dreifuss, geb. Rothschild, nach Philadelphia auswandern. Zwei Jahre danach zog sie zu Theodor Rothschilds Tochter Bertha und deren Ehemann Ernst; dort verbrachte sie die ihr noch verbliebenen Lebensjahre.

Am 22. August 1942 wurden auch der 1881 in Buttenhausen geborene Bruder Theodor Rothschilds, Carl, und dessen Ehefrau Nannette (Anna) nach Theresienstadt deportiert. Carl ist am 3. Juni 1944 umgekommen. Anna überlebte Theresienstadt. Sie konnte vor Kriegsende in die Schweiz ausreisen. Durch eine Abmachung zwischen dem Schweizer Alt-Bundespräsidenten Musy und Himmler durften 1200 Gefangene – unter ihnen Anna, Helene und Ina Rothschild – Theresienstadt verlassen und mit einem plombierten Zug des Internationalen Roten Kreuzes in die Schweiz ausreisen. In dem Flüchtlingslager in St. Gallen mußten die vollkommen geschwächten und kranken Menschen auf bloßem Zementfußboden schlafen.

Die 1906 geborene Tochter Helene von Carl und Anna Rothschild war bereits 1935 nach Palästina ausgewandert. Sie mußte nach dem Krieg lange um die Erlaubnis kämpfen, ihre Mutter zu sich nach Israel zu holen. Erst am 7. Juni 1947 durfte Anna Rothschild zu ihrer Tochter nach Tel Aviv ausreisen. Anna Rothschild starb 1972 im Alter von 95 Jahren.

Die letzten Worte von Theodor Rothschild in seinem Brief vom 4. November 1941 lauteten: „Heute erhielten wir wieder einmal einen Brief von Frl. Dessau. Sie hat Euch scheints auch in ihrer Not telegraphiert. Wer kann aber alle Not lindern?... Nun ist wohl unser Ismar schon zur Schule gegangen. Sicher lässt er sich als Schüler gut an. Grüsst ihn von uns recht herzlich, ebenso auch unsere liebe Hanna. Nun hoffen wir, bald wieder von Euch zu hören. Ich grüsse Euch herzlich u. danke Euch für Eure Bemühungen in obiger Sache u. bin in Liebe Euer Vater."
Mit „obiger Sache" ist die Auswanderung von Theodor Rothschild und seiner Frau gemeint. Auswanderungspläne durchziehen von Anfang an die Briefe Theodor Rothschilds. Sie sollen deshalb in einem gesonderten Abschnitt behandelt werden.

Verzweifelte Bemühungen um eine Ausreise

In vielen seiner Briefe in die USA bezog sich Theodor Rothschild immer wieder auf ein „Projekt", über dessen Inhalt zunächst nur Mutmaßungen angestellt werden konnten. Dann aber, nachdem ich auf der Suche nach nicht identifizierten Personen aus den Briefen eine Anzeige in der deutschsprachigen jüdischen Zeitschrift „Aufbau" (New York) aufgegeben hatte, erhielt ich von René Szoeke ein zweiseitiges, von Theodor Rothschild 1938 verschicktes Rundschreiben, das sich auf eben dieses „Projekt" bezog.

Gleich im ersten Brief an seine nach Amerika emigrierte Tochter Berta schrieb Theodor Rothschild am 31. Juli 1938: „...ich hoffe auf die Verwirklichung unseres Planes und alles wird wieder sein wie es gewesen ist." Am 2. September 1938 ließ er Berta und seinen Schwiegersohn Ernst Hamburger wissen: „Wir schicken jetzt unser Schriftstück an Frau Maier [richtig: Mayer], daß sie es übersetzen läßt."
Irma Mayer (geb. Loeb) wurde 1892 in Stuttgart geboren. Sie war eine Schwester von Martha Loeb, der Ehefrau von Dr. Otto Hirsch und von

Elsa Loeb, der Ehefrau von Dr. Alfred Schweizer. 1918 heiratete sie Paul Mayer. Irma Mayer konnte 1936 zusammen mit ihrer Familie in die USA emigrieren. Sie wirkte viele Jahrzehnte lang als Mitarbeiterin bei *Selfhelp*, einer überkonfessionellen Einwanderungsorganisation, deren Präsident der Theologe Professor Paul Tillich war.
Theodor Rothschild, Berta Hamburger und Dr. Alfred Schweizer, Vorsitzender des Vereins „Israelitische Waisen- und Erziehungsanstalt Wilhelmspflege", versandten im September 1938 dieses „Schriftstück" (s. o.) an Rechtsanwalt Walter Liebmann, der aus Stuttgart bereits in die USA emigriert war. Weitere Schreiben gingen unter anderem an René Szoeke, Karl Grünwald, Frau Kops und Karl Lämmle.
René Szoeke wurde 1909 in Paris geboren. Sein Vater starb nach dem Ersten Weltkrieg im Januar 1919 in französischer Gefangenschaft. Nach dem Tod seines Vaters kam René Szoeke in die „Wilhelmspflege" in Esslingen. Dort schloß er die Schule ab und arbeitete anschließend als Textilkaufmann in Ulm. 1937 emigrierte er in die USA, wie auch Karl Grünwald, der Brauereidirektor in Stuttgart war und dort in der Friedrich-Payer-Straße 9 wohnte. Frau Kops war mit dem Fabrikanten Adolf Kops verheiratet, dem Vorstand des Israelitischen Kranken-Unterstützungsvereins in Stuttgart. Das Ehepaar Kops wohnte bis zu ihrer Emigration in die USA in Stuttgart, Lenzhalde 87.
Karl Lämmle wurde 1867 in Laupheim geboren, wanderte im Alter von 17 Jahren nach Amerika aus, besaß mit 39 Jahren in Chicago sein erstes Kino, gründete im Alter von 45 Jahren die Film-Produktionsgesellschaft „Universal" und war Inhaber der Filmgesellschaft „Metro Goldwyn Mayer". Lämmle erteilte mehr als dreihundert Affidavits und konnte so vielen süddeutschen Juden die Emigration in die USA ermöglichen.
Auch Moritz Feigenbaum und Sohn Justus aus Esslingen – beide emigrierten in die USA – bekamen folgendes Schriftstück:

„Erhaltung und Ausbau der Tradition des
Israelitischen Waisenhauses Wilhelmspflege, Esslingen am Neckar,
in den Vereinigten Staaten von Amerika.

1.) Notwendigkeit der Erhaltung.
Das Israelitische Waisenhaus in Esslingen wurde im Jahre 1831 gegründet. Es bestand zunächst in einem Verein, der Kinder bei den Lehrern in Württemberg zum Zwecke der Erziehung unterbrachte. Im Jahre 1842 wurde das Heim in Esslingen gegründet. Es bestand in einem einzelnen grossen Hause mit Hof und Garten. Die Kinder wurden in der Schule

des Waisenhauses bis zum 14. Lebenjahr unterrichtet und zugleich durch Handfertigkeitsunterricht und gärtnerische Betätigung zu handwerklichen und landwirtschaftlichen Berufen hingeleitet. Im Jahre 1912 wurde ein neues Heim auf einer der Höhen der Stadt Esslingen errichtet. Die eigene Schule wurde beibehalten, die Gartenwirtschaft durch Landwirtschaft, Viehzucht und Geflügelzucht erweitert, ebenso der Handfertigkeitsunterricht durch Anschaffung von Maschinen vervollkommnet. Die aus dem Heim hervorgehenden Schüler hatten hier ihre Jugend bis zum 15. oder 16. Lebensjahr verlebt, seelisch durch den jüdisch-religiösen Charakter des Heimes gefestigt und für das praktische Leben harmonisch vorgebildet. So hat sich mehr als hundertjährige Erfahrung zu einem vorbildlichen jüdischen Erziehungssystem entwickelt. Ungefähr 90 Menschen jeglichen Alters sind zu einer grossen Familiengemeinschaft vereinigt, deren Mitglieder in glücklicher Weise zur Veränderung ungesunder städtischer Berufsstruktur und damit zur Gesundung jüdischer Existenz beitragen. Solche Erfahrung und Leistung pädagogischer und wirtschaftlicher Art ist zu kostbar, als dass man sie untergehen lassen dürfte. Es sei nur nebenbei erwähnt, dass hunderte von Jahrzeitstiftungen 'auf ewig' von dem gesunden jüdischen Vertrauen ausgegangen sind, dass ein so vorbildliches Werk wie das zum Jugend-Erziehungsheim entwickelte Israelitische Waisenhaus in Esslingen a. Neckar nicht untergehen wird, solange Menschen da sind, die seine Bedeutung und seinen durch Leistung bewiesenen Wert verstehen.

2.) Plan der Übertragung nach den Vereinigten Staaten.
Die Entwicklung der Auswanderungsbewegung der Juden in Deutschland zeigt, dass ein grosser Teil der Auswanderer nach den Vereinigten Staaten gegangen ist und dass noch mehr folgen werden. Damit entsteht das Problem der Einfügung der aus Deutschland kommenden Juden. Am wichtigsten ist die Lösung dieser Frage zunächst für die Juden aus Deutschland selbst. Es kann kein Zweifel bestehen, dass sie sich in den amerikanischen Kulturkreis einfügen müssen und wollen. Dies jedoch muss in einer Weise geschehen, die ebenso die alten Fehler vermeidet, wie sie das alte Gute erhält. Zu den alten Fehlern gehört insbesondere das Wiederhineinschlüpfen in städtische Berufe und die ungesunde Zusammenballung in den Grosstädten des amerikanischen Ostens. Zu dem alten Guten gehört neben vielem Anderen auch die alte Erfahrung und Leistung des Israelitischen Waisenhauses in Esslingen. Mit seiner Übertragung, die einen wertvollen Baustein im jüdischen und allgemeinen

Volksleben darstellt, würde auch eine Dankesschuld an die Vereinigten Staaten für die Öffnung ihrer Pforten abgetragen werden.

3.) Die praktische Gründung des neuen Heimes.
Zwei Fragen sind für die Gründung des neuen Heimes zu lösen:
Die finanzielle und die pädagogische Frage.
Was die pädagogische Frage anbetrifft, so ist zunächst als Boden des neuen Heimes an eine Farm gedacht. Sämtliche Mitglieder des Heimes werden nach Massgabe ihrer Kräfte innerhalb der Farm mit Gartenbau, Landwirtschaft, Hühnerzucht, Viehzucht und handwerklichen Aufgaben beschäftigt. Die Kinder im schulpflichtigen Alter besuchen die öffentliche Schule, durch deren Einfluss sie in den amerikanischen Kulturkreis hineinwachsen. In ihrer Freizeit nehmen sie am praktischen Leben des Heimes teil. Die Nichtmehrschulpflichtigen erlernen möglichst auf dem Boden des Heimes einen handwerklichen und landwirtschaftlichen Beruf und nehmen in ihrer Freizeit am geistigen Leben der Heimgemeinschaft teil. Auf diese Weise greifen nach alter Erfahrung praktische und geistige Ausbildung harmonisch ineinander und entwickeln den Typus des bodenverbundenen und zugleich im Geistig-Religiösen wurzelnden bewussten Juden, der sicherlich als positiver Baustein des amerikanischen Volkes gewürdigt und anerkannt wird.
Der Geist des Esslinger Heimes kann selbstverständlich nur durch Menschen übertragen werden, die in diesem Geiste wurzeln. Es besteht die Absicht, allmählich das mit der Familie des jetzigen Leiters verbundene Erziehungspersonal in das neue Heim zu übersiedeln. Um dieses Heim in kleinem Masstabe zu beginnen, gehen vorläufig zwei Menschen nach den Vereinigten Staaten, die dort zur Mithilfe eine früher ebenfalls im Esslinger Heim tätig gewesene Kindergärtnerin, die schon einige Jahre in den Vereinigten Staaten weilt, heranziehen werden.
Die finanzielle Frage gliedert sich in die Frage der Gründungskosten und Erhaltungskosten. Die Erhaltung des Heimes soll in ähnlicher Weise wie bisher in Deutschland geschehen. Hier besteht ein Verein, dessen Mitglieder durch ihre Beiträge die Führung und Erhaltung des Heimes ermöglichen. In den Vereinigten Staaten sollen Ganz- und Teilpatenschaften gewonnen werden. Eine Patenschaft bedeutet die Übernahme der für ein Kind entstehenden Kosten. Auf dem Fundament dieses stetig zu erweiternden Kreises von Gönnern soll das Heim allmählich zu grösster Leistung und Wirkung ausgebaut werden. Was die Gründungskosten anbetrifft, so hoffen wir, dass entweder von einsichtsvollen Krei-

sen eine Farm zur Verfügung gestellt wird, oder die für die Pachtung einer zunächst kleinen Farm notwendigen Gelder.

4.) Der Ausbau des Heimes.
Es ist nicht daran gedacht, die aus dem Heim hervorgehenden Schüler sich überallhin zerstreuen zu lassen. Vielmehr soll der Versuch gemacht werden, diese Schüler in der Umgebung des Heimes anzusiedeln, sodass die im Heim begonnene Gemeinschaft der Jugend in eine dauernde Lebensgemeinschaft überführt wird. Dieser Gedanke konnte in Deutschland infolge Raummangels nicht verwirklicht werden. Es erscheint jedoch unschwer, ihn in dem bodenreichen Amerika zu verwirklichen, vorausgesetzt, dass der Geist besteht, der nach einer solchen Gemeinschaft drängt. Auf diese Weise entstünde ein normal gegliedertes jüdisches Dorf, dessen Existenz keinen Anlass zu Konkurrenzneid und zur Entwicklung von Judenfeindschaft geben würde.

5.) Der Geist der neuen Gründung.
Keine Gemeinschaftsgründung kann auf die Dauer bestehen ohne eine sie tragende Idee. Der blosse Egoismus, das ungehinderte Streben nach dem eigenen finanziellen Vorteil ist keine Idee, die den Bestand einer Gemeinschaft gewährleistet. Die hundertjährige Entwicklung des Israelitischen Waisenhauses in Esslingen a. Neckar drängt mit innerer Logik zu einem Zustand, der altjüdischem Ideal vergleichbar ist: das jüdisch-religiöse Bauerndorf, in dem jeder 'unter seinem Weinstocke und seinem Feigenbaume sitzt'. Dieses Ideal ist zugleich die gesündeste Wurzel für die Existenz jedes Volkes und daher geeignet, durch die Übertragung des Esslinger Heimes nach den Vereinigten Staaten innere Beglückung ebenso wie äussere Anerkennung..."

Die Fortsetzung des Schriftstücks konnte nicht mehr gefunden werden. Doch der erhaltene Teil zeigt eindeutig, daß Berta und Ernst Hamburger im Namen und Auftrag Theodor Rothschilds Beziehungen in den USA knüpfen sollten, um dort die „Wilhelmspflege" neu zu gründen und den Insassen des Heimes eine neue, sichere Heimat zu geben. Die erwähnte Mitarbeiterin, die beim Aufbau des „neuen" Waisenhauses helfen sollte, war Berta Levite, die von 1929 bis 1933 Hausangestellte in der „Wilhelmspflege" gewesen war.
Theodor Rothschild schrieb – ganz auf sie eingehend – am 11. Oktober 1938 an seine Tochter Berta: „Ich bin ganz Deiner Ansicht, liebe Bertel, die Sache verträgt keine Eile, sie soll langsam reifen. Laßt Euch also ru-

hig Zeit, die Hauptsache ist ja, daß etwas daraus wird. Wir können ja von hier aus nichts tun, als unsere Bekannten im Ausland mobil machen." Trotz seiner scheinbaren Geduld hatte dieses Projekt für Theodor Rothschild eine existentielle Bedeutung bekommen, seine Äußerungen in diesem Brief zeigen jedoch auch seine Ohnmacht: Er konnte „lediglich" versuchen, bei möglichst vielen Personen Interesse für sein Projekt zu wecken.
Am 13. September 1938 informierte Theodor Rothschild seine Tochter Berta: „Die Festschrift steht in beliebiger Zahl zur Verfügung." Diese „Festschrift aus Anlaß des 100jährigen Bestehens der israelitischen Waisen- und Erziehungsanstalt Wilhelmspflege in Eßlingen a. N. 1831-1931" wurde wohl allen Schreiben beigelegt. Sie enthielt folgende Beiträge:
– Rabbiner Dr. Rieger: Waisenkinder – Gottes Kinder,
– Landgerichtsdirektor a. D. Stern: Äußere Entwicklung,
– Oberlehrer Rothschild: Arbeit im Innern.
Theodor Rothschild bat auch Thekla Kauffmann um Unterstützung. Thekla Kauffmann, geboren 1883 in Stuttgart, war schon sehr früh in der Frauenbewegung und im politischen Leben Württembergs aktiv. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde sie Mitglied der Verfassungsgebenden Württembergischen Landesversammlung und gehörte später viele Jahre dem Württembergischen Landtag an. Sie war die einzige Jüdin unter den weiblichen Abgeordneten. Von Beruf war sie Fürsorgerin beim staatlichen Arbeitsamt Stuttgart. Nach dem Arbeitsverbot durch die Nazis wurde sie Leiterin der Stuttgarter Auswanderungsorganisation. Viele süddeutsche Juden verdankten ihr die rechtzeitige Emigration. 1941 war sie eine der letzten, die in Begleitung ihrer Mutter in die USA emigrieren konnte, bevor die Deportationen begannen. Frau Kauffmann starb 98jährig in New York. Vor einer Reise, die Thekla Kauffmann im Auftrag des Jüdischen Hilfsvereins im Herbst 1938 in die USA führte, informierte Theodor Rothschild sie über sein Vorhaben und schrieb am 31. Oktober 1938 an seine Tochter: „Frl. Thekla Kaufmann [richtig: Kauffmann] ist auch nach A[merika] gereist im Auftrag des Hilfsvereins. Ich schickte ihr auch unser Schriftstück."

Das Pogrom vom 9/10. November 1938 brachte für alle Juden in Deutschland nicht nur äußere Zerstörungen, Gewalt und Verletzungen, sondern es wurde auch jede Hoffnung vernichtet, trotz aller Repressalien

und Demütigungen in der Heimat einen kleinen persönlichen Freiraum bewahren zu können.
Auch Theodor Rothschild mußte nun wissen, daß seine Pläne und Hoffnungen, außerhalb Deutschlands ein „New-Esslingen" in irgendeiner Form wiederaufzubauen, sehr bedroht waren. Er wollte aber trotz aller Widrigkeien weiterhin versuchen, mit seinen Zöglingen zu emigrieren. Über wieviel innere Stärke und Hoffnung Theodor Rothschild verfügte, kommt in seinem Brief vom 5. Januar 1939 zum Ausdruck: „Dr. Schweizer, Vorsitzender der 'Wilhelmspflege', geht zunächst nach England, später nach Amerika. Wir hoffen alle auf ein New Esslingen dort... Wir bemühen uns nach England zu kommen. Vielleicht glückt das. Anna Essinger gibt sich viel Mühe."
Anna Essinger konnte kurz nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten ihr Landschulheim mit Mitarbeitern und 75 Kindern von Herrlingen nach Bournce Court in England verlegen. Ob Theodor Rothschild vorhatte, zumindest mit einigen seiner Kinder bei Anna Essinger unterzukommen, kann man nur vermuten. Unterlagen dazu konnten keine mehr gefunden werden.

Eine große Erleichterung mußte für Theodor Rothschild die Entscheidung des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 17. Dezember 1938 gewesen sein, die bisherigen Schuleinrichtungen für Juden bis auf weiteres aufrechtzuerhalten. So konnte er Anfang Februar 1939 seine gewohnte Arbeit im Waisenheim wieder aufnehmen. Theodor Rothschild verfolgte jedoch weiterhin sein Projekt „New Esslingen" in Amerika, war sich aber wahrscheinlich schon der Unmöglichkeit, es zu verwirklichen, bewußt. Immer wieder kamen auch Zeichen der Resignation, wie in dem Brief vom 14. April 1939: „Vom Aufgeben unserer Arbeit hier, will ich gar nicht sprechen. Das kostet schon Herzblut." Wie um sich selbst wieder Kraft und Hoffnung zu geben, schrieb er am 28. April: „Und immer sind Gedanken und Ideen die stärksten Wirklichkeiten gewesen und sie haben sich durchgesetzt. So hoffen auch wir in diesem Fall auf ein Werden aus unserem Denken und Sinnen."

Im gleichen Brief vom 28 April 1939 berichtete er auch: „Der Kindertransport ist bis jetzt nur eine Hoffnung, mehr noch nicht. Die Kinderverschickung plätschert nur ganz langsam." Organisiert wurde die Kinderverschickung von „World Movement for the care of children of Germany". Diese Organisation entstand als Reaktion des englischen Volkes auf das Pogrom in Deutschland. Der erste Transport mit 320

Kindern kam am 2. Dezember 1938 in Harvich an. Als der Krieg im September 1939 ausbrach, waren bereits 9354 jüdische Kinder nach England gerettet worden.

Im Frühjahr 1939 war die „Wilhelmspflege" für viele Kinder noch eine vorläufige Zufluchtsstätte. Später wurden viele von ihnen in KZs deportiert und ermordet. Manche mußten diesen Weg alleine – ohne ihre Familien oder Erzieher - gehen, wie Fritz Falk aus Stuttgart. Er wurde am 26. April 1942 nach Izbica deportiert und ermordet. Seine 1925 geborene Schwester Carry kam 1939 in die „Wilhelmspflege" und wurde zusammen mit ihren Eltern am 22. August 1942 über Theresienstadt nach Auschwitz deportiert und ermordet. Bella Kaufmann (geboren 1928 in Berlichingen) konnte dagegen im August 1939 mit einen Kindertransport nach England verschickt werden. Ihre Schwestern Thea und Lore wurden zusammen mit ihrer Mutter 1941 nach Riga deportiert und ermordet. Diese Kinder sollen hier stellvertretend für viele ihrer Leidensgefährten stehen.

Auch wenn Theodor Rothschild innerlich seine Hoffnung, zusammen mit den ihm anvertrauten Kindern in den USA ein neues Heim aufzubauen, noch nicht aufgeben konnte, hatten die äußeren Umstände die Pläne unmöglich gemacht. Ein letztes Mal brach seine Hoffnung in dem Brief vom 8. Dezember 1939 auf: „Wir haben nun eine Eingabe ans Konsulat gemacht wegen meiner landwirtschaftlichen Betätigung und unseres Ziels, wieder Kinder zu einer landwirtschaftlichen Erziehung um uns zu sammeln. Nun leben wir also wieder in einer Hoffnung, wenn sie auch auf schwachen Füssen steht. Aber es ist einmal unsere Sache zu hoffen und wieder zu hoffen."
Vollkommen überraschend muß für Theodor Rothschild das plötzliche Ende der „Wilhelmspflege" gekommen sein. Am 16. August 1939 erging an ihn die Mitteilung, daß auf Grund des Mobilmachungsbefehles das Waisenhaus zur Einrichtung eines Lazaretts beschlagnahmt und deshalb geräumt werden müsse. Am 30. August 1939 wurde dort ein Seuchenlazarett für die Wehrmacht eröffnet. Am 8. September 1939 teilte er dem Bezirksschulamt Esslingen mit: „Unsere Kinder sind in Familien untergebracht und es besteht noch keine Möglichkeit, sie wieder zu sammeln. Unsere Schule ist zunächst nicht mehr vorhanden."[1]

[1] Hahn, Jüdisches Leben in Esslingen, S. 129.

Theodor Rothschild brachte seine Kinder soweit wie möglich anderweitig unter, wußte aber auch, daß er sich nun dringend um Ausreisemöglichkeiten für sich selbst und seine Frau bemühen mußte.

Bereits im Jahre 1938 begann in Deutschland ein Ansturm der Auswanderungswilligen auf die amerikanischen Konsulate. Waren von 1933 bis Ende Juni 1938 26 000 deutsche Flüchtlinge in die USA emigriert und damit die deutsche Jahresquote nie ausgeschöpft worden, so überschritt ab Mitte 1938 die Zahl der Antragsteller diese Quote bei weitem. Wegen der großen Anzahl von Auswanderungswilligen versuchte das amerikanische Generalkonsulat, mit einem sogenannten „Nummernsystem" diesem plötzlichen Ansturm Herr zu werden: Ab 1938 wurde jede Anmeldung mit einer Nummer registriert und der Reihe nach bearbeitet. Theodor Rothschild bedauerte nun zutiefst, daß er sich bisher keine Nummern hatte geben lassen – eine Unterlassung, die nicht mehr gutzumachen war. Am 14. Dezember 1939 schrieb er: „... wir haben dies versäumt u. müssen es jetzt büssen. Aber man hofft allgemein, dass auch die hohen Nummern bald dran kommen. Wir rechnen noch mit 1 1/2 Jahren."

Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs am 1. September 1939 verringerte sich die Möglichkeit zu emigrieren auf ein Minimum. Die kriegführenden Länder sperrten sich gegen jede Einwanderung und die meisten der neutralen Staaten beschränkten aus verschiedenen Gründen die Zahl der Einwanderer rigoros. Eine Ausnahme bildete zunächst noch Portugal. Später ergriff die portugiesische Regierung allerdings auch Maßnahmen, um den Strom der Flüchtlinge einzudämmen und die Weiterwanderung zu beschleunigen; schließlich verfügte sie 1941, daß Flüchtlinge nur noch mit Transitvisa das Land betreten durften. Doch Zehntausenden von Juden gelang über Lissabon die Auswanderung nach Übersee.
Die wenigen anderen Auswanderungswege, die noch offenstanden, konnten zu einem guten Teil wegen Transportschwierigkeiten und Devisenmangel nicht genutzt werden. Im ersten Kriegsjahr war es für Juden auch noch möglich, mit der transsibirischen Bahn nach Shanghai auszureisen, wo sie, wenn auch unter äußert schwierigen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen, unterkommen konnten. Als aber die sowjetische Bahn kein deutsches Geld mehr akzeptierte, war auch dieser Weg versperrt.

Für die Zeit von Ende Dezember 1939 bis zum 5. September 1940 sind keine Briefe Theodor Rothschilds überliefert. In seinem Brief vom 5. September 1940 spielt er jedoch wieder auf die desolate Auswanderungssituation an: „Zur Zeit können die wenigen Leute, die ausreisen können, ja fast nichts mehr mitnehmen, weil die schlechte Passage dies verbietet." Theodor Rothschild wußte um die hoffnungslose Lage und schrieb dennoch am 18. Dezember 1940 an seine Kinder: „Geduld ist ja die Haltung, die im tiefsten von Hoffnung sich leiten lässt. Und diese Geduld haben wir für alle Fälle bereit. Es ist immer wieder recht geworden, und wir hoffen, dass auch unser allseitiger Wunsch der Wiedervereinigung einmal Wirklichkeit werden wird."
Über seine Bemühungen, doch noch aus Deutschland herauszukommen, berichtete Theodor Rothschild Ende Januar 1941: „Bei uns hat sich nicht viel geändert und wir sind ja auch gar nicht darauf aus, Neues zu erleben. Aber es sind jetzt schon die Nummer 24000 bis 30000 zur Einholung der Bürgschaften aufgerufen worden, so daß wir Hoffnung haben können, auch in absehbarer Zeit an die Reihe zu kommen."
Zahlungskräftige Emigranten in den USA hatten die Möglichkeit, Bürgschaften (Affidavits) für Angehörige auszustellen. Insbesondere war es ihnen möglich, ihre Frauen und Kinder, die wie die Eltern von US-Bürgern zu Quoteneinwanderern der bevorzugten Kategorie gehörten, nachkommen zu lassen. Das bedeutete, daß sie ihre Visa außerhalb der durch Registrierung bei den amerikanischen Konsulaten festgelegten Reihenfolge erhielten. Gelegentlich gelang es auch Einwanderern, neugewonnene Freunde oder Arbeitgeber als Affidavitgeber für zurückgelassene Angehörige zu gewinnen. Es lag allerdings im Ermessen der Konsulatsbehörden, diese Affidavits anzuerkennen.

Durch die jüdische Mittelstelle in Stuttgart konnte Theodor Rothschild Mitte Februar 1941 an seine Töchter ein Telegramm schicken, in dem er sie bat, ihm und seiner Frau eine „gute Bürgschaft" zuzusenden. Außerdem bat er sie, ein Bank-Akkreditiv beizulegen, denn gleichzeitig mußte das Geld für die Schiffspassage einbezahlt werden. Nur Personen, für die die Passage schon bezahlt war und die einen Schiffsplatz belegt hatten, erhielten eine Vorladung zum Konsulat. Es war zwingend vorgeschrieben, das Geld für die Schiffspassage an die „American Express Companie" in New York zu bezahlen, denn nur Schiffe der „America Express Line" durften die vielen Flüchtlinge von Europa in die USA bringen. Dem Chartern von größeren Schiffen, als sie diese Linie besaß, wider-

setzte sich die „Maritime Comission" in Washington. Wenn der Fahrpreis in New York bezahlt war, informierte „American Express Compagnie" ihre Filiale in Berlin. Waren alle Formalitäten abgewickelt und vom Konsulat geprüft, stand der Ausreise nichts mehr im Wege.
Theodor Rothschild konnte in seinem Brief vom 20. März 1941 nach Amerika erleichtert berichten, daß aus Lissabon die Mitteilung gekommen war, die Überfahrt sei bezahlt worden und er nur noch auf die Bürgschaft warte, denn erst dann könne er ein Schiff buchen. Erst am 7. April 1941 bekam er per Einschreiben das Duplikat der Bürgschaften. Am 15. Mai 1941 schrieb er: „Also unsere Papiere sind in Ordnung und wir haben vom Konsulat die sogenannte A.C.Bescheinigung. Dann haben wir einen Schiffsplatz auf Schiff Excalibur für 7. November garantiert."

Am 12. Juli 1941 erklärte Präsident Roosevelt Deutschland den Krieg. Mit der damit verbundenen Schließung der amerikanischen Konsulate in Deutschland und in den von Deutschland besetzten Gebieten wurden die letzten Hoffnungen auf eine Emigration jäh zerstört. Juden konnten ab sofort nur noch für neutrale Länder, die in Deutschland konsularische Vertretungen besaßen, Einreisegenehmigungen erhalten und von dort aus in die USA emigrieren. Theodor Rothschild schrieb am 27. Juni 1941: „Wir sind natürlich sehr betrübt über den Stand der Dinge, wie das wir Menschen immer sind, wenn unsere sehnlichsten Hoffnungen gescheitert sind. Aber es ist menschliche Natur, den Hoffnungsfaden immer wieder neu aufzunehmen." Und Ina Rothschild fügte seinem Brief hinzu: „Es ist so unendlich traurig, daß all unsre Wünsche u. Hoffnungen so ins Wasser fallen. Man muß sich jedes Planen abgewöhnen u. warten, was die Vorsehung für uns bestimmt. Wir sind ja nicht die Einzigen, denen es so ergeht aber das ist nur ein kleiner Trost."

Rothschilds mußten Ende März 1941 Esslingen verlassen und nach Stuttgart in die Bismarckstr. 92 II umziehen. Immer verzweifelter suchten sie weiter nach Möglichkeiten, doch noch aus Deutschland zu entkommen.
Nach der Schließung der US-Konsulate in Deutschland und den von Deutschland besetzten Gebieten konnten sich mittels kubanischer Visa noch eine größere Zahl deutscher Juden auf dem Weg über Lissabon retten. Rothschilds Kinder in den USA bemühten sich, auch für ihre Eltern diesen Weg zu öffnen.

Auch wenn in Theodor Rothschilds Briefen immer noch Hoffnung durchschimmerte, mußte er doch wissen, daß die Chancen, noch ins sichere Ausland zu gelangen, sehr gering waren. Seine Wünsche zu Rosch Haschana am 4. September 1941 waren voller Schwermut und Trauer: „Aber es bleibt die Illusion, die uns immer wieder jung und tröstend umfängt, wenn auch Ungreifbares unser aller Schifflein führt. So wollen wir auch dem neuen Jahr trauen, wissen wir ja, dass nicht blindes fatum herrscht, dass göttliche Weisheit alles lenkt und leitet und dass es göttlicher Wille ist, dass wir den Kampf mit unserem Geschick durch die Tat führen u. nicht durch Klagen u. Seufzen. In diesem Sinne möchte ich auch Euch allen alles Gute zu Rosch Haschana wünschen u. Euch bitten, Eure Sorge für unsere Auswanderung so zu betreiben, dass sie zu einem glücklichen Ziele führen möge. Wir hoffen es mit Euch mit jeder Faser unseres Seins."

Für eine kurze Zeit klammerte Theodor Rothschild sich an den Gedanken, daß die Erneuerung von Visa für diejenigen, deren Visa verfallen waren (ein Visum hatte nur vier Monate Gültigkeit) in Spanien möglich war. Er erfuhr ebenfalls von einem Kuba-Visum, das 1050 Dollar pro Person gekostet hätte, einschließlich 500 Dollar Landungsgeld. Er sah dies als letzte Möglichkeit, nach Amerika zu kommen, und berichtete seinen Kindern darüber in einem Brief am 16. Oktober 1941: „Es erhalten zur Zeit so viele das cubanische Visum..." Zu diesem Zeitpunkt wohnten Rothschilds bereits in einem „Judenhaus" in der Blumenstraße 2 in Stuttgart.

Tief verzweifelt und bar jeder Hoffnung heißt es dann in Theodor Rothschilds letztem erhaltenen Brief vom 4. November 1941 nach Amerika: „Eine Ausreise ohne die liebe Ina kommt im jetzigen Stadium nicht in Frage. Ich kann mir schon denken, dass es nicht leicht ist für Euch, das Geld für Cuba zu beschaffen, aber Ihr glaubt nicht, wie viele Angehörige dieses grosse Opfer aufbringen, u. ich wurde schon oft mit einem gewissen Staunen gefragt, warum meine Kinder diese Chance uns nicht bieten können."

Schon am 21. Oktober 1941 war in Deutschland ein Gesetz erlassen worden, das die weitere Auswanderung von Juden verbot.

Deportation und Ende

Theodor und Ina Rothschild wurden am 22. August 1942 nach Theresienstadt deportiert. Ina Rothschild, die das KZ überlebte, berichtete über den Aufenthalt in Theresienstadt und Theodor Rothschilds letzte Tage: „Da kam der Dezember 1943 und die Krankheit begann. Trotzdem hätte ich nie geglaubt, daß sich der liebe Vater [Theodor Rothschild] nicht mehr erholen würde. Er war geistig so rege wie in bester Zeit... Während der Feiertage [Chanukka] predigte der liebe Vater entweder bei den Blinden oder in einem Siechenheim. Man redete ihn überall als Rav an und er war es im besten Sinne des Wortes."[1]

Zusammen mit Joseph Feier und Elias Gut veröffentlichte Theodor Rothschild 1936 eine Anthologie jüdischer Poesie „Not und Hoffnung". Der Titel dieses Buches sollte ab dieser Zeit auch zum Spiegelbild seines eigenen Lebens werden. Noch im KZ Theresienstadt vermochte er, trotz eigener Not und schwindenen körperlichen Kräften, seine Mithäftlinge und Leidensgefährten zu trösten und vielleicht auch aufzurichten. Nach jahrelangem geistigen Widerstand starb Theodor Rothschild am 10. Juli 1944 an den Folgen von Unterernährung und an einer Lungenentzündung im KZ Theresienstadt.
Ina Rothschild arbeitete in Theresienstadt als Krankenschwester; im Februar 1945 konnte sie in einem plombierten Zug das Lager verlassen und in die Schweiz ausreisen. Bis 1946 war Ina Rothschild im jüdischen Spital in Basel als Krankenschwester tätig. 1946 durfte sie in die USA auswandern. Ina Rothschild starb 1991.

Quellen

Amtsgericht Aschaffenburg - Abt. Grundbuchamt - EL 6140, GrA Abg. 6669/10.

G.B.A. Aschaffenburg 01. Geschäfts-Nr. Aschaffenburg 6669/5. Aufenthaltsverbot für Rosi Schul vom 28. Oktober 1938 (im Besitz von Rosi Schul, London)

[1] Hahn, Jüdisches Leben in Esslingen, S 346.

Briefe Theodor Rothschilds vom 31. Juli 1938 bis 4. November 1941 (im Besitz von Prof. Dr. Ismar Schorsch, New York).

Briefe von Theodor Rothschild an Rosi Schul vom 6. November 1938, 23. November 1938, 30. November 1938 (im Besitz von Rosi Schul, London).

Tagebuchaufzeichnungen von Rosi Schul von Oktober/November 1938 (im Besitz von Rosi Schul, London).

Brief mit Kindergrüssen aus dem Waisenhaus an Rosi Schul vom März 1939 (im Besitz von Rosi Schul).

Programm des J.S.V. Schild/Stuttgart vom Januar 1938 (im Besitz von Rosi Schul, London).

Rundschreiben von Theodor Rothschild von 1938 (im Besitz von René Serkey, USA).

Literatur

Dokumentation über die Verfolgungen der jüdischen Bürger von Ulm/Donau. Hergest. im Auftrage der Stadt Ulm/Bearb. Heinz Keil. Ulm 1961.

Einwohnerbuch der Stadt Aschaffenburg 1937/38 und 1939/40.

Esslingen 1919 - 1949. Von Weimar bis Bonn. Esslingen 1991.

Fohrer, Georg: Glaube und Leben im Judentum. Heidelberg/Wiesbaden 2. Aufl.1985.

Franke, Hans: Geschichte und Schicksal der Juden in Heilbronn. Heilbronn 1963. (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Heilbronn Heft 11).

Ein Gang durch die ehemalige jüdische Gemeinde in Hürben. Hrsg. v. Heimatverein für den ehemaligen Landkreis Krumbach.

Grübel, Monika: Judentum. Köln 1996.

Hahn, Joachim: Jüdisches Leben in Esslingen. Geschichte, Qellen und Dokumentation. Esslingen 1994 (Esslinger Studien Schriftenreihe Bd.14).

Homeyer, Friedel: Beitrag zur Geschichte der Gartenbauschule Ahlem 1893 - 1979. Hannover 1980.

Juden und ihre Heimat Buttenhausen. Ein Gedenkbuch zum 200. Jahrestag des Buttenhauser Judenschutzbriefes am 7. Juli 1987. Hrsg. Stadt Münsingen. (Bearb. von Günther Randecker). Münsingen 1987.

Juden unterm Hakenkreuz: Dokumente u. Berichte zur Verfolgung u. Vernichtung der Juden durch die Nationalsozialisten 1933 - 1945. Ausgew. u. zsgest. von Hans-Dieter Schmid. Bd. 1. Düsseldorf 1983.

Körner, Peter: Biographisches Handbuch der Juden in Stadt und Altkreis Aschaffenburg. Aschaffenburg 1993. (Veröffentlichugen des Geschichts- und Kunstvereins Aschaffenburg e.V.).

Krumbacher Heimatblätter 4/5 II/III 1988. Mitteilungen des Heimatvereins für den Landkreis Krumbach e.V. Krumbach 1988.

Lebenszeichen. Juden aus Württemberg nach 1933. Hrsg. v. Walter Strauss. Gerlingen 1982.

Lechner, Silvester: Das KZ Oberer Kuhberg und die NS-Zeit in der Region Ulm/Neu-Ulm. Stuttgart 1988.

Löhken, Wilfried/Vathke, Werner : Juden im Widerstand. Berlin 1993.

Mitteilungen des Jüdischen Lehrervereins für Bayern. 1931, Nr. 1.

Rothschilds, Die. Beiträge zur Geschichte einer europäischen Familie. Hrsg.: Georg Heuberger. Sigmaringen 1994.

Sallinger, Barbara: Zum Schicksal der jüdischen Gemeinde in Krumbach im Dritten Reich. Krumbacher Heimatblätter 4/5 II/III. Krumbach 1988.

Sauer, Paul (Bearb): Dokumente über die Verfolgung der jüdischen Bürger in Baden-Württemberg durch das nationalsozialistische Regime 1933 - 1945. 2 Bde. Stuttgart 1966. (Veröffentlichung der staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg).

Sauer, Paul: Die jüdischen Gemeinden in Württemberg und Hohenzollern. Denkmale, Geschichte, Schicksale. Stuttgart 1966.

Sauer, Paul: Die Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung in Baden-Württemberg 1933 - 1945. Ein Gedenkbuch. Stuttgart 1969.

Sauer, Paul: Die Schicksale der jüdischen Bürger Baden-Württembergs während der nationalsozialistischen Verfolgungszeit 1933 - 1945. Stuttgart 1969.

Schoenberger, Gerhard: Der gelbe Stern. Frankfurt 1960.

Weglein, Resi: Als Krankenschwester im KZ Theresienstadt: Erinnerungen einer Ulmer Jüdin/Resi Weglein. Hrsg. u. mit einer Zeit- u. Lebensbeschreibung versehen von Silverster Lechner u. Alfred Moos. Stuttgart 2. Aufl. 1990.

Werner, Manuel: Juden in Nürtingen in der Zeit des Nationalsozialismus (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Nürtingen Band 1). Nürtingen/Frickenhausen 1998.

Zelzer, Maria: Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden. Ein Gedenkbuch. Hrsg. von der Stadt Stuttgart. Stuttgart 1964.

Dank

Mein besonderer Dank gilt Dr. Helga Jud-Krepper für die geleistete Transkription der Briefe Theodor Rothschilds, Jetti Fern-Wollach für ihre Hilfe bei jüdischen Begriffen und hebräischen Wörtern, Dr. Joachim Hahn für seine stets hilfreiche Unterstützung, meinem Sohn Oliver für seine geduldige Hilfe am Computer.

An dieser Stelle danke ich allen genannten und ungenannten Personen die mich bei meinen Nachforschungen und meiner Arbeit unterstützten:

Rosa Alber, Thomashardt, Herbst 1995
Heide und Heribert Auer, Krumbach. Februar 1997
Nicola Buhl, Esslingen
Dr. Elisabeth Görg, Esslingen
Peter Hardter, Krumbach. Februar 1997
Dr. Hans George Hirsch, Washington/USA
Herr Kern, Aschaffenburg
Johanna Marx, (verstorben 6. Juni 1996), Stuttgart, Mai 1996
Dr. Carsten Pollnick, Aschaffenburg. November 1996
Rosi Schul-Ruben, London/England
René Serkey, USA



Das ehemalige israelitische Waisenhaus „Wilhelmspflege" in der Mülbergstraße 123 (Aufnahme 1991)

Briefe von Waisenhauskindern an Rosi Schul

Transkribiert von Friedel Ermel,
kommentiert von Claudia Schroth

Esslingen, d. 19. März 1939

Liebe Rosi,
Vielen Dank für Deinen schönen Brief. Wir haben oft an Dich gedacht. Lieselotte ist nicht mehr hier. Es sind jetzt nur ungefähr vierzig Kinder. Außer dem „Sechser" sind alle Schlafsäle offen. Von Deinen Kleinen sind fast noch alle da, der kl[eine] Gerd ist in Stuttgart. Horst ist groß geworden, u. Fredy Rosenfeld kommt am Montag nach England. Horstle ist jetzt übrigens auch in der Schule. In Deinem Zimmer wohnt Rosi Hain, die jetzt auch sehr bald auswandert. Hoffentlich habe ich Dir jetzt Deine Fragen alle beantwortet. Felle ist auch nicht mehr da. Fräulein Leib hat mir auch einmal geschrieben. Ihre Adresse weiß ich leider nicht. Nun will ich schließen, damit die andern noch anschreiben können.
Herzliche Grüße sendet Jeanne Bernstein.

Jeanne war die Tochter von Bernhard und Hulda Bernstein (Kirchheim/Teck). Sie wurde am 27. Juli 1924 in Stuttgart geboren. 1934 starb ihr Vater. Wegen seiner Krankheit wurden Jeanne und ihr Bruder Philipp (geb. 1922) 1933 in der „Wilhelmspflege" untergebracht. 1935 zog sie mit ihrer Mutter nach Berlin. 1939 kam Jeanne nochmals in die „Wilhelmspflege". Zusammen mit ihrer Mutter wurde sie am 14. November 1941 nach Minsk deportiert und ermordet. Philipp Bernstein konnte mit Hilfe einer jüdischen Organisation nach Palästina auswandern.

Liebe Rosi!
Vielen Dank für Deinen lieben Brief. Wir sind jetzt nur noch 37 Dackel und Dakkelinen. Der neue „English teacher" ist ein halber Lehrer mit 16 Jahren. Viel Respekt haben wir nicht vor ihm. Er ist recht klein und Hedis Bruder. Wenn ich ihn ärgern will, sage ich Balukerzia zu ihm. Den Namen haben die Mädels selbst gedichtet. An Purim spielten wir die Purimgeschichte. Ich spielte den Ahaschverosch. Diesmal fiel mir die Nase nicht runter.
Viele herzliche Grüße Deine Edith Weil.

Esslingen, d. 19. März 1939

Liebe Rosi,

Vielen Dank für Deinen schönen Brief. Wir haben oft an Dich gedacht. Lieselotte ist nicht mehr hier. Es sind jetzt nur ungefähr vierzig Kinder. Außer dem „Sechser" sind alle Schlafsäle offen. Von Deinen Kleinen sind fast noch alle da, der kl. Gerd ist in Stuttgart. Horst ist groß geworden, u. Fredy Rosenfeld kommt am Montag nach England. Horstle ist jetzt übrigens auch in der Schule. In Deinem Zimmer wohnt Rosi Hain, die jetzt auch sehr bald auswandert. Hoffentlich habe ich Dir jetzt Deine Fragen alle beantwortet. Felle ist auch nicht mehr da. Fränkel Leib hat mir auch einmal geschrieben. Ihre Adress weiß ich leider nicht. Nun will ich schließen, damit die andern noch anschreiben können.

Herzliche Grüße

sendet

Jeanne Bernstein.

Liebe Rosi!

Vielen Dank für Deinen lieben Brief. Wir sind jetzt nur noch 37 Dackel und Dackelinen. Der neue „English teacher" ist ein halber Lehrer mit 16 Jahren. Viel Respekt haben wir nicht vor ihm. Er ist recht klein und Hedis Bruder. Wenn ich ihn ärgern will, sage ich Balukazia zu ihm. Den Namen haben die Mädels selbst gedichtet. An Purim spielten wir die Purimgeschichte. Ich spielte den Ahaschverosch. Diesmal fiel mir die Nase nicht runter.

Viele herzliche Grüße

Deine

Edith Weil.

Edith war die Tochter von Isidor und Elsa Weil. Am 24. Oktober 1926 wurde sie in Ulm geboren. Im September 1939 zog sie nach Laupheim, im Mai 1941 nach Herrlingen und im Juli 1942 nach Oberstotzingen. Zusammen mit ihren Eltern wurde sie am 22. August 1942 über Theresienstadt nach Auschwitz deportiert und ist seitdem verschollen.

Liebe Rosi.
Mit Deinem l[ieben] Brief haben wir uns sehr gefreut. Hoffentlich geht es Dir l[iebe] Rosi gut. An Purim spielten wir die Purimgeschichte. Ich war Morderchai und Edith Ahaschwerosch u. Margot St. war die Ester. Wir haben es uns selber eingeprobt.
Was macht Inge Gold u. Ruth Gold.
Nun für heute herzliche Grüße Deine Gerdi Kaufmann

Gerdi Kaufmann wurde am 23. September 1924 in Ulm geboren. Erziehungsberechtigter war Rabbiner Dr. Cohn aus Ulm. In die „Wilhelmspflege" kam sie spätestens 1933. Bis zu ihrer Deportation im April 1942 ins KZ Izbica war Gerdi Kaufmann Praktikantin im jüdischen Altersheim in Dellmensingen. Sie gilt als verschollen.

Viele Grüße Dein Horstle.

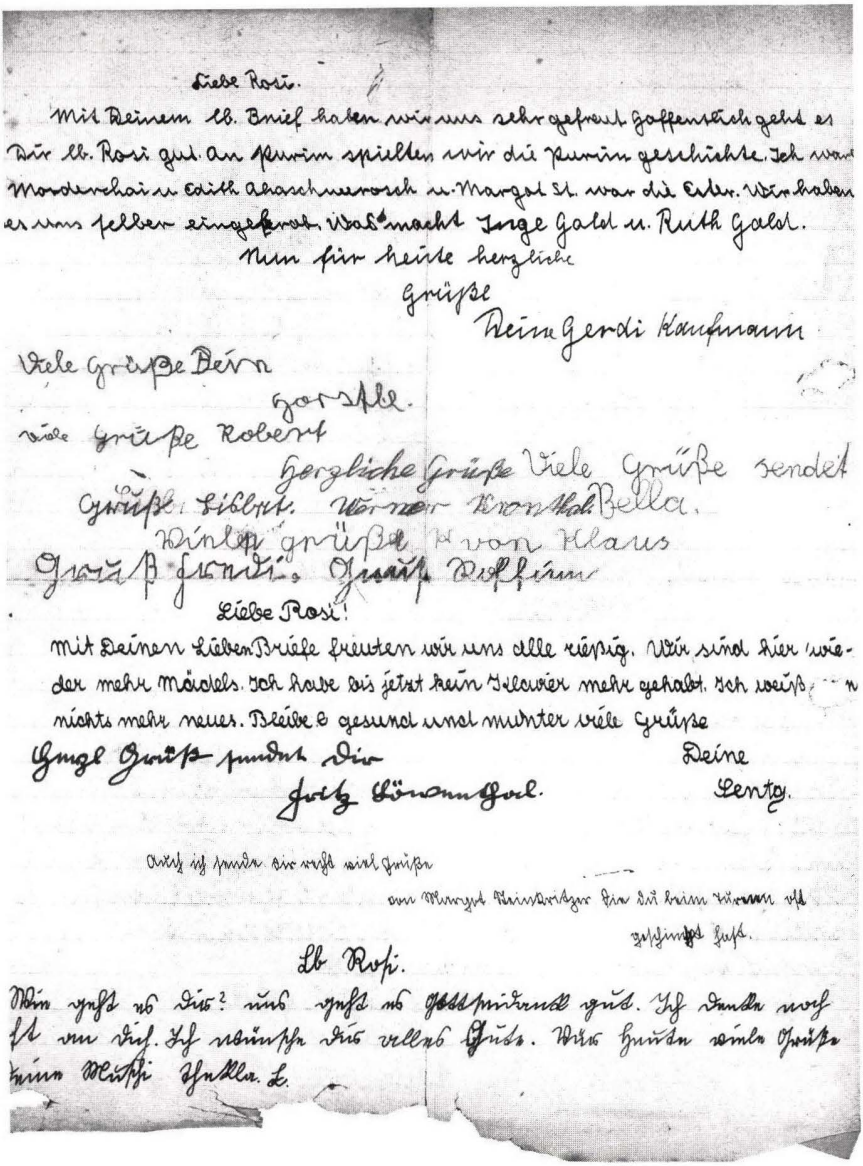
Horst Dreyfuss wurde am 11. August 1932 in Stuttgart geboren.

Viele Grüße Robert

Robert Hammel wurde am 21. Januar 1931 in Kreuzwertheim/Unterfranken geboren. Er kam spätestens 1936 in die „Wilhelmspflege". Am 22. März 1943 wurde er aus Fürth deportiert und ermordet.

Herzliche Grüße Werner Kronthal.

Werner Kronthal wurde am 15.Juni 1928 in Garitz bei Bad Kissingen/Unterfranken geboren. Seit 1937 war er in der „Wilhelmspflege". 1939 kam er mit einem Kindertransport nach Holland. Dort lebte er in einem israelitischen Waisenhaus in Eindhoven. Er wurde dann von einer jüdischen Familie als Pflegekind aufgenommen. Zusammen mit seiner Pflegefamilie sollte er im Juli 1942 deportiert werden. Bis zum Kriegsende 1945 lebte er in der Illegalität. Von 1946 bis 1948 leistete er Militär



Liebe Rosi.

Mit Deinem lb. Brief haben wir uns sehr gefreut. Hoffentlich geht es Dir lb. Rosi gut. An Purim spielten wir die Purim Geschichte. Ich war Mordechai u. Edith Achaschwerosch u. Margot Esther. Wir haben es uns selber eingeübt. Das macht Inge Gold u. Ruth Gold.

Nun für heute herzliche

Grüsse

Deine Gerdi Kaufmann

Viele Grüsse Bärn

Gerstle.

viele Grüsse Robert

Herzliche Grüsse Viele Grüsse sendet

Grüsse Liselott. Werner Kronthal Bella.

Viele grüsse von Klaus

Grüss Fanni. Grüss Wolfheim

Liebe Rosi!

Mit Deinen lieben Briefe freuten wir uns alle riesig. Wir sind hier wieder mehr Mädels. Ich habe bis jetzt kein Telegramm mehr gehabt. Ich weiss nichts mehr neues. Bleibe gesund und munter viele Grüsse

Engl Grüss sendet Dir Deine

Jack Hänsmann. Lenty.

Auch ich sende Dir recht viel Grüsse

von Mamsell Heinzelmann für Dich beim Warten ist

zurückgeblieben.

Lb Rosi.

Wie geht es Dir? Uns geht es gottseidank gut. Ich denke auch oft an Dich. Ich wünsche Dir alles Gute. Viele liebe Grüsse Deine Mirjam Gerstle. L.

dienst in der holländischen Armee. 1966 wohnte er mit seiner Frau und ihrem gemeinsamen Kind in Winterswijk/Holland.

Gruß Lisbet.

Lisbeth Kronthal wurde am 2. November 1929 in Garitz bei Bad Kissingen/Ufr. geboren.

Viele Grüße sendet Bella.

Bella wurde am 8. Juni 1928 als Tochter von Mina und Felix Kaufmann in Berlichingen geboren. 1933 starb ihr Vater, und Bella wurde 1934 in der „Wilhelmspflege" untergebracht. Im August 1939 kam sie mit einem Kindertransport nach England, besuchte in Sonderland die Schule, war später Hausangestellte und arbeitete in einer Schneiderei. Von 1943 bis 1946 besuchte sie eine Kunstschule. 1946 wanderte sie in die USA und 1957 nach Israel aus. 1962 lebte sie in Bnei Brak/Israel.

Viele Grüße von Klaus

Klaus Steinkritzer wurde am 16.Juli 1929 in Hammelburg/Ufr. geboren. Nach der Schließung der „Wilhelmspflege" lebte er in Würzburg und zog im September 1940 nach Fürth/Bayern um.

Gruß Fredi.

Fritz (Fredi) Bernheim wurde am 5. August 1929 geboren. Zusammen mit seinen Eltern Julie und Leopold Bernheim lebte er in Laupheim und besuchte von 1935 bis 1936 die dortige Volksschule. 1936 kam er in die „Wilhelmspflege". Ende Oktober 1939 emigrierte er mit seinen Eltern in die USA. Er studierte dort später an der University of Illinois Architektur.

Gruß Rolffine

Konnte nicht ermittelt werden.

Liebe Rosi!
Mit Deinen Lieben Briefe freuten wir uns alle rießig. Wir sind hier wieder mehr Mädels. Ich habe bis jetzt kein Klavier mehr gehabt. Ich weiß [nun] nichts mehr neues. Bleibe gesund und munter viele Grüße
Deine Senta.

Senta Manasse wurde am 20. Dezember 1926 in Talheim geboren. Seit Januar 1936 war sie in der „Wilhelmspflege". Nach deren Schließung lebte sie in Neckarzimmern und konnte später emigrieren.

Herzl. Grüß sendet Dir Fritz Löwenthal.

Fritz Löwenthal war der Sohn von Klothilde und Berthold Löwenthal. Er wurde am 19. Januar 1926 in Talheim geboren, besuchte bis 1935 die dortige Volksschule und anschließend bis 1937 die jüdische Schule in Mergentheim. Ab März 1937 war er in der „Wilhelmspflege". Nach deren Schließung kam er in eine Privatschule nach Stettin, war 1940 in der jüdischen Lehrlingswerkstatt in München und konnte im Juni 1941 über Lissabon in die USA emigrieren.

Auch ich sende Dir recht viel Grüße
von Margot Steinkritzer die Du beim Turnen oft geschimpft hast.

Margot Steinkritzer wurde am 11. Juli 1926 in Hammelburg geboren. Nach der Schließung der „Wilhelmspflege" lebte sie zusammen mit ihrer Mutter und ihrem Bruder Klaus in Würzburg. Im September 1940 zog sie nach München, dort war sie als Hilfsarbeiterin im jüdischen Arbeitslager Lohhof zwangsverpflichtet. Anfang April 1942 wurde sie von München nach Riga deportiert und ist verschollen.

L[iebe] Rosi.
Wie geht es Dir? uns geht es Gottseidank gut. Ich denke noch oft an Dich. Ich wünsche Dir alles Gute. Vür Heute viele Grüße Deine Muschi
Thekla L.

Thekla Leiter wurde am 13. Januar 1926 in Stuttgart geboren. Von 1933 bis 1936 lebte sie als Zögling und 1939 als Hausgehilfin in der „Wilhelmspflege".

Otto Borst

„Wir sind unverbesserliche Idealisten"

Aus Theodor Rothschilds Briefen[1]

Es gibt, genauer gesagt: es gab eine Gelegenheit, Fremde ohne weiteres in die eigene Empfindungs- und Erlebniswelt schauen zu lassen: den Brief. Der Brief als das authentische Zeugnis von sich selbst. Heute ist der Brief längst überrundet und unter „ferner liefen" eingereiht, wir kriegen das Wort wenigstens zur Hälfte gerade noch heraus: „info".

Was uns Theodor Rothschild, der Leiter des heute noch stehenden Staatlichen Waisenhauses in der oberen Mülbergerstraße – bis zum 30. August 1939 hieß es „Israelitische Waisen- und Erziehungsanstalt" – für die Zeit vom 31. Juli 1938 bis 4. November 1941 hinterlassen hat, an die hundert, teilweise seitenlange Briefe, in einer Abschrift von 118 eng beschriebenen Schreibmaschinenseiten – was wir mit dieser Hinterlassenschaft besitzen, ist dokumentierte Schilderung und Vergewisserung, Bekenntnis und Appell.

Wunderbar, welcher Sprache sich der Briefschreiber bedient. Nirgendwo verläuft sich das Wort ins Technische oder irgendwie Automatische. Noch keiner kennt die Mattscheibe, dafür kommt das Schönste, was Menschen im Gepäck ihres geistigen Lebensvorrats haben können (und was der Fernseher gründlich abgewürgt hat), die Phantasie zur Geltung. Am 2. April 1939, Briefempfänger sind immer die Kinder, die hauptsächlich im Dezember 1938 ausgewandert waren nach den Staaten: „Ich dachte oft an Eure Stille und wäre so gern für ein Stündlein oder auch zwei zu Euch gekommen und wäre mit Euch durch Park und Wiesen gegangen und hätte Euch erzählt und Euch zugehört. Es ist doch so, daß unsere Phantasie und unsere Gedanken stärker sind als alle Entfernungen und alle Realitäten. Und das ist gut so. Wir sind bei Euch. Ihr seid bei uns. Und immer sind Gedanken und Ideen die stärksten Wirklichkeiten gewesen und haben sich durchgesetzt."

---

[1] Überarbeiteter Text einer Rede zum „Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus", gehalten am 27. Januar 1997 im Alten Rathaus, Esslingen.

In immer wieder neuen Varianten transportiert der Brief die Kunde von Gesundheit und Krankheit, die oftmals hartnäckige Rückfrage, wie es wirklich mit dem Alltag stehe. Und immer wieder bietet der Brief die Möglichkeit, sich zu geistigen, und, so könnte man sagen, weltanschaulichen Fragen vorzuwagen: Der Brief ist zur diskursiven Rückversicherung der eigenen Existenz geworden. Wenn überhaupt das Stichwort „Briefkultur" seinen Platz haben darf, dann hier, übrigens auch in den von Eberhard Bethge herausgegebenen Aufzeichnungen und Briefen Dietrich Bonhoeffers[1] aus der Haft oder in den von Inge Jens herausgegebenen Briefen von Sophie und Hans Scholl[2].
Sophies in Briefen untergebrachten Beschreibungen der Frühlingsregungen, der tropfenden Eiszapfen am Skihüttenfenster, der hüpfenden Heiterkeit von Schuberts Forellenquintett haben ihre Ergänzung in Theodor Rothschilds vielen kleinen Naturkonfessionen. Dezember 1938, die törichterweise heute noch so genannte „Reichskristallnacht" lag keine vier Wochen zurück: „Überall war tiefer Schnee, die Bäume waren mit Schnee und Rauhreif behangen, die Sonne schien hell auf die weiße Fläche und auf die tausend zauberhaften Formen. Wir wanderten durch ein Feenreich, und wir vergaßen alles Leid und alles Weh, und all die alten lieben Erinnerungen wurden wach, die sich an jede Bank knüpften."

Ein bißchen provoziert durch die zweifellos aparten Schönheiten Pennsylvanias, wohin seine Kinder emigriert waren, insistiert Theodor Rothschild auf die Pracht der deutschen Landschaft und auf die Charaktersprache ihrer Bauwerke, das Freiburger Münster oder die Barockkirche in Edelstetten, die dunklen Striche der Alb oder die dynamische Pracht der Klosterkirche zu Roggenburg. Juli 1939: „Ein unbekanntes Blümlein tritt immer den Heimweg mit uns an und wird zu Hause seziert und bestimmt." Theodor Rothschild und seine Familie sind in Esslingen und drum herum daheim. Keine Rede davon, daß er und seine Leute als Outcasts leben. Sie solle sich „die Plätzle" schmecken lassen, er sei „scheint's" zu früh gefahren, „es hebt hinten und vorne": so spricht (und schreibt) niemand, der außen vor steht. Man ist Landsmann. Die Stuttgarter Juden im Lager Theresienstadt, schreibt Maria Zelzer[3], hätten sich,

---

[1] Bonhoeffer, Dietrich: Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft. Hrsg. von Eberhard Bethge. München 1951.
[2] Scholl, Hans/Scholl, Sophie: Briefe und Aufzeichnungen. Hrsg. von Inge Jens. Frankfurt/M 1984.
[3] Zelzer, Maria: Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden. Stuttgart o.J. (1964).

wenn man sich einmal begegnet sei, mit „Hie gut Württemberg allwege" begrüßt – es schnürt einem bei solcher Nachricht die Kehle zu. Oktober 1939, also wenige Wochen nach Kriegsbeginn und Beschlagnahme des Waisenhauses durch die Wehrmacht: „Wir wollen Esslingen nicht verlassen. Hier kennt man uns und hier wohnen wir nun schon 43 Jahre." Von der Schelztorstraße aus, wo Rothschilds nach dem November-Pogrom bei Gugenheim Mutter und Tochter Aufnahme fanden: „Nun schauen wir zum Fenster hinaus zur Burg und wissen dahinter das Haus [nämlich das Waisenheim], das für immer unser Haus sein wird."

Die Heimat ist der eine Pfeiler für diese Leute, der Glaube der andere. Gottes Willen gibt den Ausschlag. Theodor Rothschild ist bereit, sich in diesen Willen zu schicken, bis ans Ende. Noch im November 1941, ein halbes Jahr vor dem Abtransport und in kaum zurückgehaltener Schlüsselsprache aus Stuttgart: „Bei uns sind diese Tage mit viel Sorge beladen. Es ist eben eine harte Zeit. Der, der uns dies zuschickt, gibt uns auch die Kraft, es zu tragen."

Derart gläubig, hält es die ganze Familie Rothschild mit der jüdischen Abfolge von Feiern und Gedenktagen und Festen, das waren Höhepunkte und Erlebnisse von unvergessener Schönheit. Die bindende Kraft des Ritus ist nicht zu übersehen. Im März 1939 nach Amerika: „Du, liebe Bertel, hast Sehnsucht nach jüdischem Leben. Auch mir geht's so. Es ist bei uns auch auf ein Minimum beschränkt. Nicht in unserem Hause [dem Waisenhaus] – aber es ist auch hier etwas gedämpfter und hat von seinem Glanz eingebüßt. Aber sonst fehlt alles fürs Leben: keine Vorträge, eine einzige [von der Gestapo zensierte] jüdische Zeitung, keine gemeinsamen Sitzungen."

Ist in dieser Berichterstattung schon verhältnismäßig viel gesagt, so hüllt sich Theodor Rothschild sonst in einen Schutzmantel von nicht einmal andeutendem Schweigen. Vom häßlichen Pogrom im Waisenheim, der das jüdische Leben auf dem Esslinger Berg doch ein für alle Mal veränderte, auch wenn zunächst alles beim alten zu bleiben schien, spricht er in seinem Brief vom 30. Dezember 1938 nur vom „verhängnisvollen Donnerstag". Kaum gelüftete Informationsfetzen melden sich, wenn – nur mit diesen fünf Worten – vom „ganzen Leben in einem Raum" die Rede ist, oder am 28. Juli 1939, wenige Tage vor Kriegsbeginn: „Es ist unterdessen freilich einiges anders geworden. Aber damit müssen wir uns abfinden."

Die Quellenkritik an diesen Briefen wird festhalten, daß viel zu viel verschwiegen wird. Aber dahinter steckt System. Kaum ein Brief, in dem nicht die fast Formel gewordene Bitte steht: „Macht Euch um uns keine Sorgen, wir haben, was wir brauchen." Im Dezember 1938: „Wir konnten all die Festtage auch mit innerer Ruhe feiern, da wir uns mit unserer äußeren Lage abgefunden haben und den Willen einer höheren Macht darin erkennen."

Rothschild und die Seinen befinden sich schon auf dem Weg weg von der Welt. Er erinnert daran, daß viele Männer des 20. Juli erklärt haben, sie würden nicht als Soldaten sterben und nicht als Deutsche, sondern als Christen. Theodor Rothschild sucht nicht nach Schuldigen. Im Gegenteil: Mit dem Hinweis, man müsse dieses Leben hinnehmen und sich in Geduld üben, verknüpft er den Appell, sich zu läutern und zu reifen. Januar 1939: „Wir sind nun auch um einige Erfahrungen reicher, diese haben uns reif gemacht, und wir kennen unseren Standpunkt und wissen um unser Judesein." Und dieses Judesein kommt uns nicht in jener elenden Kreatur entgegen, die man im „Dritten Reich" meinte tilgen zu müssen, der Jude, der raffinierte Händler, der verworfene Großstadtmensch, der Asphaltliterat: Sie haben alles, nur keine Heimat. Theodor Rothschild will seine Heimat, die wir kennengelernt haben, nicht lassen – und die Felder und Wiesen, die Beete und Apfelbäume auch nicht. Die Landwirtschaft, die mit dem Waisenheim verbunden ist, macht ihn (auch) zum Bauern, zum bäuerlich denkenden Handarbeiter. Als man sich den möglichen Ort nach geglückter Auswanderung überlegt, denken die beiden Rothschilds, Ina und Theodor, „natürlich am liebsten an ein Leben auf dem Lande", sie paßten „sicher nicht so gut in eine Großstadt." Nichts von der verwirrenden Großstadtschwüle. Einfach und klar sagt Theodor Rothschild: „Die Verbindung mit der Natur ist ein ewiger Born meiner Kraft." Und im Juni 1939: „Die Arbeit auf dem Acker färbt mich braun wie der Acker ist."

Überhaupt, sie, die Juden, seien keine Tagelöhner, nichtstuende Schmarotzer der Gesellschaft schon gar nicht. Sie seien jung, schreibt der 63jährige einmal, könnten und wollten ihre Arbeit tun, ungestört freilich. „Die großen politischen Vorgänge", so im März 1939, „werfen keine Schatten in das alltägliche Leben bei uns, und wir hoffen und glauben daran, daß keine Verwicklungen daraus entstehen." Das Ziel: Laßt uns arbeiten im Esslinger Waisenheim. Redlich, wie bäuerliche Menschen sein können, läßt er sich in seinem Konzept nichts vormachen. Als die

Vertreter der württembergischen Judenschaft im Juli 1939 am Grab des Stadtrabbiners Dr. Rieger stehen und einer „Hamlet" zitiert: „Er war ein Mann, Ihr findet nicht mehr seines gleichen", meint Theodor Rothschild: „Das war doch des Guten zuviel." Keine unnatürlichen Überhöhungen, keine vernebelnde Verweichlichung. In Amerika mache man glänzende Reklame, „wenn auch", wie Theodor Rothschild hinzufügt, „auf Kosten des Natürlichen und Wahrhaftigen." Man glaubt, den Träger preußisch-deutscher Ideale vor sich zu haben. Im Dezember 1939: „Eure Mutter muß sich zusammenreißen und versuchen, mit ihrer Lage fertig zu werden."

Theodor Rothschild, verantwortlich für einen, für seinen Kreis, hat kein Mitleid für die Schwächlichen. Als sich Dietrich Bonhoeffer im Gefängnis der Prinz-Albrecht-Straße ständig ein abgehalfterter Kreisleiter nähert, flehend, ihm doch zu helfen, wendet sich Bonhoeffer ab: Dafür sei er nicht da. Unter den Arbeitskameradinnen im Lager Krauchenwies befinden sich auch zwei besonders Dümmliche, die schluchzend ihr Elend beklagen: Sophie Scholl meint, hier zu trösten, sei nicht ihres Amtes. Um den kleinen und nachgeordneten Diktatoren den Weg zu öffnen, hat der Nationalsozialismus das „Führerprinzip" erfunden: Theodor Rothschild *war* Führer seiner Gruppe. Als eine der Tanten über ihr Alleinsein lamentiert, im Dezember 1938: „Da spielen auch unnütze Sorgen eine Rolle. Wir versuchen, das Wehwehchen in Ordnung zu bringen, zu beruhigen, wieder Werte einzusetzen." Mehr und mehr zehren die Juden seiner Umgebung von Theodor Rothschilds Optimismus – mit ihm steht er erklärtermaßen über den Dingen. Wochen nach dem schlimmen November-Pogrom: „Ein bißchen Fatalismus haben wir uns zugelegt, und der Glauben an ein höheres sittliches Walten war uns ja immer eigen. Wir leben eben nun einmal in einer Zeit, in der eine neue Wertskala sich bildet, und solch umstürzende Zeiten sind immer unruhige Zeiten."

Wir wundern uns. Theodor Rothschilds Stellenzuweisung der „Werte" scheint fast so etwas wie eine Entschuldigung der Nazi-Horden. Vielleicht ist das zu viel verlangt, das Dämonische, das Böse, das Unvergleichbare im Nationalsozialismus zu erkennen. Nach dem Krieg, in den frühen fünfziger Jahren, erhielt Theodor Heuss einmal einen Brief aus London. Der Absender bewundere Heuss und sein 1932 erschienenes

Buch „Hitlers Weg"[1] , gerade auch wegen des Judenkapitels dort. Heuss winkte ab. Die „Endlösung" habe man sich damals nicht denken, geschweige denn vorstellen können.

Auch Theodor Rothschild denkt noch in den überlieferten Bahnen des Bildungsbürgers. Allein das „andere" – das Wort fällt häufig in den Briefen – zu erkennen bedarf einer riesigen Anstrengung und einer individuellen, auf sich gestellten Leistung. Theodor Rothschild arbeitet an sich, wie es Dietrich Bonhoeffer und vor allem Sophie Scholl auch getan haben. Widerstand ist Selbstdisziplin und ist rigorose Askese. Seit Wochen habe er nichts gelesen: Rothschilds Klage ist echt. Und die Freude auch, mit der Nachricht, daß die Leseabende – „wie früher" – wieder begonnen hätten, mit dem Buch von August Bier über die „Seele": Allein die Buchwahl, vor einem aus Terror und Barbarei gefügten Hintergrund, wirkt wie ein Akt des Widerstands.

Und dann füllen sich die Briefe mit immer wieder neuen Namen von Emigranten. Man verabschiedet sich in der Milchhalle des Stuttgarter Hauptbahnhofs. Und wenn die Zurückgebliebenen wieder nach Hause kommen, ist alles leer. Was bleibt, ist die Erinnerung. Noch einmal steht Theodor Rothschild in seinem Geburtshaus in Buttenhausen: „Wir haben all die schönen Plätzchen wieder aufgesucht. Sie waren so schön wie je, auch bei kaltem, regnerischem Wetter. Und doch krampfte sich das Herz zusammen in dem Bewußtsein: vorbei, gewesen."
Mit dem Verlust der Geschichte, Theodor Rothschild sieht das genau, hat auch die Brücke in die Auswanderungsländer keine zwei festen Standpunkte mehr, den hüben und den drüben. Unsichtbar bricht das Leben auseinander. Angst geht um, in den Zimmern, in den Straßen. „Die alte Fröhlichkeit", so im Dezember 1938, „will nicht kommen, und tiefe Ruhe und Behaglichkeit wagen sich nicht mehr hervor, sind unterdrückt von Erlebnissen eigener Art, von einer gewissen Furcht, von einer fast kosmischen Angst." Aber Theodor Rothschild läßt sich nicht beirren. Im Brief vom 9. Oktober 1940 erfahren wir von den beiden jüdischen Gottesdiensten in Stuttgart droben in der Heidehofstraße und drunten in der Hospitalstraße. „An beiden Orten gelang es mir gut, die vielen Andächtigen zu erbauen. Nach dem Gottesdienst kamen so viele Menschen zu mir, um mir zu danken."

---

[1] Heuss, Theodor: Hitlers Weg. Eine Schrift aus dem Jahre 1932. Neu herausgegeben und eingeleitet von Eberhard Jäckel. Tübingen 1970.

Warum haben ausgerechnet die beiden Rothschilds nicht auswandern können? Theodor Rothschild macht sich selber einmal Vorwürfe: „Ich muß die Folgen meiner Unterlassung voll tragen." So im Dezember 1939. Er wollte das Esslinger Waisenhaus als landwirtschaftliches Internat in den U.S.A. wiedergründen.[1] Statt dessen Anfragen, Telegramme, Bürgschaften, Vertröstungen, Absagen. „Wir kommen in absehbarer Zeit an die Reihe", man hat den Schiffsplatz, man hat die Nummern des Schiffsplatzes. An die Kinder: „Wie sehr wir uns auf ein Wiedersehen mit Euch freuen, können wir Euch gar nicht sagen." Dann schließt das amerikanische Konsulat in Stuttgart, das größte im Reich.

Vielleicht über Lissabon. Vielleicht Cuba. Cuba ist die Chance. Am 4. November 1941: „Ich werde mit Staunen befragt, warum meine Kinder diese Chance uns nicht bieten können". Erst jetzt dämmert dem Mann vom Waisenheim, was die Naziwelt bringt und bringen wird. Er sieht die Korrektur und sieht, daß es zu spät ist: „Liebe Bertel, all unser Denken zueinander ist unsere Kraft und Zuversicht. Aber es schafft nur Stimmung. Es gibt Umstände im Leben, wo diese nicht mehr ausreicht, Zustände zu meistern und umzubiegen. Wir haben uns leider zu lange von solchen Stimmungen tragen lassen. Wir sind unverbesserliche Idealisten. Aber heute sprechen harte Tatsachen."

Im November 1941 ist durch Führerbefehl die weitere Auswanderung von Juden verboten worden. Die Falle ist zu. Im Judenhaus in der Blumenstraße 2 der Stuttgarter Altstadt warten die beiden Rothschilds Woche für Woche. Mit mehr als tausend württembergischen Juden werden Theodor Rothschild und seine Frau Ina am 22. August 1942 nach Theresienstadt deportiert. Theodor Rothschild arbeitet im Krankenrevier. Er habe immer wieder Mut gemacht, sagen die Zeugen. Am Ende schleppt er sich auf allen Vieren zu den Krankenpritschen. Dann bricht er selbst zusammen. Am 10. Juli 1944 ist er gestorben, an den Folgen von Unterernährung und einer Lungenentzündung.

[1] Vgl.den Beitrag von Claudia Schroth in diesem Band.

Rabbinat: Stuttgart
Isr. Gemeinde: Esslingen

Schulbericht

über den Stand des Religionsunterrichts im Schuljahr 1926/27.

Lehrer: Rothschild
Name der Lehranstalt: Isr. Waisenhaus u. 4 öffentliche israelitische Schulen
Klasse (Abteilung): 7. u. 8. Religionsstunde

Schülerzahl: 18
Knaben: 13
Mädchen: 5

Klasse und Abteilung	Nummer	Namen der Schüler: Zuname	Vorname	Geboren: Tag	Monat	Jahr	Gefehlt: Wegen Krankheit	Mit Entschuldigung	Ohne Entschuldigung	Durchschnittszeugnis: Begabung	Betragen	Fleiß u. Aufmerksamkeit	in Religion: Religionslehre	Biblische Geschichte	Jüdische Geschichte	in Hebräisch: Lesen u. Schreiben	Übersetzen d. Gebete	Übersetzen d. hl. Schrift
	1.	Sommer	Fritz	23	IV	1912	–	–	–	gt.	I	II	6	6	6	6	6	6.
	2.	"	Leo	23	IV	1912	–	–	–	gt.	I	II	6	6	6	6	6	6.
	3.	Dreifuss	Fritz	8.	X	1912	–	–	–	gt.	I	II	6	6	6	6	6	6.
	4.	Erlanger	Fritz	31.	III	1913	–	–	–	gt.	I	II	6	6	6	6	6	6.
	5.	Steiner	Wolfgang	14.	V	1913	–	–	–	bf.	II	II	6	6	6	6	6	6.
	6.	Bardfeld	Eva	7.	VII	1913	–	–	–	bf.	I	III	4	5	4	5	5	5.
	7.	Mostek	Hermann	15.	VIII	1912	–	–	–	bf.	II	I	5	5	5	4	5	5.
	8.	Schwarz	Ludwig	1	XI	1912	–	–	–	ngg.	I	II	4	5	5	5	5	5
	9.	"	Siegmund	1	VIII	1912	–	–	–	gn.	II	II	4	5	5	6	6	6.
	10	Freilich	Paul	1.	VI	1913	–	–	–	gn.	II	II	5	5	5	5	5	5
	11.	Fürst	Walter	9.	I	1913	–	–	–	ngg.	I	III	4	5	4	5	5	5
	12	Abramski	Albert	18	VI	1913	–	–	–	bf.	II	II	6	6	6	7	7	7
	13	"	Anna	2.	VI	1912	–	–	–	gn.	II	III	3	3	3	3	3	3
	14	Oberländer	Simeon	18.	X	1913	–	–	–	gn.	II	II	3	3	3	4	4	4.
							Schüler	Höherer	Schulen									
	15.	Mosco	Ruth	13	Sept.	1914	2	2	–	gt.	I	II	5	5	5	5	5	5
	16	"	Siegfried	14	Sep.	1912	3	–	–	gt.	I	II	6	6	6	6	6	6
	17.	Stern	Margot	7	VII	1913	2	10	–	bf.	I	III	4	4	4	3	4	4
	18	Katz	Rosa	21.	II	1913	4.	6	–	ngg.	I	IV	3	3	3	2	3	3

1. **Allgemeines zum Schulbericht**
(Lehrziel, Methode, Schülerbibliothek)

2. **Bericht über die Schülerbibliothek**
(Statistik der Benützung). Zugang neuer Bücher. Allgemeine Beobachtungen

3. **Bericht über die Arbeit mit der schulentlassenen Jugend**
(Jugendvereinsbericht, Statistik, Vortragsthemata usw.)

4. **Wieviele Schüler sind vom hebräischen Unterricht befreit?**
(nach Klassen getrennt)

o.

5. **Wieviele Schüler nehmen nicht am Religionsunterricht teil?**
(nach Klassen getrennt)

o.

Ensingen, 18.V.27.

1. Allgemeines zum Schulbericht
(Lehrziel, Methode, Schülerbibliothek)

In der jüd[ischen] Geschichte wollte ich jüdisches, geschehenes Leben wirkungsvoll vergegenwärtigen. Die Einzeldarstellungen waren nicht Selbstzweck, in ihnen wollte ich das Zeitbild darstellen. Auch in der jüd[ischen] Geschichte sind soziales,wirtschaftliches u[nd] geistiges Leben als Einheit aufzufassen. Die Schüler sollten das gegenwärtige rel[igiöse] Leben als etwas Gewordenes ansehen, die gegenwärtigen rel[igiösen]Zeitanschauungen aus größeren geschichtl[ichen] Zusammenhängen begreifen u[nd] Verehrung für das vergangene Geschlecht empfinden u[nd] sich der Pflicht für die späteren bewußt werden. Der Hebräischunterr[icht] wollte klare Einblicke in die Grundbegriffe der hebräischen Sprache geben, einführen in das Verständnis uns[erer] Gebetsprache u[nd] uns[erer]rel[igiösen] Urkunden u[nd] so die verständnisvolle Teilnahme am rel[igiösen] Leben d[er] Gemeinschaft verbreiten.

2. Bericht über die Schülerbibliothek
(Statistik der Benützung). Zugang neuer Bücher. Allgemeine Beobachtungen

Unsere Schülerbibliothek, die ca. 900 Bände umfaßt, enthält auch ca. 50 Nummern jüdisch rel[igiösen] Inhalts. Diese Bücher werden sehr gerne gelesen. Wir erregen das Interesse für dieselben, indem wir aus diesen Büchern bei jeder passenden Gelegenheit (bei den Festen, Semesteranfang, -abschluß, bes. Ereignisse, an Freitag Abenden) vorlesen.

3. Bericht über die Arbeit mit der schulentlassenen Jugend
(Jugendvereinsbericht, Statistik, Vortragsthemata usw.)

Es besteht ein neutraler Jugendverein mit 12 Mitgliedern. An den Samstag Abenden ist Zusammenkunft. Unter meiner Leitung lesen und übersetzen die Mitglieder den Kizzur Schulchan Aruch. Öfters finden an der Hand der Zeitschrift „Der Jugendbund" Besprechungen statt aus verschiedenen Gebieten der jüd[ischen] Jugendbewegung u[nd] des jüd[ischen] öffentl[ichen] Lebens, z.B. Aufbau Palästinas, Stand der Aufbauarbeiten, der orthodoxe u[nd] der liberale Jude u.s.f. An Sonntagen öfters Wanderungen u[nd] Fahrten. Herr Lehrer S[iegfried] Weil beteiligt sich in hervorragender Weise an den Bestrebungen des Jugendbundes.



Theodor Rothschild und seine Zöglinge vor der „Wilhelmspflege" 1933

Helga Jud-Krepper

Unsere Kinder, unser Lehrer[1]

Erziehung, jüdische Schule und Gemeinschaftsarbeit in der „Wilhelmspflege" unter Theodor Rothschild

Das jüdische Lernen

Da sprachen die Frauen Israels zu Moses: „So sollen unsere Kinder Bürgen der Thora sein; Gott wird dich die Thora lehren, du wirst sie die Väter lehren, sie werden sie die Kinder lehren, und die Kinder ihre Kinder bis ins fernste Geschlecht."[2] Nach diesem alten Midrasch sind Moses, der Lehrer der Lehrer, und die Eltern in die Pflicht genommen: Sie werden von den Kindern für ihre Erziehung verantwortlich gemacht. Talmud und Midraschwerke sind die Frucht einer sich über Jahrhunderte hinziehenden kollektiven Geistesarbeit und der Beweis für die im jüdischen Volksleben ununterbrochen wirksame Kontinuität. Das „Lernen" galt im Judentum von jeher als eine besonders heilige Pflicht. Bis in die Neuzeit nannte man in Deutschland die Synagoge mit Vorliebe „Schul". Sie war nicht nur Bethaus, sondern zugleich oder noch mehr: Lehrhaus. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wird eine Einrichtung, in der es um die Pflege aller Geistesgüter des Judentums geht, „Lehrhaus" genannt.

Das jüdische Lernen berührt sich mit der zu dieser Zeit mächtigen Strömung des Geisteslebens, der Lebensphilosophie, die getragen ist von einem starken 'Lebensschwung', von einer Hinwendung zu Leben und Verwirklichung. Schon der Talmud hat die sich daraus ergebende Schwierigkeit erkannt: Steht das Lernen oder das Tun höher? Im Gelehrtenstreit zwischen Rabbi Tarphon und Rabbi Akiba fällt die Entscheidung: Das Lernen ist größer, weil es zum Tun führt; Lernen *und* Tun; lernen, um zu tun.[3]

---

[1] Rothschild, Theodor: Unsere Kinder..., Festvortrag zur Hundertjahrfeier des Waisenhauses „Wilhelmspflege". In: Gemeinde-Zeitung für die israelitischen Gemeinden Württembergs (im folgenden abgekürzt: GZtg) 1.4.32, S. 3ff u. 16.4.32, S. 12 f.

[2] Fleg, Edmond: Moses. Stuttgart 1948, S. 59.

[3] Vgl. Schlesinger, Abraham: Vom „Lernen". In: GZtg 1.11.1931, S. 162.

Lernen im jüdischen Waisenhaus „Wilhelmspflege"

War in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die jüdische Reformbewegung ein Versuch, das Judentum zu retten, indem man es den Zeitläuften anpaßte, so machten in der zweiten Hälfte Nationalismus und Antisemitismus eine Rückbesinnung auf die eigenen Wurzeln notwendig. Die in Württemberg neu gegründeten jüdischen Volksschulen dieser Zeit verstärkten den bewahrenden Aspekt. Akkulturation und gelingende Emanzipation hatten eine Lebensform geschaffen, in der die Menschen ihr Judentum genauso bewußt lebten, wie sie sich dem Königreich zugehörig fühlten. Ein herausragendes Beispiel für die 'innige' Verbindung von jüdischem und württembergischem Erbe ist in dem heimatverbundenen frommen Juden Theodor Rothschild zu sehen, „der ein gebrochener Mann war, als er diese Verbindung nicht mehr leben konnte."[1]

Noch in der Hoffnung, die Waisenhaus-Tradition in den Vereinigten Staaten „erhalten und ausbauen" zu können, charakterisierte Rothschild 1938 in einem Rundschreiben das jüdische Erziehungssystem, dem er sich verpflichtet fühlte: „Im Jahre 1842 wurde das Heim in Esslingen gegründet. Es bestand in einem einzelnen grossen Hause mit Hof und Garten. Die Kinder wurden in der Schule des Waisenhauses bis zum 14. Lebensjahr unterrichtet und zugleich durch Handfertigkeitsunterricht und gärtnerische Betätigung zu handwerklichen und landwirtschaftlichen Berufen hingeleitet. Im Jahre 1912 wurde ein neues Heim auf einer der Höhen der Stadt Esslingen errichtet. Die eigene Schule wurde beibehalten, die Gartenwirtschaft durch Landwirtschaft, Viehzucht und Geflügelzucht erweitert, ebenso der Handfertigkeitsunterricht durch Anschaffung von Maschinen vervollkommnet. Die aus dem Heim hervorgehenden Schüler hatten hier ihre Jugend bis zum 15. oder 16. Lebensjahr verlebt, seelisch durch den jüdisch-religiösen Charakter des Heimes gefestigt und für das praktische Leben harmonisch vorgebildet. So hat sich mehr als hundertjährige Erfahrung zu einem vorbildlichen jüdischen Erziehungssystem entwickelt. Ungefähr 90 Menschen jeglichen Alters sind zu einer grossen Familiengemeinschaft vereinigt... Die hundertjährige Entwicklung des Israelitischen Waisenhauses in Esslingen a. Neckar

[1] Vgl. Däschler-Seiler, Siegfried: Auf dem Weg in die bürgerliche Gesellschaft. Joseph Maier und die jüdische Volksschule im Königreich Württemberg. Stuttgart 1997, S. 381 f.

drängt mit innerer Logik zu einem Zustand, der altjüdischem Ideal vergleichbar ist: das jüdisch-religiöse Bauerndorf..."[1]

Eine ähnliche Orientierung forderte Martin Buber unter den sich dramatisch verschlechternden Umständen im Jahr 1933, allerdings mit einem fast aggressiven Imperativ: „Daß der jetzt heranwachsende Jude sich auf den Urbestand seines geschichtlichen Wesens besinne und sich aus ihm neu aufbaue zu dem Menschen, der die Problematik der Gegenwart am exponiertesten Punkt bewältige."[2] Im Esslinger Waisenhaus ging man von vornherein mit der Sichtweise Leo Baecks einig, das Judentum kenne „keine Scheidung von Bezirken der Religion und Bezirken des Lebens"[3], und man empfand wie Emil Schorsch, daß die Anschauungen eingebaut seien „in eine große, schöne, gewaltige, durch Jahrtausende erprobte Lehre, eine Lehre, deren Vorzug in ihrer Verbindung mit dem Leben in ihrer lebenzeugenden und lebenstützenden Art besteht, eine Lehre allerdings, die studiert, erkämpft und erprobt werden muß."[4] In diesem Sinne war das Unterrichtswerk für den Hebräisch-Unterricht, das Theodor Rothschild zusammen mit seinem Kollegen Michael Abraham, Berlin, im Jahr 1911/12 herausgab[5], vollkommen in der jüdischen Überlieferungstradition verhaftet: Nur ein Ernstnehmen des Hebräischen in seinem vollen Kulturcharakter führt zu einem Erschließen der Bibel.

Die Erteilung eines solchen Unterrichts in Esslingen hing in engster Beziehung mit dem dort im Jahre 1811 eröffneten „Schullehrer-Seminar" zusammen. Nachdem 1835 der „gehorsamsten Bitte" Leopold Liebmanns, „für den mosaischen Religions- und hebr[äischen] Sprach-Unterricht an dem hiesigen Seminar einen Lehrer anzustellen"[6], von der

---

[1] Rothschild, Theodor: Erhaltung und Ausbau der Tradition des Israelitischen Waisenhauses „Wilhelmspflege", Esslingen a. Neckar, in den Vereinigten Staaten von Amerika. Rundschreiben, o. Datum (1938). Vgl. den Beitrag von Claudia Schroth in diesem Band.

[2] Buber, Martin: Wie erziehen wir ein neues jüd. Geschlecht? In: GZtg 16.8.1933, Titelseite.

[3] Baeck, Leo: Unsere Gemeinde. GZtg 1.3.1934, S. 209.

[4] Schorsch, Emil: Bericht, ausgegeben in der Elternversammlung am 25.3.1930, Hannover. Schriftlicher Bericht nach Auskunft Dr. Peter Schulze, Hannover, Mai 1998.

[5] Rothschild, Theodor/Abraham, Michael: Ausgewählte Stücke der hebräischen Bibel für den Übersetzungsunterricht mit Überschriften, Gliederung und Anmerkung. 1. Teil: Pentateuch, Ausgabe A: Text und Wörterbuch. Frankfurt am Main 1911. 6. Aufl. 1935; Ausgabe B: Wörterbuch. Frankfurt am Main 1912; 2. Teil Prophetie und Schriften, 1912.
Vgl. auch Abraham Michael: Hebräische Lesefibel, zugleich eine Vorstufe zur Tefilla kezara. Frankfurt am Main 9. Aufl. 1923. (Erstausgabe 1906).

[6] Geschichtliches über die Lehrerausbildung in Württemberg. In: GZtg 1.3.1928, S. 702-705.

Königlichen Israelitischen Oberkirchenbehörde entsprochen worden war, fand die Verbindung „Wilhelmspflege" und Lehrerseminar erst 1928 ihr Ende: Trotz den von Theodor Rothschild geäußerten Bedenken gegen einen derartigen Entschluß wurde die jüdische Seminaristenausbildung in diesem Jahr nach Heilbronn, Höchberg und Würzburg verlegt.[1] „139 israelitische Lehrer sind während dieser Zeit in Eßlingen ausgebildet worden. Die Seminaristen erhielten im Waisenhaus Verpflegung und auch den größten Teil ihrer religiösen Unterweisung."[2]

Rothschild selbst erteilte ab 1910 zunächst vier, dann sechs Stunden wöchentlich Religionsunterricht an höheren Lehranstalten.[3] Sein hierfür konzipiertes zweibändiges Handbuch für den Hebräisch-Unterricht fand noch 1930 eine beeindruckende Würdigung durch Emil Schorsch in seinem Überblick über den jüdischen Religionsunterricht an höheren Schulen: „Diese beiden Bücher sind ausgestattet wie ein modernes Sprachlehrbuch und stehen auf derselben Höhe. Sie sind mit sorgfältig gearbeitetem Vokabularium, Grammatik und einem alphabetisch geordneten Wörterbuch versehen. Die Einteilung der Stoffe ist dermaßen geschickt und übersichtlich geschehen, daß der Zusammenhang mit dem Gottesdienst, in dem diese Stücke vorgelesen werden, ohne weiteres offensichtlich wird, daß insbesondere auch für das Kennenlernen der unübertrefflichen, noch lange nicht erreichten biblischen Ethik ... dieses Werk von außerordentlichem Werte ist. Wer diese beiden Bücher durchgearbeitet hat, ist imstande, mit Hilfe des Wörterbuches sich auch den schwersten Text der Bibel vollständig zu erarbeiten [und] die leichteren Texte, insbesondere die geschichtlichen Erzählungen, ohne weiteres zu verstehen."[4] Auch im offiziellen „Lehrplan für den israelitischen Unterricht an den höheren Schulen" von 1927 wurde das Werk für Klasse VIII empfohlen: „Hebräisch: Übersetzen der biblischen Propheten (Auswahl v. Abraham/Rothschild)."[5]

---

[1] GZtg 1.2.1928, Titelseite; s. a. Hahn, Joachim: Jüdisches Leben in Esslingen. Geschichte, Quellen und Dokumentation. Esslingen 1994. Esslinger Studien Schriftenreihe Band 14, S. 162-166.

[2] Rothschild, Theodor: Israelitisches Leben in unserer Stadt. In: Eßlinger Zeitung. Festausgabe, 28.4.1928, S. 32.

[3] Erlaß Königliche Israelitische Oberkirchenbehörde, 27.3.1912; Stadtarchiv Esslingen, Filmarchiv MF D/6.

[4] Schorsch, Emil: Bericht an die Eltern, Hannover 1929/30.

[5] Lehrplan für den israelitischen Unterricht an den höheren Schulen, Stuttgart 1927, S. 8, Stadtarchiv Esslingen, Filmarchiv MF D/6.

Wie wichtig für Theodor Rothschild dieser Bereich war, zeigte er in einem Referat, das er in der Israelitischen Lehrerversammlung am 25.7.1927 unter dem Titel: „Der Hebräischunterricht und Neuerscheinungen auf diesem Gebiete" hielt. Er betonte dabei, daß man aufgrund aktueller Ergebnisse der Sprachforschung von der Methode, den Unterricht auf rein grammatikalischer Grundlage aufzubauen, abgehen und mehr auf die Gewinnung eines Sprachschatzes hinwirken müsse.[1] Für ihn mußte das Jüdische – wie er zehn Jahre später betonte – „leitendes Prinzip" und „die Wertskala für den gesamten Unterricht sein", so daß „innerhalb der Erziehung dem Hebräischen eine besondere Aufgabe zufällt".[2]
In einem von ihm 1927 verfaßten „Schulbericht" schrieb er:: „Der Hebräischunterricht wollte klare Einblicke in die Grundbegriffe der hebr[äischen] Sprache geben, einführen in das Verständnis uns[erer] Gebetsprache und uns[erer] rel[igiösen] Urkunden und so die verständnisvolle Teilnahme am rel[igiösen] Leben der Gemeinschaft verbreiten."[3] Theodor Rothschild, als Kenner der ästhetisch schönen Sprache, wußte um den dadurch erleichterten Zugang, der den Pädagogen Handhabe bot, sie Kindern und Jugendlichen erlernenswert zu machen. So ist der Kreis zum Midrasch aus dem Moses-Roman Edmond Flegs am Beginn dieses Kapitels geschlossen: Die Kinder sollen als Träger des Judentums „aus den Quellen empfinden können", und das heißt: „Jüdische Bildung ohne hebräische Sprache ist nicht denkbar."[4]

Das Buch

In der Person Theodor Rothschilds „vereinigten sich die Liebe zum Lernen und die Leidenschaft für Bücher", so formulierte es sein Enkel Professor Dr. Ismar Schorsch, in welchem als Rektor des Jewish Theological Seminary of America und als Präsident des Leo Baeck Instituts in New

---

[1] GZtg 16.8.1927, S. 306.
[2] Bericht vom Vortragsabend über „Die Aufgabe des Hebräischen in der Erziehung des jüdischen Kindes". In: GZtg 1.6.1938, S. 46 f.
[3] Rothschild, Theodor: Schulbericht über den Stand des Religionsunterrichts im Schuljahr 1926/27, Esslingen, 18.5.1927. Stadtarchiv Esslingen, Filmarchiv MF D/6. Vgl. S.xx in diesem Band.
[4] GZtg 1.6.1938, S. 47.

York die Tradition des Lehrens, Lernens und des Buches sich fortsetzt.[1] Ein Schulbericht Theodor Rothschilds von 1927/28 bestätigt diese Neigung und verweist auf den didaktischen Intentionskreis: „Unsere Schülerbibliothek, die ca. 900 Bände umfaßt, enthält auch ca. 50 Nummern jüd[isch] rel[igiösen] Inhalts. Diese Bücher werden sehr gerne gelesen. Wir erregen das Interesse für dieselben, indem wir aus diesen Büchern bei jeder passenden Gelegenheit (bei den Festen, Semesteranfang, -abschluß, bes[ondere] Ereignisse, an Freitag Abenden) vorlesen."[2] „Die Schülerbücherei wird fleißig benützt und es werden bes[onders] jüdische Geschichten bevorzugt. Neuanschaffungen: Fleg, der kleine Prophet. Elbogen, Gestalten u. Momente. Pallière, das unbekannte Heiligtum. Pojakoff, Sabbatai Zewi. Rothschild, Bausteine" [3], heißt es ein Jahr später. Neben der Schülerbücherei war in der „Wilhelmspflege" auch eine Lehrerbibliothek eingerichtet worden. Der Großteil des Bestandes fiel dem von der Nazi-Horde am 10. November 1938 im Hof des Waisenhauses entfachten Feuer zum Opfer: „...sie verbrannten Thorarollen und einen Teil der wertvollen Bibliothek meines Mannes. Andere Bücher wurden zerrissen, viele gestohlen...", berichtet Ina Rothschild.[4]

In seiner Funktion als Leiter der „Wilhelmspflege" genoß Theodor Rothschild großes Ansehen als Pädagoge. So scheint es eine Selbstverständlichkeit gewesen zu sein, daß er am 18. Dezember 1924 vom Israelitischen Oberrat in Württemberg in die Kommission für eine zu begründende „Wanderbibliothek" berufen wurde, der „besonders die Auswahl der zu beschaffenden Bücher übertragen worden ist." Die Wanderbibliothek „für die Rabbiner und Lehrer des Landes ... soll[te] alle Neuerscheinungen auf pädagogischem Gebiet umfassen."[5] In der „Gemeinde-Zeitung für die israelitischen Gemeinden Württembergs", die zweimal monatlich erschien, wurden die Neuanschaffungen vorgestellt, unter anderem auch die „Bausteine"[6] von Theodor Rothschild: „Dieses schöne Buch sollte in keiner jüdischen Familie fehlen. Denn

---

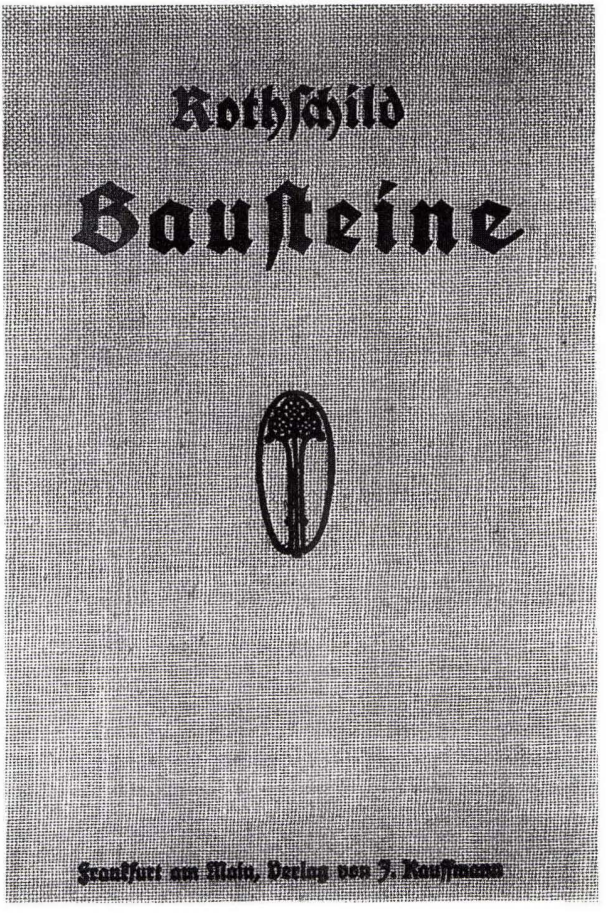
[1] Schorsch, Ismar: Das Schwert und das Buch. Referat zum 50. Todestag von Theodor Rothschild, „Wilhelmspflege" Esslingen, 3.7.1994, S.1-6.
[2] Rothschild, Theodor: Schulbericht 1926/27; ebda.
[3] Rothschild, Theodor: Schulbericht 1927/28; ebda.
[4] Rothschild, Ina: Die Stürmung des isr. Waisenhauses am 10.11.1938 durch die Nationalsozialisten. In: Von Weimar bis Bonn, Esslingen 1919-1949. Esslingen 1991, S. 279.
[5] GZtg 15.1.1925, Titelseite.
[6] Rothschild, Theodor: Bausteine. Zur Unterhaltung und Belehrung aus jüdischer Geschichte und jüdischem Leben. Neue Folge. Frankfurt/M. 1927 (Erstausgabe 1913).

Jung und Alt können aus ihm Freude und Belehrung schöpfen und aus seinem Inhalt wertvolles Gut zum Erhalten und geistigen Aufbau des Judentums zusammentragen. In Vers und Prosa werden jüdische Geschichte und jüdisches Leben gegenständlich, die ehrwürdigen Gestalten des Alten Testaments ziehen an uns vorüber und vermitteln im bunten Wechsel der dichterischen Gestaltung erhebende Eindrücke. Ganz ausgezeichnet sind auch die vielen Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, von denen wir besonders Aufsätze von Dr. M. Beermann[1], Dr. A. Kohut[2] und Theodor Rothschild erwähnen."[3] Zusätzlich forderte der Israelitische Oberrat in Württemberg die Rabbiner und Lehrer immer wieder auf, sich besonders empfehlenswerte Bücher anzuschaffen. 1927 lautete eine seiner Empfehlungen: „Das von Oberlehrer Rothschild – Eßlingen herausgegebene Jugendbuch „*Bausteine*" ist soeben in neuer Auflage erschienen. Es ist ein wertvolles Mittel zur Belebung des Unterrichts und kann auch für die Hand der Jugendlichen und Eltern empfohlen werden. Der Oberrat ist in der Lage, das in Leinen gebundene Buch zum Preis von M 3.75 anstatt M 5.- bezw. M 6.- zu beschaffen und erwartet, daß von diesem Angebot reichlich Gebrauch gemacht wird."[4]

Die Atmosphäre von Lehren und Lernen in Rothschilds Umfeld hatte seine kulturgeschichtlichen Wurzeln. Im Waisenhausverein, Lehrerverein und im Israelitischen Oberrat war Theodor Rothschild mit jüdischen Persönlichkeiten in einem ständigen Austausch begriffen, die zum Beispiel wie Dr. jur. Karl Nördlinger, Ministerialrat Dr. Otto Hirsch, Stadtrabbiner Dr. Paul Rieger, Rabbiner Dr. Max Beermann – die Liste ließe sich lange fortsetzen –, die höheren Schulen des christlichen Staates besucht und einen universitären Abschluß gemacht hatten. Für Leopold Treitel, ebenfalls promovierter Rabbiner in Laupheim und anerkannter Philo-Forscher[5], erklärte sich diese breite jüdische Geistesbildung aus dem Zusammenwirken von geistiger Beweglichkeit durch das Talmudstudium und der für die Juden neuen Erschließung des Kulturlebens im

---

1 Dr. Max Beermann (1873-1935) war von 1915 bis 1935 Rabbiner in Heilbronn.
2 Kohut, Adolph: Geschichte der deutschen Juden. Ein Hausbuch für die jüdische Familie. Berlin 1898. Aus diesem Werk sind Teile in den „Bausteinen" Theodor Rothschilds abgedruckt.
3 GZtg 1.9.1927, S. 342 f.
4 Erlaß des Israelitischen Oberrats, 3.5.1927. Stadtarchiv Esslingen, Filmarchiv MF D/6.
5 Rabbiner Dr. Treitel zum 80. Geburtstage. In: GZtg 15.12.1924, S. 164.



„Bausteine". Zur Unterhaltung und Belehrung aus jüdischer Geschichte und jüdischem Leben. Herausgegeben unter Mitwirkung einer Komission von Theodor Rothschild im Verlag von J. Kauffmann in Frankfurt am Main 1913

Zur Einführung.

„Bauſteine" haben wir dieſes Buch genannt. Es will bauen helfen ein ſchönes, aber ſchwieriges Werk, will Bauſteine liefern zur religiöſen Unterweiſung. Bei ihr genügt es ja nicht, nur Stoffe zu bieten, und es iſt nicht alles getan, wenn wir nur darauf bedacht ſind, Vorſtellungen zu bilden. Wichtiger ſind bei dieſem Unterricht die Anregungen des religiöſen Gefühls, die Eindrücke auf die innere Regſamkeit, die Veranlaſſung zu religiöſen Erlebniſſen. Es gilt nirgends mehr als hier, den richtigen Gemüts- und Stimmungsboden der Kinder zu ſchaffen. Unſere Bauſteine wollen vor allem dazu Handreichung geben. Die Gedichte, Erzählungen, Schilderungen ſollen Erinnerungsbilder wecken, neue Vorſtellungsverbindungen einleiten, bereits vorhandene Kenntniſſe idealiſieren, neu beleuchten, erweitern, vertiefen.

Dann dürften ſie aber auch in unſern Familien willkommen ſein. Denn hier iſt die eigentliche Bauſtätte der religiöſen Unterweiſung. Mögen die Eltern an den Abenden, an Sabbaten oder Feſttagen die „Bauſteine" zur Hand nehmen, daraus vorleſen oder erzählen und ſo in die Seele ihrer Kinder hinein ſagen und ſprechen Liebe und Freude an jüdiſchem Leben, ihr leuchtend Auge ſchauen laſſen das unbegrenzte Meer der göttlichen Liebe und der göttlichen Vorſehung, die ſich auch in Iſraels Geſchicken widerſpiegeln, und ſie ahnen laſſen den beiſpielloſen Kampf, den unſere Vorfahren für ihre Religion haben dulden und kämpfen müſſen.

Herzlichen Dank allen, die uns ſo freundlich und bereitwillig ihre „Steine" zum Abdruck überlaſſen haben.

Und nun geht hin, Bauſteine, und eure Stelle bauet recht!

Die Herausgeber.

19. Jahrhundert.[1] Theodor Rothschilds Enkel Ismar Schorsch führte die jüdische Verbundenheit mit dem Schrifttum noch weiter aus: „Das Judentum gründete die Sabbat-Liturgie auf das Lesen der Torah, den fünf Büchern Mose. So wurden die Juden Meister der Textanalyse, indem sie ihr Augenmerk auf ein langsames, reflektierendes Lesen legten; sie waren aber nicht nur bewandert in den Schriften des alten Testaments, sondern auch in deren Kommentatoren als dem charakteristischen Ausdruck jüdischer Gelehrsamkeit. ... Als die Nazis 1933 zur Macht kamen, griff das deutsche Judentum in einem heroischen, fünf Jahre währendem Kampf des geistigen Widerstands zur Feder. Um der Stärkung des Geistes und um des Trostes der Seele willen veröffentlichten sie Bücher, ... die den gesamten Bereich jüdischer Schöpferkraft umfaßten. ... Der Zusammenbruch der Emanzipation hatte auch meinen Großvater veranlaßt, in der Welt des Geistes Zuflucht zu finden. Zusammen mit zwei anderen jüdischen Pädagogen veröffentlichte er 1936 eine hervorragende Anthologie moderner jüdischer Poesie, dessen Titel 'Not und Hoffnung'[2] schon seine Absicht verrät. Der Inhalt umfaßte weite Themenbereiche: jüdische Geschichte, Festtage, das Land Israel und Widerstand gegen Unterdrückung. Im Vorwort stellten die Autoren besonders heraus, welchen Trost man in Gedichten finden kann, die in Zeiten früherer Verfolgung entstanden sind: 'Waren Verkennung und Verfolgung unsere Begleiter auf dem Gang durch die Jahrtausende, so erwiesen sich als nicht minder treue Gefährten und Wegweiser unsere Dichter und Sänger, die in ihren Schöpfungen unseren Schmerz verklärten.' Die Nazis empfanden das Pathos und die Wirkung als zersetzend und beschlagnahmten unmittelbar die gesamte Auflage."[3]

Die Fürsorge-Erziehung

Als Leiter eines Waisenhauses mußte sich Theodor Rothschild zu Beginn seiner Tätigkeit mit den sich verändernden Bedingungen auseinandersetzen, aus denen "seine" Kinder kamen: Wirtschaftliche Not in den wachsenden Stadtgemeinden zeitigte „sittliche Entartung" und „stellte die

---

[1] Treitel, Leopold: Geschichte des israelitischen Schulwesens in Württemberg. In: Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Jg. IX, Heft 1, Berlin 1899, S. 57.

[2] Rothschild, Theodor/Feiner, Joseph/Gut, Elias (Hrsg.): Not und Hoffnung. Gedichtsammlung für jüdische Schulen. Leipzig 1936.

[3] Schorsch, Ismar: Das Schwert und das Buch, S. 3 f.

Not und Hoffnung

Gedichtſammlung für jüdiſche Schulen

Vorwort

Die jüdiſche Dichtung war ſeit den Tagen der Pſalmiſten und den Verkündungen der Propheten ein Quell der Erhebung in Leid und Not. Waren Verkennung und Verfolgung unſere Begleiter auf dem Gang durch die Jahrtauſende, ſo erwieſen ſich als nicht minder treue Gefährten und Wegweiſer unſere Dichter und Sänger, die in ihren Schöpfungen unſeren Schmerz verklärten.

Dieſe Dichtungen, weithin zerſtreut in unzähligen, oft ſchwer zugänglichen Werken, wurden von den Herausgebern dieſes Buches, die ſeit Jahren durch literariſche Beſtrebungen ähnlicher Art von gleichem Wollen erfüllt ſind, geſammelt, geſichtet und zu bequemer Benutzung für Schule und Haus zuſammengeſtellt und geordnet.

Die Auswahl aus einer Überfülle vorhandenen Materials erfolgte nach künſtleriſchen und pädagogiſchen Geſichtspunkten. In einigen Fällen durfte wohl der ſtrenge äſthetiſche Standpunkt im Hinblick auf die liebenswerte und empfindungswarme Hingabe eines dichteriſchen Geſtalters für ſein Thema zurückgeſtellt werden.

Der jüdiſchen Lehrerwelt und der jüdiſchen Familie ſei die Bitte vorgetragen, durch freimütige Kritik Anregungen zu einer Vervollkommnung dieſer Sammlung zu geben.

J. Feiner, Rektor i. R. in Hamburg-Blankeneſe.
E. Gut, Oberlehrer i. R. in Frankfurt a. M.
Th. Rothſchild, Anſtaltsdirektor in Eßlingen.

Guſtav Engel Verlag · Leipzig C 1

1936

Erzieher vor neue Aufgaben."[1] Er entwickelte dazu ein Konzept der Jugendfürsorge, das 1910 im Württembergischen Schulwochenblatt veröffentlicht wurde[2]: „Unsere Zeit hat es *ver*lernt, das Kind als einen kleinen Erwachsenen anzusehen und *ge*lernt, in ihm ein eigenartiges Individuum zu erblicken, das ein Recht hat auf die selbständige Entwicklung seiner Anlagen und Kräfte, ein Recht auf Freude und Kinderglück, ein Recht auf Erleben und auf die Einführung ins Leben."[3] Wie schwer dieses Ziel zu erreichen war, zeigten die von ihm aufgeführten ärmlichsten Bedingungen: Säuglingssterblichkeit – 36 Prozent im Jahre 1905 in Esslingen – und die Fabrikarbeit der Mütter. Er forderte die Auszahlung von Erziehungsgeld (schon damals!) und einen „pflichtmäßigen Fortbildungsunterricht für Mädchen". Erstrebenswert sei Kinderschutz anstelle von Kinderarbeit: 1908 war ein hoher Prozentsatz der Kinder als Stalljungen, Kegeljungen im Wirtshaus, als Laufburschen und Tabakarbeiter verdingt oder in der Landwirtschaft und im Haushalt eingesetzt.[4] Hier sollte eine Fürsorge-Erziehung greifen, die es den Kindern ermöglichte, „einige Jahre ihrer schönsten Lebenszeit in menschenwürdigem Dasein zu führen, nützliche Kenntnisse und Fertigkeiten sich anzueignen und dabei zu erfahren, was den ehrenhaften, brauchbaren Menschen in der Gesellschaft ausmacht"[5] – sozusagen in der Form einer Schleiermacher'schen Staatserziehung, auf deren Grundlage geschichtlich-kulturelle Zusammenhänge wie auch die konkret-individuelle Situation Berücksichtigung finden.

Theodor Rothschild bezog sich in seinem Artikel „Jugendfürsorge" im Württembergischen Schulwochenblatt unter anderem auf den Leiter des Waisenhauses und späteren Direktor der öffentlichen Jugendfürsorge in Hamburg, Dr. Johannes Petersen.[6] Dieser war einer der wenigen akademisch gebildeten Pädagogen, die sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Jugendfürsorge in den unteren Ständen widmeten. In dem „Jahrhundert des Kindes" stieg das Interesse an diesem sozialen Feld besonders leb-

---

[1] Festschrift aus Anlaß des 100jährigen Bestehens der israelitischen Waisen- und Erziehungsanstalt „Wilhelmspflege" in Eßlingen a.N.1831–1931. Esslingen 1931, S. 27 f.

[2] Rothschild, Theodor: Jugendfürsorge. In: Württ. Schulwochenblatt Nr. 30, 23.7.1910, S.236-239 und Nr. 31, 30.7.1910, S. 242-244, Nr. 32, 6.8.1910, S. 249-251.

[3] Ebda., S. 236 f.; kursive Hervorhebung durch die Autorin.

[4] Ebda., vgl. S. 237ff., S. 250 f.

[5] Ebda., S. 244.

[6] Petersen, Johannes: Die öffentliche Fürsorge für die hilfsbedürftige Jugend. Leipzig 1907.

haft, und man favorisierte eine Kombination von Anstalts- und Familienpflege. Johannes Petersen entwickelte hierzu vier Kriterien für eine gelingende Waisenhaus-Erziehung. Diese fanden in Esslingen in der „Wilhelmspflege" eine zumeist ideale Realisierung. Im folgenden werden deshalb die Kriterien Petersens (kursivgedruckt) der Umsetzung in der „Wilhelmspflege" gegenübergestellt.

1) „Diejenige Anstalt wird am besten organisiert sein, die sich in ihren inneren Einrichtungen an die Familie annähert." [1]
In der „Wilhelmspflege" wurde „großer Wert darauf gelegt, daß sich die Familie des Hausvaters wie auch die Erzieher und Erzieherinnen in die Anstaltsfamilie einfügten und mit ihrem Beispiel auf die Kinder einwirkten." [2] Um einen einheitlichen Geist beim Erziehungspersonal zu fördern, wurde bei wöchentlichen Konferenzen und abendlichen Aussprachen ein kollegiales Verhältnis entwickelt, – nicht nur weil die Wohnung des Anstaltleiters seinen Mitarbeitern jederzeit offen stand, sondern auch weil sich jeder in kant'schem Pflichtbewußtsein in die Notwendigkeit seiner Arbeit einfand. Die bei Leopold Stern, Rothschilds Vorgänger, noch übliche große Tischgemeinschaft wurde aufgelöst in familienähnliche kleine „Tischgesellschaften mit einem Erzieher oder älteren Zögling an der Spitze." [3] Wenn die Kinder ihre Ferien nicht bei ihren Angehörigen oder bei Pflegeeltern verbrachten, wurde die Ferienzeit an der „Wilhelmspflege" „in freiester Weise zur Erholung ausgenützt." [4]

2) „Naturgemäß muß eine feste Tageseinteilung geschaffen werden. Soviel nur irgend möglich ist, soll in dem Stundenplan Raum gelassen werden für freie Betätigung des Spieltriebs, soll den Kindern Zeit und Gelegenheit gegeben werden, den eigenen Neigungen zu folgen. Je weniger Reglement, desto besser." [5]
Die seit Rousseau (1712-1778) sich allmählich durchsetzende Vorstellung, daß Kinder Anspruch auf Spielzeit und seit Fröbel (1782-1852) auch auf „pädagogisches" Spielzeug haben, gewann im Waisenhaus so etwas wie eine realgeschichtliche Bedeutsamkeit: Fanny, die ältere der beiden Rothschild-Töchter, hatte im Stuttgarter Fröbel-Seminar studiert[6]

---

[1] Ebda., S. 87.
[2] Festschrift 1931, S. 29.
[3] Ebda., S. 31.
[4] Ebda., S. 31.
[5] Petersen, Johannes: Die öffentliche Fürsorge, S. 88.
[6] Röder, Werner/Strauß, Herbert A. (Hrsg.): Biografisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933. Band I, München 1980, S. 666.

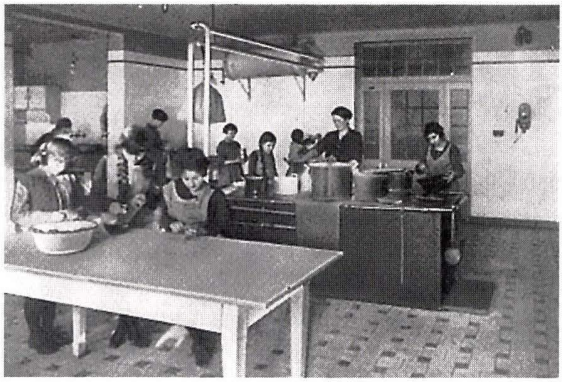
und konnte während ihrer Tätigkeit im Waisenhaus in den Jahren 1922 bis Ende1926 den Fröbelschen Ansatz der Kleinkinderpädagogik umsetzen. Sie wurde als „geprüfte Kindergärtnerin angestellt, die auch für die Älteren im Handarbeitsunterricht, beim Spiel und bei der Gestaltung der Freizeiten tätig war." [1] Unter Theodor Rothschild mußten „die starren Anstaltsformen" und die Hausordnung zurücktreten, damit die Kinder „in größter Freiheit" erzogen werden konnten. Auch die Anstaltskleidung verschwand; der Betrieb sollte „vertrauensvoll, natürlich und gesund geregelt werden."[2] Dem Zweck, die Kinder im Haus „heimisch" zu machen, diente diese „aufgelockerte Tagesordnung, die sich willig an den Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, der Tagesereignisse, der religiösen Fest- und Feiertage ... anschmiegt[e]." [3] So wie das Erziehungspersonal sich einem selbstverantworteten Pflichtbewußtsein unterzog, galt es auch, den Tätigkeitsdrang und das Schaffen der Kinder in geordnete Bahnen zu lenken. Bei verschiedensten leichten Arbeiten und Diensten in Haus, Hof und Garten, in Küche und Nähstube, im Stall und auf dem Felde wurde „jedem der weiteste Spielraum gelassen, die Arbeit zu finden, die ihm zusagt[e] und die seiner Veranlagung ent[sprach]." [4] Nach der damals vorherrschenden reformpädagogischen Auffassung kommen durch eine derartige produktive Arbeit „Wille und Gewissen in Bewegung, das Urteil erwacht, der Geist wird gebildet." [5]

3) *„Die Pflege des Gemüts ist eine der schwersten Aufgaben der Anstaltserziehung. ... Kein militärischer Drill, keine übertriebene Zucht, sondern Eingehen auf die kleinen Sorgen, Fortschritte, Wünsche, Meinungen."* [6]

Kinder, die in der Entwicklung des Geistes oder des Gemütes zurückgeblieben waren, denen Bodenständigkeit und das seelische Gleichgewicht fehlten, bedurften der erzieherischen Hilfe in besonderem Maße. Theodor Rothschild war überzeugt, daß „zwei Drittel aller krankhaften Erscheinungen auf Fehler in der Erziehung zurückzuführen sind."[7] In einer planmäßigen Heilerziehung mit klaren Zielen könne es gelingen, die Ursachen für das Verhalten der Kinder zu erfassen. Das erfordere „Aussprachen mit dem Kinde, eingehende Beobachtungen... und besondere

---

1 Festschrift 1931, S. 29.
2 Ebda., S. 29.
3 Rothschild, Theodor: Unsere Kinder... GZtg 1.4.1932, S. 3f.
4 Festschrift 1931, S. 31.
5 Ebda., S. 31.
6 Petersen, Johannes: Die öffentliche Fürsorge, S. 88 f.
7 Rothschild, Theodor: Unsere Sorgenkinder. GZtg 16.3.1929, S. 313 f.



Produktive Arbeit in der „Wilhelmspflege“: Mädchen in der Küche



Bei der Feldarbeit

Erziehungsmaßnahmen."[1] In der Waisen- und Erziehungsanstalt konnten Kinder, die zu Hause versagt hatten, in ihrer geistigen und charakterlichen „Reifung" gefördert werden. Rothschild selbst begründete dies folgendermaßen: „Unsere dreiklassige Schule mit ihren kleinen Klassen kann lernschwachen Kindern zur Konzentrationsfähigkeit und zum Vertrauen zu sich selbst verhelfen. Unser kleiner landwirtschaftlicher Betrieb ist ein Stärkequell für schwächliche und nervöse Kinder, und unsere einfache Lebenshaltung und individuelle Behandlungsweise läßt der freien Entwicklung der kindlichen Anlagen weiten Raum."[2] Vom Erziehungspersonal verlangte ein solches Konzept ein vollkommenes Sich-Einlassen auf den Zögling mit „Selbstentsagung und einer dauernden Bereitschaft, die pädagogische Lage zu erfassen."[3] Dem kindlichen Wohlergehen diente „das verständnis- und liebevolle Zusammenleben aller im Erziehungswerk Beteiligten mit den Kindern. ... Es fordert[e] viel Lebenserfahrung und Takt, viel Hingabe bei der hundertfältigen Inanspruchnahme des Erziehers für die kleinen und kleinsten Anliegen der Kinder."[4]

4) *„Feste, Gedenktage, kirchliche Feiern usw. sammeln die Hausgemeinschaft als Ganzes."*[5]

Im Esslinger Waisenhaus galt die Pflege des gemeinschaftlichen Spiels als eines der wichtigen Erfordernisse für den Erfolg der Anstaltserziehung. Der Gemeinschaftssinn, das soziale Gefühl sollten im szenischen, musikalischen oder auch im sportlichen Miteinander entwickelt und gefördert werden.

In den dreißiger Jahren war das für 60 Pfleglinge berechnete Haus gezwungen, unter den sich verschlimmernden politischen Umständen immer mehr Kinder aufzunehmen: Im Sommer 1937 befanden sich „74 Kinder ... im Heim, von denen 39 aus Württemberg, 35 aus anderen Reichsteilen stammten."[6] Trotzdem gelang es auch dann noch, den Heimbetrieb ordnungsgemäß und nach den bisher verfolgten Erziehungszielen weiterzuführen. Das galt auch für Feste und Feiern: „Die Zöglinge konnten wiederholt an Darbietungen der Kunstgemeinschaft

---

[1] Festschrift 1931, S. 28.
[2] Rothschild, Theodor: Unsere Sorgenkinder. GZtg 16.3.1929, S. 314.
[3] Festschrift 1931, S. 28f.
[4] Rothschild, Theodor: Unsere Kinder... GZtg. 1.4.1932, S. 3.
[5] Petersen, Johannes: Die öffentliche Fürsorge, S. 94.
[6] GZtg 1.7.1937, S. 56.

teilnehmen und beteiligten sich mehrfach an Veranstaltungen der Sportvereine 'Schild'[1] und 'Hakoah'. Barmizwahfeiern, Geburtstage u.ä. wurden festlich begangen; auf die Ausgestaltung des Freitagabends und des Schabbats wurde besonderer Wert gelegt." [2]
Die israelitische Gemeinde Esslingens nahm regen Anteil an dem Leben und Treiben der Anstalt. Die dortigen Feste und Feiern waren Feste der ganzen Gemeinde. Und wenn die Gemeinde Feste feierte, „so waren die älteren Zöglinge der Anstalt hervorragend dabei beteiligt. Das religiöse Leben der Gemeinde wurde durch die Erzieher des Waisenhauses und durch dessen Insassen wertvoll befruchtet." [3] Dazu trug schon die Personalverbindung in der Person des Leiters der Anstalt, der zugleich auch Lehrer der Gemeinde war, das ihre bei. Die Gemeinde-Zeitung berichtete zum Beispiel im Oktober 1931, wie sich der Gottesdienst am Vorabend des Simchat-Thora-Festes zu einer „gemütstiefen" synagogalen Feier gestaltete: „Sämtliche Pfleglinge des Israel[itischen] Waisenhauses – die dreijährigen bis zu den erwachsenen – nahmen am Abendgottesdienste teil und zogen mit Fahnen hinter den Thorarollen einher." [4]
Einen ganz besonderen Höhepunkt stellte die Chanukkafeier dar: „Man muß einmal eine solche Feier erlebt haben, um ihren großen Reiz zu begreifen. Sie setzt sich aus zwei Teilen zusammen: im ersten sind die Kinder die Schenkenden, im zweiten die Beschenkten. Die Empfänger im ersten Teil sind die zahlreich anwesenden Freunde und Gönner der Anstalt, die mit großem Interesse die bunte Reihe der aus Deklamation, Gesang, Tanz und auch einem kleinen Theaterspiel bestehenden Darbietungen verfolgen. Ganz besonders entzücken die Kleinen und Kleinsten als 'Puppenmütterchen' und im Spiel 'Der Postillon'. Bei den Deklamationen ist vor allem die vorzügliche Aussprache bemerkenswert, auf die allem Anschein nach besonderes Gewicht gelegt wird. Gesanglich, musikalisch und auf dem Gebiet des Turnens und der Gymnastik wurde Ausgezeichnetes geleistet... Man verließ das Haus mit stolzer Freude: In Eßlingen sind Direktor, Lehrer und Kinder eine große Familie, in der einer dem anderen gerne Liebes und Gutes tut."[5]

---

[1] Vgl. Programm der Jahresveranstaltung des J.S.V. Schild 1938 in diesem Band S.60.
[2] GZtg. 1.7.1938 S.56.
[3] Rothschild, Theodor: Israelitisches Leben in unserer Stadt. Eßlinger Zeitung, 28.4.1928, S. 32.
[4] GZtg. 16.10.1931, S. 156.
[5] GZtg 16.12.1931, S. 219.

Hatte der Vereinsvorsitzende, Landgerichtsdirektor Ludwig Stern, noch im Dezember 1926 bei der Chanukkafeier betont, daß „den Kindern eine Erziehung auf dem Boden unserer heiligen Religion zuteil werde, daß sie aber auch zu treuer Liebe zum Vaterlande angehalten“[1] würden, so zielte der Mittelpunkt des Programms der Chanukkafeiern ab 1933 auf „die stärkere Betonung unserer jüdischen Werte, die in Wort und Gesang zum Ausdruck [kommen].“[2] Im Dezember 1935 eröffneten „das Emeklied, Gedichte von Strauss[3], Sturmann und Rosenthal den Reigen der Darbietungen. Violin- und Klaviervorträge umrankten eine Szene aus 'Jakobs Traum'[4]... Beim Entzünden reihten sich Gedichte an, die allerlei von Chanukkah erzählten. Die Kleinsten zeigten ihre Kunst beim Kinderorchester...“[5] Wenn man die jährlichen Berichte in der Gemeinde-Zeitung verfolgt, wird man sich des großen religiös-kulturellen Schatzes gewahr, aus dem zu Chanukka und zu Purim die jüdischen Lehrer und Erzieher schöpfen konnten.

Zusammenfassend kann zur Fürsorge-Erziehung, wie sie unter der Leitung von Theodor Rothschild in der „Wilhelmspflege“ praktiziert wurde, gesagt werden, daß weite Bereiche, denen der Pädagoge Friedrich Fröbel zentralen erzieherischen Wert beimaß, im Waisenhaus die Grundlage des pädagogischen Wirkens bildeten: Erleben von Heimat und Natur, Gartenbau und Tierpflege, Sport und Spiel, Werkarbeit, Musik, Feste und Feiern. Das Motto, das für Fröbel leitend wurde und das er allen seinen späteren Schriften voranstellte: „Laßt uns unsern Kindern leben“[6], formulierte Theodor Rothschild auf die Jugendfürsorge bezogen wie folgt um:„... daß dort die Lehrer nicht fehlen dürfen, die ihr ganzes Leben der Arbeit an dem Kinde widmen.“[7]

---

[1] GZtg 16.12.1926, S. 426.
[2] GZtg 1.2.1934, S. 197.
[3] Ludwig Strauss (1892-1953), nach Studium der Literaturwissenschaft und Philosophie freier Schriftsteller und Dramaturg. 1935 Emigration nach Israel. Vgl. Strauss, Ludwig: Das verpaßte Verbrechen und andere Prosa. Aachen 1990; ders.: Land Israel. Gedichte. Aachen 1990.
[4] Geschichte aus der Mandelbaum'schen Fibel, Teil II, S. 13.
[5] GZtg 16.1.1936, S. 160.
[6] Vgl. Bollnow, Otto Friedrich: Die Pädagogik der deutschen Romantik. Stuttgart 3. Aufl. 1977
[7] Rothschild, Theodor: Jugendfürsorge, S. 251.

Arbeit in Vereinen und Jugendbünden

Außer in der „Wilhelmspflege" engagierte sich Theodor Rothschild in einer Vielzahl jüdischer Vereinigungen. Eine davon war der „Verein israelitischer Lehrer in Württemberg". Dieser „wurde 1862 als 'Unterstützungsverein isr. Lehrer und Vorsänger' gegründet. Der Verein war, wie sein Name sagt, zunächst ein Unterstützungsverein, der den Witwen und Waisen israelitischer Lehrer und diesen selbst, wenn sie in unverschuldete Not gerieten, unter die Arme greifen wollte. Aber schon vom Jahre 1874 an verbanden sich mit den Mitgliederversammlungen des Vereins freiwillige Lehrerkonferenzen. Auf diesen wurden Vorträge gehalten und Referate besprochen, die sich mit der Arbeit des jüdischen Lehrers in Schule und Gotteshaus befaßten. Wertvolle Anregungen sind von diesen Konferenzen ausgegangen..."[1] So beschrieb Theodor Rothschild die Aufgaben des Vereins, und er selbst versuchte ab 1915 als Erster Vorsitzender, diese Tradition des Lehrervereins „glückhaft" fortzuführen, damit er „wahrhafte[r] Träger jüdischen Geistesgutes" bleibe.[2]

Die 40 Mitglieder verfügten 1929 über ein Vereinsvermögen von ca. 15 000 Mark und zahlten zu jener Zeit an die Lehrerwitwen jährlich ca. 3 000 Mark aus.[3] Ab 1933 geriet der Lehrerverein von zwei Seiten in Schwierigkeiten: Die an Lehrerwitwen und Waisen gereichten Unterstützungen stellten wachsende Anforderungen an die Vereinskasse, gleichzeitig wurden die Gehälter der israelitischen Beamten übermäßig gesenkt.

Zusätzlich zu seiner Tätigkeit als Vereinsvorsitzender hielt Theodor Rothschild Referate bei den jährlichen Mitgliederversammlungen, ebenso bei den Fortbildungskursen. Immer wurde er im Bericht der Gemeinde-Zeitung namentlich erwähnt als Beteiligter bei „anregenden Aussprachen". In den Veranstaltungen sollten „die Teilnehmer über den Stand der Wissenschaft und der pädagogischen Praxis auf Gebieten, die für den Religions-Unterricht in Betracht kommen, orientiert [werden]"[4]; sie fanden „unter Teilnahme der meisten Lehrer des Landes statt" und

---

[1] Rothschild, Theodor: Der Verein israelitischer Lehrer in Württemberg. GZtg 1.12.1931, Beilage S. VII.
[2] Ebda., S. VIII.
[3] GZtg 1.7.1930, S. 77.
[4] GZtg 15.12.1924, S. 163.

ebenso mit zahlreichen Gästen. 1928/1929 kam eine Vortragsreihe zustande, als Ausgangspunkt einer breit angelegten Lehrerfortbildung: „Die Gegenwart verlangt ... vom Lehrer, daß er nicht nur die Stoffgebiete beherrscht, ... sondern daß er auch die neuen Ansichten über die Kräfte des Kindes, über den Bildungsvorgang, über die Erziehungsfaktoren, kurz, über die großen Probleme der Erziehungswissenschaften kennt. ... Dieser Aufgabe sind die geplanten Kurse gewidmet. Aus dem großen Arbeitsgebiet ist vom Lehrerverein zunächst die Psychologie gewählt worden. Später sollen Stoffe aus dem eigentlichen Unterrichtsgebiet folgen."[1] Der für die Vortragsreihe gewonnene Studienrat Dr. Ernst Conrad[2] aus Esslingen hatte hier in den Jahren 1923/1924 unter der wissenschaftlichen Leitung von Universitätsprofessor Dr. Oswald Kroh[3], Tübingen, und in Zusammenarbeit mit zwei Esslinger Gymnasien ein „Institut zur psychologischen Jugendpflege" gegründet, Vorläufer der heutigen Erziehungsberatungsstelle. Die Reihe der psychologischen Vorträge, „um deren Zustandekommen sich der Vorsitzende des Vereins, Oberlehrer Theodor Rothschild, besonders verdient gemacht hat", fanden von November 1928 bis Juli 1929 „allmonatlich statt und wurden von ... israel. Lehrern sowie Aerzten und christlichen Pädagogen besucht."[4] Für den in der Praxis stehenden Lehrer Rothschild schien es notwendig, die theoretischen Kenntnisse umzusetzen. Mit seinem Referat: „Die praktische Auswertung der psychologischen Vorträge von Herrn Dr. Conrad für unseren Religionsunterricht" forderte er bei der folgenden Mitgliederversammlung des Lehrervereins die Kollegen auf, im Unterricht ihre jetzt geschulte Menschenkenntnis walten zu lassen.[5] Von der „soliden und anwendungsbereiten, sachlichen und methodischen Orientierung in der pädagogischen Empirie"[6] versprach er sich einen „großen Erfolg"

---

[1] GZtg 16.11.1928, S. 203.

[2] Conrad, Ernst: Psychologische Jugendpflege. Grundzüge, Wertgesichtspunkte, Beispiele. Mit besonderer Berücksichtigung der Zusammenarbeit zwischen Erzieher und Arzt. Göttingen 1926.

[3] Oswald Kroh (1887-1955) wurde 1923 als Ordinarius für das Fach Pädagogik berufen; den Tübinger Lehrstuhl hatte er bis 1938 inne. Neben seinem reformpädagogischen Arbeitsschwerpunkt „Vom Kinde aus" betrieb er Untersuchungen in der experimentierendbeschreibenden Entwicklungspsychologie. Vgl. Schäfer, Eckhard: Übungs- und Versuchsklassen der Universität Tübingen an Volksschulen. Texte zur württembergischen Schulgeschichte 3/1991. Pädagogische Hochschule Ludwigsburg, S. 15 f.

[4] GZtg 1.8.1929, S. 137.

[5] GZtg 16.9.1929, S. 164.

[6] Kroh, Oswald: Theorie und Praxis in der Pädagogik. Erfurt 1927, S. 59.

und betonte, daß „die Anlegung von Beobachtungsbogen dringend notwendig sei, ... um die Schüler richtig behandeln zu können. Er bat die Anwesenden, sich auch weiterhin mit der Psychologie zu beschäftigen."[1]

Am 8. Dezember 1929 wurde Theodor Rothschild als Abgeordneter der Religionslehrer des Landes in die Israelitische Landesversammlung gewählt[2] und schließlich am 12. August 1937 in den Ortsschulrat des Vorsteheramtes Stuttgart.[3] Im selben Jahr wurde ihm – nicht zuletzt, weil sich auch im Oberrat die Reihen lichteten – die Leitung der Fortbildungskurse übertragen, die an den Schulen in Stuttgart und Esslingen stattfanden.[4] Als 1937 das Jubiläum „75 Jahre Verein israel. Lehrer Württembergs" gefeiert wurde, konnte nicht nur der Bestrebungen gedacht werden, „die rechtliche und soziale Stellung der Lehrer zu bessern ... und für die Hinterbliebenen Sorge zu tragen", sondern auch, daß in der Person Theodor Rothschilds eine „auf hoher wissenschaftlicher Stufe" stehende Persönlichkeit ihr ganzes Wissen und Können dem jüdischen Lehrerstande widmete.[5]

Die jüdischen Vereine waren immer aufs engste mit den Lebensinteressen des Judentums verbunden. Eine besondere Bedeutung im Vereinswesen kam deshalb den jüdischen Jugendbünden zu; und es war für Rothschild selbstverständlich, sich für die Heranwachsenden bis zum Eintritt ins Berufsleben einzusetzen: Er führte den Ersten Vorsitz im „Landesverband der jüdischen Jugendvereine Württembergs"[6], dem „die Mehrzahl der schwäbischen Jugendbünde angeschlossen [waren] und nach dessen Richtlinien [diese] vielerorts arbeite[te]n."[7] Im „Verein zur Förderung des Handwerks und des Gartenbaus unter den Israeliten in Württemberg" engagierte Theodor Rothschild sich als Ausschußmitglied, und dem „Verein Jüdischer Handwerker" stand er mit Wort und Tat bei seiner Gründung im Jahre 1930 zur Seite.[8]

---

[1] GZtg 16.9.1929, S.164.
[2] GZtg 16.1.1930, Titelseite.
[3] GZtg 1.9.1937, S. 91.
[4] GZtg 16.12.1937, S. 164.
[5] GZtg 1.6.1934, S. 44; 1.9.1937, S. 91.
[6] GZtg 15.11.1924, S. 131 f.
[7] GZtg 1.12.1931, Beilage S. VIII.
[8] GZtg 16.6.1930, S. 68 f. und von Rothschild gehaltenes Referat bei der Gründungsversammlung: „Zusammenschluß der jüd. Handwerker in Württ." GZtg 6.7.1930, S. 89.

Von den Vorträgen und Referaten, die Theodor Rothschild in diesen Vereinigungen gehalten hat, sind höchstwahrscheinlich bei der Verwüstung des Waisenhauses am 10.November 1938 vorhandene Manuskripte dem Feuer zum Opfer gefallen. Das Presseorgan der jüdischen Religionsgemeinden des Landes, die „Gemeinde-Zeitung für die israelitischen Gemeinden Württembergs", kam erst ab dem 1. April 1924 heraus.[1] Die zahlreichen dort abgedruckten, rezensierten und angekündigten Vorträge bilden eine Hauptquelle für Theodor Rothschilds Aktivitäten, ein weiterer Zugriff eröffnet sich in der Person des Zöglings, Seminaristen, Studenten, Rabbiners und Schwiegersohns, Dr. Emil Schorsch (1899-1982). Deshalb soll im folgenden etwas näher auf ihn eingegangen werden.



Dr. Emil Schorsch

[1] GZtg 1.12.1931, Titelseite.

Emil Schorsch war von 1907 an Zögling der „Wilhelmspflege". Danach studierte er am Esslinger Lehrerseminar und in den zwanziger Jahren an der Universität Tübingen und am Jüdisch-Theologischen Seminar in Breslau.[1] Eine enge Kooperation und ein geistiger Austausch zwischen dem Waisenhausleiter Theodor Rothschild und dem Studenten bzw. dem späteren Rabbiner Emil Schorsch lassen sich an vielen persönlichen und gedruckten Äußerungen nachweisen. Der Enkelsohn Ismar Schorsch bekannte am eindrucksvollsten, daß sein Großvater – Theodor Rothschild – für seinen Vater – Emil Schorsch – „lebenslang zum Vorbild wurde." Er äußert die Überzeugung, „daß die Tübinger Dissertation meines Vaters über 'Die Lehrbarkeit der Religion' direkt aus der Schule meines Großvaters stammt, in der Judentum ohne jegliche Befangenheit gelebt und gelernt wurde. ... Mein Vater... wurde zu dem Rabbiner, der mein Großvater in seiner Person als begnadeter Pädagoge und genuin religiöse Persönlichkeit immer schon gewesen war, wenn auch ohne den Titel."[2] Während Emil Schorschs Studienzeit in Tübingen hielten die beiden gemeinsam Vorträge.[3] Im Waisenhaus wurden laut Siegfried Weil „die Druckbogen [von Emil Schorschs Dissertation] nachgeschaut, ob ja kein Fehler drin ist." Der Lehrer Siegfried Weil bestätigte auch die gegenseitige Hochachtung beider: „Daß ... dieser Mann Rabbiner geworden ist, das war Rothschild eine große, große Freude."[4] Auch als Rabbiner Emil Schorsch bereits in Hannover lebte, engagierte er, „der dem 'Verein israelitischer Lehrer in Württemberg' in früheren Jahren als Mitglied angehörte", sich trotz der großen Entfernung weiterhin an Fortbildungskursen in Stuttgart/Esslingen und „hielt [1929] am letzten Lehrtag [der psychologischen Vortragsreihe Dr. Conrads] ein interessantes Korreferat."[5] Auch eine unterrichtliche Kooperation fand sich: Emil Schorsch würdigte und empfahl im Frühjahr 1930 das Handbuch für den hebräischen Übersetzungsunterricht seines Schwiegervaters in Hannover (s.o.) und nahm im Sommer desselben Jahres als Kommissionsmitglied der „Israelitischen Oberkirchenbehörde Württembergs" in der „Wil-

---

1 Siehe Emil Schorsch – Biographie, Anhang 1, am Schluß dieses Aufsatzes.

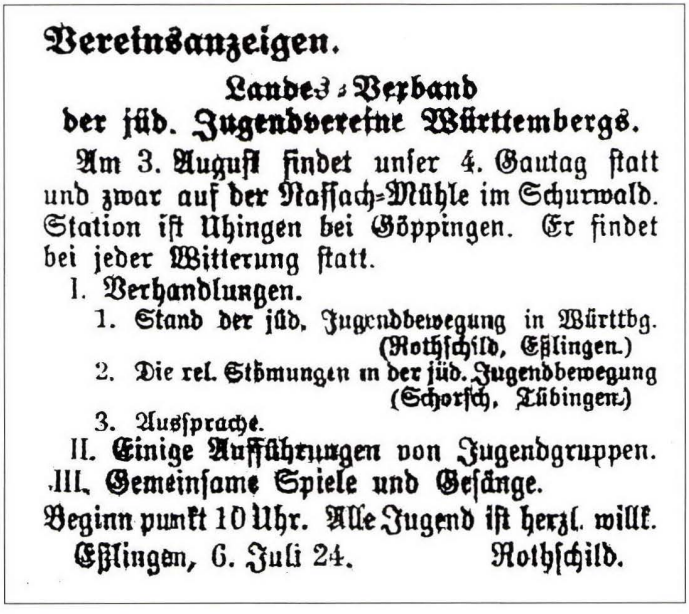
2 Schorsch, Ismar: Das Schwert und das Buch. Esslingen 1994, S. 5.

3 GZtg 15.7.1924, S. 53.

4 Weil, Siegfried: Treu und furchtlos bis zu seinem Tod. In: Festschrift zum 15.11.1983. Esslingen 1985, S. 22.

5 GZtg 1.8.1929, S. 137. Emil Schorsch scheint den dozierenden Ernst Conrad gekannt zu haben: Beide hatten 1924/25 bei Prof. Dr. Oswald Kroh an der Universität Tübingen promoviert.

helmspflege" die „Prüfung des Israelitischen Religionsunterrichts" ab – in den Klassen von „Oberlehrer Rothschild" und „Lehrer Weil".[1] In den dreißiger Jahren läßt sich zudem eine sehr enge Zusammenarbeit beider an identischen Textstellen ihrer Referate ablesen.[2] Es kann demnach davon ausgegangen werden, daß Theodor Rothschild und Emil Schorsch sich im besten Sinne in einer intensiven geistigen Interaktion befanden, die in Esslingen und Hannover den Unterricht, die Schule und auch die jüdische Jugendarbeit in kompetentester Weise bereicherte.



Vereinsanzeigen.

Landes-Verband der jüd. Jugendvereine Württembergs.

Am 3. August findet unser 4. Gautag statt und zwar auf der Nassach-Mühle im Schurwald. Station ist Uhingen bei Göppingen. Er findet bei jeder Witterung statt.

I. Verhandlungen.
1. Stand der jüd. Jugendbewegung in Württbg. (Rothschild, Eßlingen.)
2. Die rel. Strömungen in der jüd. Jugendbewegung (Schorsch, Tübingen.)
3. Aussprache.

II. Einige Aufführungen von Jugendgruppen.
III. Gemeinsame Spiele und Gesänge.

Beginn punkt 10 Uhr. Alle Jugend ist herzl. willk.

Eßlingen, 6. Juli 24. Rothschild.

Aus: Gemeinde-Zeitung 15.7.1924, S. 53.

[1] Prüfungsberichte vom 17.11.1930 über die erfolgte Prüfung am 8. Juli 1930; Stadtarchiv Esslingen, Filmarchiv MF D/6.

[2] Vgl. Beiträge zur „Jüdischen Schule", GZtg 14.1.1934, 1.4.1935, 1.7.1937.

Es ist außerordentlich zu bedauern, daß von den beiden, in der Anzeige angekündigten Vorträgen Theodor Rothschilds und Emil Schorschs im Juli 1924 keine Manuskripte vorhanden sind; sie hätten detaillierten Aufschluß über die württembergische Situation der jüdischen Jugendbewegung gegeben. – Dennoch läßt sich deren Entwicklung in etwa rekonstruieren: Die allgemeine, durch den Ersten Weltkrieg ausgelöste Ernüchterung, ebensowie die Kritik an zielloser Schwärmerei auch innerhalb der jüdischen Jugendbewegung führten in den zwanziger Jahren zu einer Epoche der „Sachlichkeit". In ihrer Mehrheit befand sich die Jugend auf dem Wege von romantischer Besinnlichkeit zu eigenverantwortlichem Tun; mit Theodor Rothschilds Worten: „Weg von Utopien und Romantik, hin zu Sachlichkeit und nüchterner Realität."[1] Aus dieser Wendung heraus diskutierte man auch in dem kleinen „neutralen" Esslinger Jugendverein[2], der 1920 von Theodor Rothschild gegründet worden war und dem die meisten jüdischen Jugendlichen der Stadt und des Waisenhauses angehörten[3], Fragen „des jüd[ischen] öffentl[ichen] Lebens"[4], „jüd[ische] Tagesfragen"[5], und es gab „Aussprachen über wirtschaftl[iche] Fragen und solchen, die die Lebensgestaltung betr[a]fen".[6] Die Jugend arbeitete mit an der Lösung öffentlicher Lebensaufgaben. Dieser Aktivismus war für Theodor Rothschild „ein Faktum, ... insbesondere bei der jüdischen Jugend stark hervortretend: [denn] aktiv sein, wirken, streben ist ein Urgegebenes [der] jüdischen Gemeinschaft. Studiert man die Programme jüdischer Jugendvereine, spürt man etwas ... von dieser Betriebsamkeit."[7]

In der Rückschau wird kaum bezweifelt, daß „alles, was in den 20er Jahren an pädagogischen Reformen unternommen worden ist, von einem Personenkreis getragen wurde, der aus der Jugendbewegung hervorgegangen oder mindestens von ihr berührt worden ist", so formulierte es

---

1 GZtg 1.1.1928, S. 585.
2 Lt. Schulbericht 1926/27 umfaßte der Jugendverein 12 Personen. Rothschild, Theodor: Schulbericht 1926/27, Stadtarchiv Esslingen, Filmarchiv MF D/6; siehe Abb.S. 137.
3 Vgl. Hahn, Joachim: Jüdisches Leben in Esslingen, S. 107f.
4 Rothschild, Theodor: Schulbericht 1926/27, ebda.
5 Rothschild, Theodor: Schulbericht 1927/28, ebda.
6 Rothschild Theodor: Schulbericht 1929/30, ebda.
7 GZtg 1.9.1930, S. 115.

Wilhelm Flitner in einer 'Dokumentation der Jugendbewegung'.[1] Allerdings kann man nicht davon sprechen, daß Theodor Rothschild und auch Emil Schorsch beispielhaft sind für eine herausragende Verbindung von jüdischer Jugendbewegung und pädagogischer Praxis, aber an ihrem Wirken ist abzulesen, daß sie sich bewußt mit den Strömungen ihrer Zeit auseinandersetzten: Von Theodor Rothschild wurde in den Jahren 1924 bis 1930 in der jüdischen Gemeinde-Zeitung auf sechs seiner Vorträge zum Thema Jugendbewegung hingewiesen, die dort auch zum Teil abgedruckt sind, und Emil Schorsch war in Hannover ab 1927 „mit dem Neuaufbau der Jugendarbeit betraut"[2] worden. Das Spektrum der daraus gezogenen pädagogischen Folgerungen ist in Esslingen und Hannover an einem reformpädagogischen Ansatz der Vermittlung zwischen der 'erneuernden Jugendkraft' und der durch die Erwachsenenwelt repräsentierten jüdischen Kulturtradition anzusiedeln.

Ende 1927 stellte Theodor Rothschild die von ihm entwickelte Konzeption der „Arbeit in den Jugendbünden"[3] den Delegierten des Landes-Verbandes der jüdischen Jugendvereine vor:
1) Die Beziehung von Mensch zu Mensch, das Zusammensein in einem freundschaftlichen Verhältnis muß im jugendlichen Eros begründet sein. Dabei gepflegte Körperkultur erzeugt ebenfalls „gemeinschaftsbildende Kräfte"[4]; die Geselligkeit selbst soll zum Kulturfaktor werden, indem sie Sinn für das Schöne und „für die echte Kunst weckt". Theodor Rothschild warnt aber sofort vor einer „idyllischen, [nur] auf Freundschaft aufgebauten Gemeinschaft, – die immer eine Flucht vor der Wirklichkeit bedeutet und darum in der Jugendbewegung eine so große Rolle spielte –, [denn diese] ist zu sehr auf eine persönlich-erlebnishafte Basis gestellt."[5]
2) Diesen Aspekt verstärkt Theodor Rothschild noch in seiner Forderung nach einer sachlichen Aufgabe, einer in der Realität verwurzelten Idee, einer Verantwortung, einer Pflicht. Die Arbeit vollziehe sich nach

---

[1] Flitner, Wilhelm: Ideengeschichtliche Einführung in die Dokumentation der Jugendbewegung. In: Kindt, Werner (Hrsg.): Dokumentation der Jugendbewegung. Bd. 2. Düsseldorf/Köln 1968, S. 10 ff.
[2] Schulze, Peter: Heimat auf Widerruf. Jüdische Jugend in Hannover um 1930. In: „Mit 17..." Jugendliche in Hannover von 1900 bis heute. Begleitheft zur Ausstellung im Historischen Museum Hannover. Hannover 1997, S. 55-64; hier: S. 61.
[3] Rothschild, Theodor: Die Arbeit in den Jugendbünden. GZtg 1.1.1928, S. 585-591.
[4] Ebda., S. 586.
[5] Ebda., S. 587.

einem klaren Plan. Aber „man hüte sich, diese Arbeit der Jugend zu leicht zu machen, sie zur Spielerei herabzudrücken." Sie hat „ihre eigene Würde, ihre eigene Freiwilligkeit, die mit Verzicht ... zusammenhängt ... und Opfer verlangt"[1]. – Hier klingen deutliche Verweisungen an zur Arbeitsschulbewegung und insbesondere zu Georg Kerschensteiner (1854-1932), der 'Sachlichkeit' als den Grundbegriff seiner Pädagogik herausstellte. Sie war die Zentralidee, von der her die Bevorzugung der praktischen Arbeit – unter anderem des Handfertigkeitsunterrichts – verständlich wird, von der aber auch der gesamte Stil der Geistesbildung, Charakter- und Gemeinschaftserziehung geprägt wurde.[2]

Theodor Rothschild bezieht sich zunächst nur auf die Form der „Arbeitsgemeinschaft". Seiner Meinung nach müssen bei der Jugendarbeit „diese zwei Kreise in ihrer Wechselwirkung vorhanden sein: Gemeinschaft und sachliche Aufgabe; gemeinschaftsbildende Instinkte und festes, klares Arbeitsgebiet."[3] Überzeugend verwirklicht findet er seine Vorstellungen in der „Jugendgemeinde" seines Schwiegersohnes: „So wie es Rabb[iner] Dr. Schorsch in Hannover in seinem Jugendgottesdienst macht, [sind] die beiden Grundlagen für geistige Arbeit mit der Jugend glücklich vereint: Er versammelt die Jugend am Sabbathnachmittag, spielt mit ihr, liest mit ihr, stellt ein warmes freundschaftliches Verhältnis her, dann erst geht's zum Gottesdienst, den die Jungen ganz allein bestreiten. Nach dem Gottesdienst wird ein kleiner Imbiß gereicht, dabei gemütlich geplaudert und zum Schluß das Tischgebet gesprochen."[4] Emil Schorsch selbst beschreibt seinen Anfang in Hannover so, daß er „versuchen mußte, eine Atmosphäre zu schaffen, die religiös-erzieherische Möglichkeiten eröffnete. Es mußte etwas sein, das wie Elternhaus und Familie auch einen emotionalen Einfluß ausübte. So kam es, daß ich die Idee der Jugendgemeinde entwickelte."[5] Er begann deshalb Jugendgottesdienste durchzuführen, deren Leitung, besonders das Vorbeten, er Jugendlichen übertrug. Den ersten Simchat-Thora-Fest-

---

[1] Ebda., S 587.
[2] Vgl. Hagenmaier, Theresia: Der Begriff der Sachlichkeit in der Pädagogik Georg Kerschensteiners. In: Hagenmaier, Theresia/Correll, Werner/Veen-Bosse, Brigitte van: Neue Aspekte der Reformpädagogik. Heidelberg 2. Aufl. 1968, S. 15.
[3] Rothschild, Theodor: Die Arbeit in den Jugendbünden. GZtg 1.1.1928, S. 589.
[4] Ebda.
[5] Schorsch, Emil: Die zwölf Jahre vor der Zerstörung der Synagoge in Hannover. In: Richarz, Monika (Hrsg.): Jüdisches Leben in Deutschland. Bd. 3. Stuttgart 1982, S. 184.

gottesdienst seiner Jugendgemeinde in Hannover besuchten im Jahr 1927 300 Kinder und Jugendliche, in den folgenden Jahren kamen bis zu 1000 jugendliche Teilnehmer und Teilnehmerinnen. Auch Chanukka und Purim wurden in der Jugendgemeinde begangen; „die Jugend selbst [gestaltete] diese Feste in jugendlicher und zugleich in jüdischer Weise."[1] Von „entscheidender Bedeutung war, daß es Schorsch gelang, zahlreiche ältere Jugendliche heranzuziehen, die – unter seiner Anleitung – die Angelegenheiten der Jugendgemeinde selbst verwalteten und vor allem die Leitung der verschiedenen Jahrgangsgruppen übernahmen."[2] So hatte es Emil Schorsch erreicht, eine jüdische Jugendorganisation zu schaffen, die ihre Religion in den Mittelpunkt stellte. Das entsprach in vollkommener Übereinstimmung dem, was Theodor Rothschild Ende 1927 als dritte Forderung an die „Arbeit in den Jugendbünden" stellte: ein strukturelles Interesse an den Gemeinden, am jüdischen Gesetz, an den Forderungen der Zeit. Das bedeutete aber auch, das jüdische Schrifttum kennenzulernen durch Lesen und Lernen in den Originalen und den Übersetzungen, denn 'die intellektuelle Rechtschaffenheit' gebietet, erst dann zu urteilen, wenn man sich Klarheit verschafft hat. Als Fazit erschien es ihm „notwendig, daß unsere Jugend im jüdischen Wesen wieder einen festen Halt gewinnt. Dann erst ... kann sie ihre eigene Note hineintragen in die deutsche Jugendbewegung und damit einen Faktor innerhalb der deutschen Kultur darstellen."[3]

In einzelnen Gruppierungen der Jugendvereine hatte sich das Verlangen nach Selbständigkeit gesteigert, was zur Gründung selbständiger Bünde führte. Auf der Delegiertentagung des „Landes-Verbandes der jüdischen Jugendvereine Württembergs"[4] trafen sich 1927 die Vereine und Bünde Stuttgart, Heilbronn, Ulm, Eßlingen, Haigerloch, Laupheim, Crailsheim, Rottweil, Horb. Die Bünde Tübingen und Mergentheim hatten sich dem Landesverband nicht angeschlossen. „Dagegen waren von den Stuttgarter 'Kameraden'[5] und 'Blau-Weißen'[1] [die Leiter] erschienen, [was als] ein

---

[1] Vgl. ebda., S. 185.
[2] Schulze, Peter: Heimat auf Widerruf, S. 62.
[3] Rothschild, Theodor: Die Arbeit in den Jugendbünden. GZtg 1.1.1928, S. 590.
[4] GZtg 1.12.1927, S. 526 – Den Ersten Vorsitz des Landesverbandes hatte Theodor Rothschild 1927 an Dr. Cohn, Ulm, abgegeben.
[5] Der Deutsch-jüdische Wanderbund „Kameraden" hatte besonders die 'Fahrt' zum Ausdruck und Inhalt seines Jugendlebens gemacht und sich in Heimabenden um die geistige Ertüchtigung seiner jungen Freunde bemüht. Vgl. GZtg 1.12.1931, Beilage S. VIII.

erfreuliches Zeichen des Verständigungs- und Einheitswillens in den verschiedenen Lagern der jüdischen Jugend Württembergs gewertet wurde."[2] Obwohl die Konfrontation mit der sich verschlimmernden wirtschaftlichen Lage und mit der um sich greifenden „grimmen Judenfeindschaft"[3] diese Einigkeit belastete, zeigte sich in jeder Richtung der Wille zum „Bund", geschart um den Primat des Judentums. Die jüdische Jugendbewegung „muß den jüdischen Mittelpunkt wieder finden, ... ihr Weg ist das Jüdische, das Religiöse", so forderte es Theodor Rothschild 1930 erneut in seinem Titelbeitrag der 'Jugendausgabe' der Gemeinde-Zeitung: „Grenze und Aufgabe der jüd[ischen] Jugendbewegung"[4]. Im Sinne Johann Friedrich Herbarts[5] fuhr er fort: „Der tätige Wille soll der Jugend bleiben, aber sie muß zuerst reifen in intellektueller Zucht, in geistiger Schulung, durch die ordnende Kraft des Denkens." Das bedeute auch, nicht am bloßen Subjekt angeschmiedet zu bleiben, sondern „sich an der objektiven Wesenheit orientieren".[6] Martin Buber beschwor 1930 in seiner Rede bei der Eröffnungsveranstaltung des „Jüdischen Jugendrings Stuttgart" ebenfalls die Jugend, „das Schicksal als Gestaltungsfaktor in das Leben einzubeziehen und – im Konflikt mit dem Zeitgeist – einen manifesten Erneuerungskampf zu kämpfen, in dem der Mensch seine Freiheit in Verantwortung aufrecht erhält."[7]

Wenig später war der Untergang besiegelt, so daß 1937 Berta Schul, die älteste Schwester von Rosi Schul[8], als Gruppenleiterin in das Tagebuch der Jugendgemeinde in Hannover schreiben mußte: „Es ist Wesentliches geleistet worden, und es hätte bestimmt eine ganz neue Gemeinde der Jugend aus dieser Jugendgemeinde hier in Hannover zum Segen unserer ganzen Gemeinschaft heranwachsen können, wenn nicht von außen her unser jüdisches Geschick in einer Richtung beeinflußt würde, die die Verwirklichung dieses hohen Zieles leider unmöglich machte."[9]

---

[1] Der zionistische Wanderbund „Blau-Weiß" verfolgte als Ziel die Errichtung einer Blau-Weiß-Kolonie in Palästina.
[2] GZtg 1.12.1927, S. 526.
[3] GZtg 1.9.1930, S. 116.
[4] GZtg 1.9.1930, S. 115 f.
[5] Johann Friedrich Herbart (1776-1841), siehe folgendes Kapitel.
[6] GZtg 1.9.1930, S. 115 f.
[7] GZtg 18.4.1930, S. 23.
[8] Siehe den Beitrag von Claudia Schroth in diesem Band.
[9] Schul, Berta, in: Schulze, Peter: Heimat auf Widerruf. S. 64. Nach Auskunft von Dr. Peter Schulze ist Berta Schul 1909 in Hannover geboren und Ende 1938 über Antwerpen nach Palästina emigriert, wo sie inzwischen verstarb.

Die pädagogische Konzeption – die Schulkonzeption „Wilhelmspflege" und „Jüdische Schule Stuttgart"

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte sich die Pädagogik des Göttinger Universitätsprofessors Johann Friedrich Herbart (1776-1841) im deutschen Sprachgebiet in heute kaum vorstellbarer Weise verbreitet und das pädagogische Denken bestimmt. So auch am Königlichen Evangelischen Lehrerseminar in Esslingen. Seminarrektor Dr. Ernst Gundert, der von 1887 bis 1903 dem Lehrerseminar vorstand, und sein Vorgänger Gustav Friedrich Pfisterer (Seminarrektor von 1874 bis 1887) „haben im wesentlichen die historische Pädagogik im Hause begründet".[1] Nach der großen geistigen Aufklärungsarbeit der ersten beiden Seminarrektoren Bernhard Gottlieb Denzel (1773-1838) und Gustav Adolf Cornaro Riecke (1798-1883)[2] hatte „das Kollegium des Esslinger Seminars stellvertretend für alle Seminare des Landes nach 1862 und 1895 in gewichtigen Denkschriften die Schulgesetzgebung des Landes ... so recht erst ermöglicht."[3]

In diesem ersten württembergischen Lehrerseminar, das durch alle Jahrzehnte seines Bestehens hindurch eine Vorzugsstellung im Land eingenommen hat, kam Theodor Rothschild während seiner Seminarzeit von 1892-1895 mit den Hauptmaßnahmen der Herbartschen Erziehung in Berührung: „Regierung" als äußere Leitung, „erziehender Unterricht" als Ergänzung von Erfahrung und Umgang, und „Zucht" als unmittelbare 'positive' erzieherische Einwirkung.[4] In der von Theodor Rothschild immer wieder geforderten „intellektuellen Zucht und geistigen Schulung"[5] oder in der von ihm angemahnten „intellektuellen Rechtschaffenheit"[6] läßt sich der Einfluß Herbarts ablesen. Ebenso darin, daß die jüdische Gemeinschaft als Erbin einer sittlichen Tradition der Erziehung zur Bescheidenheit, Besinnlichkeit und zum Gehorsam verpflichtet ist, denn

---

[1] Vgl. Borst, Otto: Esslingen und die deutsche Lehrerbildung. In: Lehrerbildung in Esslingen 1811-1981. Mitteilungen der Pädagogischen Hochschule Esslingen, Sondernummer Februar 1982, S. 17-38.

[2] Vgl. Schweizer, Hans-Martin: Gewagte Aufklärung. Anfänge institutionalisierter Lehrerbildung in Esslingen. In: Lehrerbildung in Esslingen 1811-1981, S. 39-74.

[3] Borst, Otto, a.a.O., S. 27.

[4] Vgl.: Geißler, Erich E.: Johann Friedrich Herbart. In: Hans Scheuerl (Hrsg.): Klassiker der Pädagogik, Bd. I, München 1979, S.234 ff.

[5] GZtg 1.9.1930, S. 115 f.

[6] GZtg 1.1.1928, S. 589.

nach Herbart wird in der Zucht das Ganze der Tugend zusammengefaßt mit dem Ziel der Charakterstärkung. Und wenn „die ganze Darstellung der Zucht ... eine einzige große ... oft mit liebevoller Sorgfalt ins Detail gehende Beschreibung des pädagogischen Bezugs zwischen Erzieher und Zögling“[1] ist, hat Theodor Rothschild in seiner Lehrerausbildung durch Herbart entscheidende Grundlagen für sein pädagogisches Handeln bekommen. Obwohl bei Herbart die Schule ein lebendiger, in sich zusammenhängender Organismus sein sollte, in dem das Schulleben und nicht der Unterricht, die stärkste Betonung findet – ein Äquivalent der schulischen Konzeption in der „Wilhelmspflege“ –, wurde um die Wende zum 20. Jahrhundert seine Schule als „Belehrungskäfig“ (Kerschensteiner) und als „Lern- und Buchschule“ abqualifiziert, in der Intellektualismus und starre Systematik herrsche. Die Ablehnung war übrigens nicht durchgängig, der Reformpädagoge Peter Petersen (1884-1952) zählte beispielsweise Herbarts Ausführungen über Erfahrung und Umgang „zu dem Schönsten ..., das je über Unterricht gesagt worden ist.“[2]

Innerhalb der „Reformpädagogischen Bewegung“ wurden in der Zeit von ungefähr 1890 bis 1933 pädagogische Ideen und schulpädagogische Praxisansätze entwickelt, die vor allem gegen die von Herbart geprägten Bildungs- und Schulformen Front machen wollten. Vor dem Ersten Weltkrieg forderte man die Selbständigkeit und Freiheit des Individuums, in den zwanziger Jahren waren es der Gemeinschaftsgedanke und ein demokratischer Wille, die der pädagogischen Planung eine neue Richtung gaben, ohne daß dabei der individuelle Gesichtspunkt eliminiert wurde. Bei Theodor Rothschild sind Konkretisierungen der Ideen und Ansätze von Peter Petersen (Jena), Ernst Krieck (1882-1947, Frankfurt/Heidelberg) und Georg Kerschensteiner (1854-1932, München) an Hand seiner veröffentlichten Vorträge und Referate nachzuweisen. Durch seine intensive Beziehung zu Emil Schorsch ist anzunehmen, daß die Diskussionen am Tübinger Pädagogischen Seminar von Professor Kroh, an denen der Student Schorsch ab 1924 teilnahm, oft für Gesprächsstoff an der „Wilhelmspflege“ sorgten. „Auch Kroh interessierte sich für die Vorgehensweisen anerkannter Reformpädagogen jener Zeit. [Es] ist belegt, daß Studenten, die von einem Studienaufenthalt in Jena zurückkehrten, in Tübingen nach den Arbeitsweisen in der ‘Erziehungswissenschaftlichen Anstalt’ Petersens befragt wurden. Kroh besuchte

[1] Schwenk, Bernhard: Das Herbartverständnis der Herbartianer. Weinheim 1963, S. 223.
[2] Vgl. Petersen, Peter: Führungslehre des Unterrichts. Braunschweig 2. Aufl. 1950 S.13.

anläßlich seiner Seminar-Exkursionen auch reformpädagogische Einrichtungen..."[1] Außerdem sind sicher Themenstellungen von Emil Schorschs Dissertation[2], „die in den Jahren 1924/25 in Tübingen entstand"[3], in Esslingen diskutiert worden. In seinem zweiten Kapitel „Der Begriff der Übermittelung" bezieht sich Schorsch unter anderem auf das Werk „Erlebte Pädagogik"[4] des Bremer Reformpädagogen Heinrich Scharrelmann (1871-1940), der von 1920 bis 1926 Rektor der ersten „Gemeinschaftsschule" in Bremen war, die er im Sinne dieser von ihm beschriebenen „erlebten Pädagogik" führte. Emil Schorsch nimmt dort die auf die Religion bezogenen Ausführungen auf, daß „es den Wert der Religion nur gibt, soweit er in Individuen verwirklicht ist, d.h. soweit Religion Erlebnis ist. ... Da das Individuum möglichst in seiner Totalität zu bilden ist und der religiöse Wert andern übergeordnet wird, so ... verlang[e] Scharrelmann: 'An Stelle eines besonderen Religionsunterrichts sollte mehr Religion in allen Stunden herrschen."[5]

Kurz nach Emil Schorschs Promotionsabschluß wurde 1926 im zweiten Ferienfortbildungskurs für die Lehrer und Rabbiner des Landes die „Stellung des Judentums zur Religion" behandelt und gleichermaßen festgestellt: „Für das Judentum ist die Religion etwas Ganzheitliches, dessen Träger der ganze Mensch ist. Die Aufgabe des Religionsunterrichtes ist also die innere Aneignung des Judentums, die nicht nur emotional, sondern intellektuell und willensmäßig erfolgen muß." Theodor Rothschild hatte sich „an der Aussprache über das Referat beteiligt."[6] In den immer schwieriger werdenden dreißiger Jahren findet sich dieser Ganzheitsanspruch auch bei Martin Buber: „Das Judentum als eine Kraft, den Menschen in seiner Totalität erfassend und bestimmend, steht nicht im Gegensatz zum allgemein Menschlichen, sondern ist mit ihm identisch."[7] Und schließlich fordert Theodor Rothschild 1934 für die neu zu gründende jüdische Schule in Stuttgart: „Immer müssen Querverbindungen von Lernstoffen zu unseren jüdischen Quellenschriften führen. Die jüdisch-religiöse Grundhaltung ist Unterrichtsprinzip. Diese jüdische

---

[1] Schäfer, Eckhard: Übungs- und Versuchsklassen, a.a.O., S. 71.
[2] Schorsch, Emil: Die Lehrbarkeit der Religion. In: Pädagogische Untersuchungen. Hrsg. v. Professor Dr. Oswald Kroh, V. Reihe, Heft 2, Langensalza 1929.
[3] Ebda.: „Vorbemerkung von O. Kroh."
[4] Scharrelmann, Heinrich: Erlebte Pädagogik. Hamburg/Berlin 1912.
[5] Schorsch, Emil, Die Lehrbarkeit der Religion, S. 19.
[6] GZtg 1.5.1926, S. 51.
[7] Buber, Martin: Wie erziehen wir ein neues jüd. Geschlecht? In: GZtg 16.8.1933, Titelseite.

Haltung kommt besonders im Leben der Schulgemeinde in ihrem Alltag, in ihren Festen und Feiern ... zur vollsten Entfaltung."[1] Drei Jahre später schließt er selbst den Kreis, indem er in seinem Vortrag „Das Wesen der jüdischen Schule" argumentativ zurückfindet zu Heinrich Scharrelmann: „Judentum umfaßt das ganze Leben in allen seinen Beziehungen; aber es quillt aus dem Boden religiöser Seelenhaltung. In der Form der Bewegung soll man den Kindern die Religion zum Erlebnis werden lassen. Sie sollen unsere Feste erleben, sollen die Kraft unserer Bräuche kennenlernen und sollen so mitlebend und mitschaffend zum positiven Judentum hingeführt werden. Eine Pflanzstätte für jüdisches Leben soll die jüdische Schule sein."[2]

Auf dem Gebiet der Erziehung wurden die jüdischen Gemeinden durch das nationalsozialistische „Gesetz gegen Überfüllung von deutschen Schulen und Hochschulen" vom 25. April 1933 vor neue Aufgaben gestellt[3]:
(1) Das Schulproblem wurde zum zentralen Problem der jüdischen Gemeinden, sowohl für die Berufsumschichtung als auch für eine etwaige Auswanderung.
(2) Der Erziehungsausschuß der Reichsvertretung der deutschen Juden[4] empfahl grundsätzlich die Schaffung von Einheitsschulen. Diese vereinigten in sich alle Schulformen und wurden von allen schulpflichtigen Kindern besucht, ohne Unterschied des Geschlechts, des Standes und der Begabung.

Die prinzipielle Einstellung des den Staat beherrschenden nationalsozialistischen Gedankengutes mußte zu einer Belastung für die jüdischen Kinder werden, so daß die Einrichtung einer jüdischen Schule auch in Stuttgart als eine Notwendigkeit angesehen wurde. „Als es galt, Plan und

---

[1] GZtg 14.1.1934, S. 182.
[2] Rothschild, Theodor: Das Wesen der jüdischen Schule. In: GZtg 1.7.1937, S. 52 f.
[3] 1933 besuchten 75 % aller jüdischen Schüler im Deutschen Reich die allgemeinen Volks- und Mittelschulen. Bis Ende 1937 waren es noch knapp 40 %. Nach 1937 beschleunigte sich der Ausschluß, und ab 1939 durften sie nur noch jüdische Schulen besuchen. Vgl.: Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit. Band IV. Aufbruch und Zerstörung 1918-1945. München 1997, S. 238 f.
[4] Im November 1933 ist die Reichsvertretung der deutschen Juden ins Leben gerufen worden. Dr. Leo Baeck wurde deren Präsident, und Ministerialrat Dr. Otto Hirsch fungierte als Vorsitzender des Ausschusses der Reichsvertretung der deutschen Juden; gleichzeitig war er Präsident des Oberrats der Israelitischen Oberkirchenbehörde Württembergs.

Gestalt der Schule zu entwerfen", zog das Israelitische Gemeindevorsteheramt Stuttgart Theodor Rothschild heran, dessen „pädagogische Erfahrung, sein tiefes jüdisches und allgemeines Wissen und alles das, was ihn zum Lehren und Bilden besonders befähigt", an oberster Stelle der israelitischen Religionsgemeinschaft Württembergs hochgeschätzt wurde.[1] Dadurch bot sich ihm die Gelegenheit, pädagogische und schulische Konzeptionen auf dem Boden der „Wilhelmspflege" zu entwickeln, beziehungsweise die in Esslingen erprobten an die jüdische Schule in Stuttgart weiterzugeben. Theodor Rothschild war sich im klaren darüber, daß die „Schulgründungen [dieser] Zeit reaktiven Ursprungs sind." Er sagte: „Solange wir, [die jüdischen Mitbürger], im deutschen Kulturkreis standen, hatte die deutsche Schule als Erziehungsstätte unserer Kinder Sinn und Berechtigung. Nach unserer Entfernung aus diesem Kulturkreis kann unser Bildungszentrum nur von der [jüdischen] Gemeinschaft ausgehen: *die Schule ist Formungsorgan der Gemeinschaft.*"[2]

Im Januar 1934 stellte Theodor Rothschild den Plan der Schule vor, deren Ziel es sei, „das heranwachsende Geschlecht mit der Welt der Gemeinschaft in innige Berührung zu bringen, und umgekehrt, das Gut der Gemeinschaft hineinzutragen in das junge Geschlecht."[3] Zur Unterstützung dieses Gedankenganges zitierte er Ernst „Krieck, de[n] Führer in der modernsten Erziehungswissenschaft, [der] als Ziel jeder Erziehung 'Eingliederung des Nachwuchses in die Gemeinschaft, Heraufführung des Nachwuchses zur Reife der Gemeinschaft' bezeichnet."[4] Ernst Krieck (1882-1947)[5] begründete 1922 in seinem Standardwerk „Philosophie der Erziehung" die „funktionale Erziehung", in welcher die Gemeinschaft selbst sowohl als Objekt wie auch als Subjekt erzieherischer Tätigkeit auftritt: „Die Erziehung *der* Gemeinschaft als eines Lebewesens überindividueller Art wie auch Erziehung *durch* die Gemeinschaft"; zu-

---

1 Anstaltsdirektor Theodor Rothschild 60 Jahre alt. GZtg 16.1.1936, S. 157.

2 Kursive Hervorhebung durch die Autorin. GZtg 1.7.1937, S. 52 f. Der Vortrag wurde schon im Mai 1934 im israelitischen Lehrerverein gehalten.

3 Rothschild, Theodor: Die jüdische Schule in Stuttgart. GZtg 14.1.1934, S. 182.

4 Ebda.

5 Ernst Krieck wurde 1933 zum Rektor der Universität Frankfurt/Main berufen, einige Jahre später zum Rektor der Universität Heidelberg. Eine differenzierte Betrachtungsweise des komplizierten Verhältnisses von originär pädagogischem Denken und der Anfälligkeit zu totalitärem Staatsdenken findet sich in dem Aufsatz von Klaus Prange: Identität und Politik bei Ernst Krieck. Ein Beitrag zur Pathographie totalitärer Pädagogik. In: Herrmann, Ulrich (Hrsg.): Geschichte des Erziehungs- und Bildungswesens, Band VI: Die Formung des Volksgenossen. Weinheim/Basel 1985, S. 154-169.

sammengefaßt kommt Ernst Krieck auf die Formel: „Alle erziehen alle jederzeit."[1] Auch auf den gemeinsamen Gebrauch von Bildung und Erziehung ist Kriecks Auffassung von „funktionaler Erziehung" zu interpretieren. Bildung erscheint als „innere Formung", und Erziehung wird als die Weise der „äußeren Formung" aufgefaßt; sie regt die „innere Formung" an und fördert diese.[2] Als ein wesentliches Mittel und Medium wird dabei der „Geist" angesehen. In dem von Krieck entwickelten Lehr- und Lernsystem ist einerseits die „Gesinnungszucht" als die alle anderen Tätigkeiten überragende funktionale Erziehung anzusehen, zum anderen ist dieses System nur realisierbar auf der Grundlage des alle Unterrichtsgegenstände durchflutenden „Geistes".[3] Aus diesem Argumentationszusammenhang heraus soll in der „Wilhelmspflege" beziehungsweise in der Stuttgarter „jüdischen Schule Religion als Gesinnung sich durch den Unterricht hindurch erstrecken."[4] Theodor Rothschild benutzte dafür die Metapher des alles durchdringenden Lichts: „Wir wollen eine wesensjüdische Schule, vom Jüdischen her [muß] Licht fallen auf alle Lehrfächer."[5]

Zu den Pädagogen, die innerhalb der reformpädagogischen Bewegung die Bedeutung des Atmosphärischen in der Erziehungs- und Bildungsarbeit erkannt und in Modellschulen sichtbar werden ließen, gehörte Peter Petersen (1884-1952), nicht zu verwechseln mit Johannes Petersen, dem Hamburger Waisenhausleiter und Direktor der Jugendfürsorge.[6] Zunächst tätig als Oberlehrer wurde Peter Petersen bildungspolitisch aktiv als Sekretär des „Bundes für Schulreform". Drei Jahre leitete er die Hamburger Lichtwark-Schule, in welcher im Rahmen der Kunsterziehungsbewegung das muttersprachlich-musische Element und das deutsche Kulturgut als zentrales Bildungselement im Mittelpunkt standen. Ab 1923 wirkte Peter Petersen als Ordinarius für Erziehungswissenschaft an der Universität Jena. Bis heute ist er vor allem durch seinen „Kleinen Jena-Plan"[7] bekannt, den er erstmals 1927 vorstellte.

---

1 Krieck, Ernst: Philosophie der Erziehung. Jena 1930, S. 47.
2 Ebda., S. 175 f.
3 Ebda., S. 61 ff.
4 GZtg 1.4.1935, S. 3 f.
5 GZtg 1.3.1934, S. 209 f.
6 Siehe Kapitel „Die Fürsorge-Erziehung" in diesem Aufsatz.
7 Petersen, Peter: Der Kleine Jena-Plan. Leipzig/Berlin 7/8. Auflage1936, S. 15-43.

Für die Gründung der jüdischen Schule in Stuttgart sei, so Theodor Rothschild, „die Schulform nicht gebunden an die geschichtlich gewordenen Schulsysteme, sondern sie [könne] weitgehendst die wertvollen Errungenschaften moderner Erziehungs- und Schularbeit verwerten."[1] Was die innere Differenzierung der Schulstruktur angeht, übernahm er dann fast wörtlich die Darstellung aus dem Jenaer-Plan Peter Petersens: „So kann das starre System der Jahresklassen aufgegeben und an deren Stelle die beweglichere Gruppeneinteilung gesetzt werden. Die Schule würde dann drei Stammgruppen für Kinder beiderlei Geschlechts haben, und zwar: die Untergruppe = 1. - 3. Schuljahr, die Mittelgruppe = 4. - 6. Schuljahr, die Obergruppe = 6./7. - 8. Schuljahr. Diese Gruppen lösen sich nach den natürlichen Bedürfnissen in kleine arbeitswillige und arbeitsfähige Gruppen auf. Alle Gruppen bilden die Schulgemeinde."[2] In diesen Stammgruppen sollen die verschiedensten Begabungen zusammengehalten werden, die je nach Aufgabenstellung unter wechselnder Führung arbeiten; das Wort des Lehrers tritt dabei zurück. „Die Gruppe will also bewußt eine andere Arbeit als die Klasse, und sie stellt eine andere Arbeitswelt dar."[3] So wie das Leben noch andere geistige Bereiche kennt, soll auch die Schule solche in ihr Schulleben integrieren: „*Das Spiel*, bei dem alle Organe geübt werden", „*die Arbeit*, nicht nur Lern- und Übungsarbeit, sondern auch körperliche Arbeit im Schulgarten, in der Werkstatt, in der Schulstube" und „*die Feier*, die den Feiern der Gemeinschaft entspricht."[4]

Diese Praktiken der Jenaplan-Pädagogik hatten sich in der „Wilhelmspflege" unter Theodor Rothschild schon lange bewährt. Petersens Stammgruppen wurden dort als „Unterklasse", „Mittelklasse" und „Oberklasse" bezeichnet, in denen nicht nur jahrgangsübergreifend unterrichtet, sondern auch die Gruppenarbeit gepflegt wurde. Noch im Juni 1938 berichtete Theodor Rothschild von der „Wilhelmspflege": „Die Gruppenarbeit der Kinder wird durch die Schaffung dieser [zwei neuen] Räume wesentlich erleichtert."[5] Wie für die jüdische Schule in Stuttgart empfohlen, hatte es in Esslingen die „ganze Erziehung darauf abgesehen,

[1] Rothschild, Theodor: Die jüdische Schule in Stuttgart. In: GZtg 14.1.1934, S. 182.
[2] Rothschild, Theodor: Die jüdische Schule, ebda.
[3] Ebda.
[4] Ebda.
[5] GZtg. 1.7.1938, S. 63.

die rechte Mitte zu finden zwischen Autorität und Freiheit, zwischen Selbstverantwortung und Mitverantwortung."[1]

Für den Reformpädagogen Peter Petersen wie auch für den „trefflichen Pädagogen und warmherzigen Freund der Kinder, ...den wissenschaftlichen Lehrer und ... gütigen weisen Führer"[2], Theodor Rothschild, standen Freiheit, Autorität, Gehorsam und Gemeinschaft in einem inneren Zusammenhang. Sein in Esslingen – wie auch für Stuttgart – konzipiertes Schulleben vollzog sich in einer „pädagogischen Atmosphäre", unter der der Tübinger Anthropologe und Professor für Philosophie Otto Friedrich Bollnow (1903-1991) „das Ganze der gefühlsmäßigen Bedingungen und menschlichen Haltungen [verstand], die zwischen dem Erzieher und dem Kind bestehen und die den Hintergrund für jedes einzelne erzieherische Verhalten abgeben."[3]

Die besondere Lage der jüdischen Gemeinschaft erforderte ab 1933, daß in der Schule – auch in der Stuttgarter jüdischen Schule – „eine Fremdsprache, möglichst das Englische, ferner Kurzschrift" angeboten werden sollte, „und daß wir unsere Kinder weitgehendst in Gartenbau und Werkunterricht schulen. Die Obergruppen können sich in besondere Sprachkurse differenzieren ... und für besondere Leistungen technischer, musikalischer und sportlicher Art."[4] Als Reaktion auf die Nürnberger Gesetze[5] gab die Reichsvertretung der Juden in Deutschland im Oktober 1935 ein Arbeitsprogramm heraus, das entstanden war aus der „Sorge für die Vermehrung der Auswanderungsmöglichkeiten". Darin wurde verlangt, daß „über die Wissensvermittlung hinaus die jüdische Schule der planvollen Vorbereitung für den künftigen Beruf dienen muß. Mit Rücksicht auf die Auswanderungsfähigkeit, insbesondere nach Palästina,

---

1 Rothschild, Theodor: Aus der Geschichte des Waisenhauses. In: GZtg 1.10.1931, S. 140.
2 Oberlehrer Theodor Rothschild. In: GZtg 1.10.1931, S. 141.
3 Bollnow, Otto Friedrich: Die pädagogische Atmosphäre. Heidelberg 4. Auflage 1970, S. 11.
4 Rothschild, Theodor: Die jüdische Schule in Stuttgart. In: GZtg 14.1.1934, S. 182.
5 Am 15.9.1933 wurden auf dem Nürnberger Parteitag drei neue, die Juden betreffende Gesetze verkündet. Das „Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre" verbot unter anderem Eheschließungen zwischen Juden und „Ariern". Das „Reichsflaggengesetz" verbot den Juden das „Zeigen der Reichsfarben". Das „Reichsbürgergesetz" führte den neuen Rechtsstatus, den „deutschblütigen Reichsbürger" ein. Juden konnten nur noch deutsche „Staatsangehörige" sein. Vgl. Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit. München 1997. Band IV. S. 205.

wird dabei die Hinführung zu handarbeitenden Berufen und das Erlernen der hebräischen Sprache im Vordergrund stehen."[1]

Die zeitgeschichtliche Situation, aber auch das pädagogische Konzept der Stuttgarter jüdischen Schule spiegeln sich treffend wider in dem „Weihespruch", den der Stuttgarter jüdische Dichter Leopold Marx (1889-1983)[2] verfaßt hat:

WEIHESPRUCH
zur Eröffnung der jüd. Schule in Stuttgart.

Wir sind die Knospen an dem alten Baum,
wir sind die Kinder einer neuen Zeit.
Wir wissen schon das dunkle Lied vom Leid,
das alte Lied vom ausgeträumten Traum.

Wir wissen, daß wir eine Heimat lieben,
und daß die Heimat sich vor uns verschließt,
und daß das Blut von Vätern in uns fließt,
die eine große Lehre aufgeschrieben.

Und daß wir diese Lehre lernen wollen,
die unser Volk von seinem Gott empfing,
und daß wir IHN in jedem kleinsten Ding,
das er gleich uns geschaffen, ehren sollen.

Wir sind so gern in dieses Haus gekommen,
wo Ehrfurcht wohnt und Lehre auf uns harrt.
Mög' mit uns einziehn Gottes Gegenwart,
und sei sie nie von unserm Volk genommen!

L. Marx.[3]

---

[1] GZtg 16.10.1935, S. 105.

[2] Leopold Marx übernahm 1909 das Unternehmen des Vaters in Stuttgart-Bad Cannstatt. Er schrieb Erzählungen, Gedichte Feuilletons und war Mitbegründer des jüdischen Lehrhauses in Stuttgart. 1938 KZ Dachau; 1939 Gestapo-Haft in Stuttgart; Okt. 1939 Ausreise nach Palästina. Vgl.: Marx, Leopold: Jehoshua, mein Sohn. Gerlingen 1979; ders.: Gedichte. Gerlingen 1985; ders.: Franz und Elisabeth. Gerlingen 1989.

[3] Leopold Marx, Cannstatt. In: GZtg 1.5.1934, S. 26.

Mit dem Erlaß vom 2.7.1937[1] verengten sich die Bedingungen für jüdische Schulkinder noch weiter; darin hieß es: „Den Unterhaltsträgern der öffentlichen Pflichtschulen wird nahegelegt, ... besondere Schulen oder Sammelklassen für jüdische Schüler zu errichten."[2] Für die „Wilhelmspflege" bedeutete dies, daß bis zu 78 Kinder in den nur für 60 Zöglinge ausgestatteten Räumlichkeiten aufgenommen werden mußten und daß die Arbeit in Werkstatt, Haus, Hof und Garten „mit Rücksicht auf die Notwendigkeit der Auswanderung" als sehr wichtig eingestuft wurde.[3] An der jüdischen Schule in Stuttgart wurde in der Abschlußklasse sogar maßgeblich „das Gewicht der Ausbildung auf die Vorbereitung künftiger Auswanderung gelegt" und in den Dienst des „Eingewöhnens in fremde Verhältnisse, Sprachen und neue Existenzbedingungen" gestellt.[4]

Von dem oben erwähnten Erlaß waren auch die Lehrer betroffen; in dem Abschnitt zur Lehrerausbildung hieß es dort: „Juden können nicht Lehrer oder Erzieher deutscher Jugend sein. Auch jüdische Mischlinge sind künftig für den Beruf eines deutschen Jugenderziehers ungeeignet."[5] Schon 1927 war in der jüdischen Gemeinde-Zeitung eine Meldung unter dem Motto „Die Furcht vor der Herrschaft des 'jüdischen' Lehrers unbegründet" erschienen, in der antisemitische Befürchtungen einer „jüdischen Überfremdung" der Lehrerschaft zurückgewiesen wurde. In dem Artikel wurde unter anderem der statistische Beweis erbracht, daß „auf etwa 160 christliche Lehrer ein nichtchristlicher kommt" und festgestellt, „wie grundlos die Behauptung [sei], daß bei Einrichtung von gemeinsamen Volksschulen jüdische und 'heidnische' Lehrer für den Geist des Unterrichts bestimmend sein würden." [6] – Trotz aller Verhetzungen hielt Theodor Rothschild 1934 noch daran fest, daß „die jüdische Schule zunächst eine deutsche Schule sein muß. ... Alles was das Leben im deutschen Raum von uns fordert, gehört zur Wirklichkeit unseres Schulaufbaus." [7] Und auch noch 1935 wurde in der jüdischen Gemeinde-Zeitung

---

[1] Richtlinien für die Stellung der Juden im Schulwesen. Erlaß vom 2. Juli 1937. Zit. n. GZtg 1.8.1937, Titelseite.
[2] Ebda.
[3] GZtg 1.7.1938, S. 63.
[4] Vgl. Schule und Auswanderung. In: GZtg 16.2.1938, S. 202.
[5] Zit. n. GZtg 1.8.1937, Titelseite.
[6] GZtg 1.8.1927, S. 279.
[7] Rothschild, Theodor: Die jüdische Schule in Stuttgart. In: GZtg 14.1.1934, S. 182.

formuliert, daß es in den jüdischen Schulen, „wenn es sein darf, eine Erziehung für Deutschland" geben soll.[1] Erst 1937 gestand sich dann auch Theodor Rothschild ein: „Nach unserer Entfernung aus dem deutschen Kulturkreis kann das Bildungszentrum nur von der [jüdischen] Gemeinschaft ausgehen." [2] Im Mai 1938 wurde vom „Schulausschuß des Oberrats der Israelitischen Religionsgemeinschaft Württembergs", dessen Mitglied Theodor Rothschild war, eine Zukunftsperspektive veröffentlicht, die von ihm selbst hätte formuliert sein können, denn sie charakterisiert im schönsten Sinne seine Lebenshaltung: „Wo der junge Jude einmal leben wird, immer muß er eine jüdische Persönlichkeit sein, die aus seiner Verankerung in der jüdischen Vergangenheit die Kraft gewinnt, alle Opfer auf sich zu nehmen, die sein Judesein von ihm verlangt." [3]

Ende August 1939 wurde die „Wilhelmspflege" in Esslingen geschlossen. Theodor Rothschild und seine Frau Ina übernahmen bald darauf die jüdische Schule in Stuttgart, die im Sommer 1942 ebenfalls ihre Pforten schließen mußte. Am 22. August 1942 wurde das Ehepaar Rothschild ins KZ Theresienstadt deportiert, wo Theodor Rothschild am 10. Juli 1944 starb. Damit endete das Wirken eines großen jüdischen und schwäbischen Pädagogen. Sein pädagogisches Wollen und Handeln hat jedoch auch ein halbes Jahrhundert nach seinem Tod Beachtung in Deutschland verdient.

[1] GZtg 1.5.1935, S. 25.
[2] GZtg 1.7.1937, S. 52 f.
[3] GZtg 2.5.1938, S. 22 f.

Quellen

Archiv des Staatlichen Waisenheims Theodor-Rothschild-Haus, Esslingen:
Schorsch, Ismar: Das Schwert und das Buch. Referat zum 50. Todestag von Theodor Rothschild, 3.7.1994.

Stadtarchiv Esslingen:
Filmarchiv, MF D/6 und D7: Erlasse der Königlichen Israelitischen Oberkirchenbehörde und des Oberrats; Lehrplan für den israelitischen Unterricht an den höheren Schulen; Schulberichte; Prüfungsberichte.
Zeitungsarchiv: Eßlinger Zeitung, Festausgabe, 28.4.1928.

Württembergische Landesbibliothek Stuttgart:
Abteilung Mikrofilm, Z 65005: Gemeinde-Zeitung für die israelitischen Gemeinden Württembergs (erschien ab 1.4.1924 14-tägig; ab 1.4.1934 unter dem Titel: Jüdisches Gemeindeblatt; wurde eingestellt im November 1938). – Die Abkürzung GZtg wurde einheitlich für die gesamte Erscheinungszeit gewählt.

Material Frau Claudia Schroth, Esslingen:
Rothschild, Theodor: Erhaltung und Ausbau der Tradition des Israelitischen Waisenhauses „Wilhelmspflege", Esslingen a. Neckar, in den Vereinigten Staaten von Amerika. Rundschreiben, o. Datum (1938).
Material Dr. Peter Schulze, Hannover:
Schorsch, Emil: Schuljahr 1929/30. Bericht, ausgegeben in der Elternversammlung am 25.3.1930, Hannover.
Mündliche Auskünfte: Dr. Peter Schulze, Hannover, Mai 1998.

Festschriften

Festschrift aus Anlaß des 100jährigen Bestehens der israelitischen Waisen- und Erziehungsanstalt „Wilhelmspflege" in Eßlingen a.N. 1831-1931. Esslingen 1931.

Theodor Rothschild (1876-1944) zum Gedenken. Staatliches Waisenheim Esslingen, Theodor-Rothschild-Haus. Feierstunde am 15. November 1983. Esslingen Mai 1985.

Zeitschriften

Blätter für das Armenwesen. 62. Jg., Nr. 7 bis 9, 1909.

Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Jg. IX, Heft 1, Berlin 1899.

Mitteilungen der Pädagogischen Hochschule Esslingen, Sondernummer Februar 1982.

Württembergisches Schulwochenblatt, Nr. 30, 23.7.1910, Nr. 31, 30.7.1910, Nr. 32, 6.8.1910.

Literatur

Abraham, Michael: Hebräische Lesefibel, zugleich eine Vorstufe zur Tefilla kezara. Frankfurt am Main 9. Aufl. 1923. (Erstausgabe 1906).

Abraham, Michael/Rothschild, Theodor: Ausgewählte Stücke der hebräischen Bibel für den Übersetzungsunterricht mit Überschriften, Gliederungen und Anmerkungen und mit Wörterbuch, Grammatik und alphabethischem Wörterverzeichnis. Teil 1: Der Pentateuch. Ausgabe A: Text und Wörterbuch; Ausgabe B: Wörterbuch zu ausgewählten Stücken der hebräischen Bibel nebst grammatischen Tabellen und ausführlichem Wörterverzeichnis. Frankfurt 1911/1912, 4. Aufl. 1925.

Bollnow, Otto Friedrich: Die Pädagogik der deutschen Romantik. Stuttgart 3. Aufl. 1977.

Borst, Otto: Esslingen und die deutsche Lehrerbildung. In: Lehrerbildung in Esslingen 1811-1981. Mitteilungen der Pädagogischen Hochschule Esslingen, Sondernummer Februar 1982.

Conrad, Ernst: Psychologische Jugendpflege. Grundzüge, Wertgesichtspunkte, Beispiele. Göttingen 1926.

Däschler-Seiler, Siegfried: Auf dem Weg in die bürgerliche Gesellschaft. Joseph Maier und die jüdische Volksschule im Königreich Württemberg. Stuttgart 1997.

Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit. Band IV. Aufbruch und Zerstörung 1918-1945. München 1997.

Fleg, Edmond: Moses. Stuttgart 1948.

Flitner, Wilhelm: Ideengeschichtliche Einführung in die Dokumentation der Jugendbewegung. In: Kindt, Werner (Hrsg.): Dokumentation der Jugendbewegung. Bd. 2. Düsseldorf/Köln 1968.

Hagenmaier, Theresia: Der Begriff der Sachlichkeit in der Pädagogik Georg Kerschensteiners. In: Hagenmaier, Theresia/ Correll, Werner/Veen-Bosse, Brigitte van: Neue Aspekte der Reformpädagogik. Heidelberg 2. Aufl. 1968.

Hahn, Joachim: Jüdisches Leben in Esslingen. Geschichte, Quellen und Dokumentation. Esslinger Studien, Schriftenreihe Bd 14. Esslingen 1994.

Kohut, Adolph: Geschichte der deutschen Juden. Ein Hausbuch für die jüdische Familie. Berlin 1898.

Krieck, Ernst: Philosophie der Erziehung. Jena 1930.

Kroh, Oswald: Theorie und Praxis in der Pädagogik. Erfurt 1927.

Marx, Leopold: Jehoshua, mein Sohn. Gerlingen 1979.
Marx, Leopold: Gedichte. Gerlingen 1985.
Marx, Leopold: Franz und Elisabeth. Gerlingen 1989.

Petersen, Johannes: Licht- und Schattenseiten der Familienpflege. In: Blätter für das Armenwesen. 62. Jg., Nr. 7 bis 9, 1909.
Petersen, Johannes: Die öffentliche Fürsorge für die hilfsbedürftige Jugend. Leipzig 1907.

Petersen, Peter: Der Kleine Jena-Plan. Leipzig/Berlin 7./8. Aufl. 1936.
Petersen, Peter: Führungslehre des Unterrichts. Braunschweig 2. Aufl. 1950.

Prange, Klaus: Identität und Politik bei Ernst Krieck. Ein Beitrag zur Pathographie totalitärer Pädagogik. In: Herrmann, Ulrich (Hrsg.): Geschichte des Erziehungs- und Bildungswesens. Band VI: Die Formung des Volksgenossen. Weinheim/Basel 1985, S. 154-169.

Röder, Werner/Strauß, Herbert A. (Hrsg.): Biografisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933. Band I, München 1980.

Rothschild, Theodor: Bausteine. Zur Unterhaltung und Belehrung aus jüdischer Geschichte und jüdischem Leben. Neue Folge. Frankfurt am Main 1927 (Erstausgabe 1913).

Rothschild, Theodor: Jugendfürsorge. In: Württ. Schulwochenblatt Nr. 30-32, 1910.

Rothschild, Theodor/Feiner, Joseph/Gut, Elias (Hrsg.): Not und Hoffnung. Gedichtsammlung für jüdische Schulen. Leipzig 1936.

Schäfer, Eckhard: Übungs- und Versuchsklassen der Universität Tübingen an Volksschulen. Texte zur württembergischen Schulgeschichte 3/1991. (Pädagogische Hochschule Ludwigsburg).

Scharrelmann, Heinrich: Erlebte Pädagogik. Hamburg/Berlin 1912.

Schorsch, Emil: Die Lehrbarkeit der Religion. In: Pädagogische Untersuchungen. Hrsg. v. Professor Dr. Oswald Kroh, V. Reihe, Heft 2, Langensalza 1929.

Schorsch, Emil: Die zwölf Jahre vor der Zerstörung der Synagoge in Hannover. In: Richarz, Monika (Hrsg.): Jüdisches Leben in Deutschland. Bd. 3. Stuttgart 1982, S.183-188

Schulze, Peter: Heimat auf Widerruf. Jüdische Jugend in Hannover um 1930. In: „Mit 17..." Jugendliche in Hannover von 1900 bis heute. Begleitheft zur Ausstellung im Historischen Museum Hannover. Hannover 1997, S. 55-64.

Schweizer, Hans-Martin: Gewagte Aufklärung. Anfänge institutionalisierter Lehrerbildung in Esslingen. In: Mitteilungen der Pädagogischen Hochschule Esslingen, Sondernummer 1982, S. 39-74.

Schwenk, Bernhard: Das Herbartverständnis der Herbartianer. Weinheim 1963.

Strauss, Ludwig: Das verpaßte Verbrechen und andere Prosa. Aachen 1990.

Treitel, Leopold: Geschichte des israelitischen Schulwesens in Württemberg. In: Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Jg. IX, Heft 1, Berlin 1899, S. 51-65.

Von Weimar bis Bonn, Esslingen 1919-1949. Esslingen 1991.

Anhang 1

Emil Schorsch – Biographie

12.1.1899	geboren in Hüngheim/Baden
1907	Eintritt ins Waisenhaus Esslingen (zusammen mit Bruder Hugo, wegen Erkrankung der Mutter)
1915-1919	Ausbildung am Lehrerseminar Esslingen zum Volksschullehrer
1917-1919	Kriegsteilnehmer (Feldartillerist, Feld-Artillerie-Regiment 29)
bis 1921	Lehrer (?), Ergänzungsprüfung für das Universitätsstudium. Unter Einfluß seiner Fronterlebnisse entschließt sich Emil Schorsch, Rabbiner zu werden.
1922-1926	Jüdisch-Theologisches Seminar Breslau
1924/25	Promotion zum Dr. phil. bei Prof. Oswald Kroh, Universität Tübingen. Dissertation: Die Lehrbarkeit der Religion. Veröffentlicht in: Pädagogische Untersuchungen, V. Reihe, Heft 2. Langensalza 1929
28.12.1926	Heirat mit Fanny geb. Rothschild, Esslingen
8.1.1927	Anmeldung von Emil und Fanny Schorsch in Hannover, Wedekindstr. 5
Seit 1927	Zweiter Ortsrabbiner der Synagogen-Gemeinde Hannover: 5500 Mitglieder, davon fast ein Drittel Ostjuden. Schorsch widmet sich der Jugendarbeit, ist Leiter des Religionsunterrichts.
1927	Mitbegründer des Jüdischen Lehrhauses; Lehrtagungen in Hannover; Gründer eines Jugendheims; Dozent für jüdische Philosophie, Religion, Psychologie
17.2.1929	Geburt der Tochter Hanna
1933	Reise nach Palästina
1935	Präsident der Zion-Loge Hannover der B'nai B'rith, Mitglied im Allgemeinen Deutschen Rabbiner-Verband; Vorbereitungen für die Auswanderung
3.11.1935	Geburt des Sohnes Ismar
1937	Reise in die USA
Nov. 1938	Konzentrationslager Buchenwald (zehn Tage)

21.12.1938	Emigration mit Familie nach London (Besuchervisum durch Vermittlung des britischen Oberrabbiners); Studium an der Dolmetscherschule
März 1940	Emigration in die USA (Stellenvermittlungskomitee für emigr. Rabbiner)
ab Aug. 1940	Rabbiner in Pottstown/Pennsylvania
ab 1964	Rabbiner Emeritus Cong. Mercy and Truth; Schriftleiter der Gemeindezeitung
1982	Tod, Vineland, N.J. (USA)

Quellen:

Röder, Werner/Strauß, Herbert A. (Hrsg.): Biografisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933. Bd. I: Politik, Wirtschaft, öffentliches Leben. München 1980, S. 666.

Schorsch, Emil: Die zwölf Jahre vor der Zerstörung der Synagoge in Hannover. In: Richarz, Monika (Hrsg.): Jüdisches Leben in Deutschland. Stuttgart 1982, Band 3, S. 183-188.

Hahn, Joachim: Jüdisches Leben in Esslingen. Esslingen 1994, S. 343,469, 504.

Auskunft Dr. Peter Schulze, Hannover, Mai 1998.

Anhang 2

Aufsätze und Vorträge von und über Theodor Rothschild

Quelle für die Bibliographie der Aufsätze und Vorträge von und über Theodor Rothschild ist die *Gemeinde-Zeitung für die israelitischen Gemeinden Württembergs*, Israelitische Verlagsanstalt Stuttgart, 14tägig erscheinende Wochenzeitung ab 1924. Ab 1.4.1934 (14. Jg.) unter dem Titel: *Jüdisches Gemeindeblatt,* „Verbreitungsgebiet: Württemberg. Angemeldet beim Sonderbeauftragten des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda betr[effs] Überwachung der geistig und kulturell tätigen Juden im deutschen Reichsgebiet." Eingestellt im November 1938.
In die Bibliographie wurden Aufsätze und Vorträge aufgenommen, die als Vollabdruck (Va), Zusammenfassung (Zsf), Hinweis ohne Abdruck (Hw) erscheinen. Die Bibliographie ist chronologisch geordnet.

15.7.1924, S. 53: „Stand der jüdischen Jugendbewegung in Württemberg" (Hw); gehalten in: Landesverband der jüdischen Jugendvereine Württembergs.

15.11.1924, S. 131: „Das Arbeitsprinzip im Religionsunterricht" (Hw); gehalten in: Mitgliederversammlung des Vereins der israelitischen Lehrer und Vorsänger in Württemberg.

1.10.1926, S. 276: „Jüdische Jugend" (Hw); gehalten in: Berthold Auerbach-Verein, Stuttgart.

16.8.1927, S. 306: „Der Hebräischunterricht und Neuerscheinungen auf diesem Gebiete" (Zsf); gehalten in: Mitgliederversammlung des Vereins Israelitischer Lehrer in Württemberg.

1.12.1927, S. 527: „Die Arbeit in den Jugendbünden" (Zsf); gehalten in: Delegiertentagung des Landesverbands der jüdischen Jugendvereine Württembergs.

1.1.1928, S. 585-591: „Die Arbeit in den Jugendbünden" (Va); gehalten in: siehe 1.12.1927.

16.3.1929, S. 313 f.: „Unsere Sorgenkinder" (Va).

1.5.1929, S. 45: „Der Sabbath in der unterrichtlichen Behandlung" (Zsf); gehalten in: 5. Ferienfortbildungskurs für die Rabbiner und Lehrer Württembergs.

16.9.1929, S. 463 f.: „Die praktische Auswertung der psychologischen Vorträge von Herrn Dr. Conrad für unseren Religionsunterricht" (Zsf); gehalten in: Mitgliederversammlung des Vereins Israelitischer Lehrer in Württemberg.

16.6.1930, S. 69: „Berufswahl" (Zsf); gehalten in: Verein zur Förderung des Handwerks und des Gartenbaus unter den Israeliten in Württemberg.

16.7.1930, S. 89: „Zusammenschluß der jüd. Handwerker in Württ." (Hw); gehalten in: Gründungsversammlung „Verein jüdischer Handwerker".

1.9.1930, S. 115 f.: „Grenze und Aufgabe der jüd. Jugendbewegung" (Va) als Titelartikel in der Sondernummer zur Jugendbewegung.

1.10.1931, S. 134-140: „Aus der Geschichte des Waisenhauses" (Va).

1.12.1931, Beilage S. VII: „Der Verein israelitischer Lehrer in Württemberg" (Va).

1.4.1932 und 16.4.1932, S. 1-3 und S. 12 f.: „Unsere Kinder" (Va der Festansprache zur Hundertjahrfeier des Waisenhauses).

1.11.1932, S. 153: „Jugendarbeit, Probleme jüdischer Gemeinschaftsarbeit" (Zsf); gehalten im Auftrag des Israelitischen Gemeindevorsteheramts, Stuttgart.

14.1.1934, S. 182: „Die jüdische Schule in Stuttgart" (Va).

1.3.1934, S. 211: „Die jüdische Schule in Stuttgart" (Zsf); gehalten in der Gemeindeversammlung am 17. Februar 1934.

1.6.1934, S. 44: „Das Wesen der jüdischen Schule" (Hw; siehe Va am 1.7.37); gehalten in: Mitgliederversammlung des Vereins Israelitischer Lehrer in Württemberg.

16.10.1934, S. 115 f.: „Die religiöse Erziehung des jüdischen Kindes" (Zsf); gehalten in: Verein „Freunde der jüdischen Schule", Stuttgart.

16.1.1936, S. 157: „Anstaltsdirektor Theodor Rothschild 60 Jahre alt“ (Va).

1.7.1937, S. 52 f.: „Das Wesen der jüdischen Schule“ (Va); gehalten in: Verein „Freunde der Jüdischen Schule“, Stuttgart.

1.10.1931, Sondernummer „Hundert Jahre Esslinger Waisenhaus“
S.133: „Zur Hundertjahrfeier des Eßlinger Waisenhauses“ (Va).
S. 133 f.: Bezirksrabbiner Dr. Aron Tänzer, Göppingen: „Zur Entstehungsgeschichte des Israel. Waisenhauses“ (Va).
S.141: „Oberlehrer Theodor Rothschild“ (Va).
S. 142-144: Hans Sternheim: „Ein Nachmittag im Waisenhaus“ (Va).
S. 144 f.: Siegfried Weil, Lehrer: „Waisenhaus und Berufswahl“ (Va).

1.6.1934, S. 44: Fritz Samuel, Lehrer (Isr. Waisenhaus Eßlingen): „Die Unterweisung in jüdischer Lebensführung“ (Hw); gehalten in: Mitgliederversammlung des Vereins Israelitischer Lehrer in Württemberg.

1.4.1935, S. 3 f.: Rabbiner Dr. Emil Schorsch (Hannover): „Die jüdische Schule als Heimat der jüdischen Seele“ (Va).



Der Serviettenring Theodor Rothschilds
mit der hebräischen Inschrift: Jerusalem
ist im Stadtmuseum Esslingen am Neckar ausgestellt

„Theodor Rothschild wurde am 22. August 1942 als einer der letzten jüdischen Esslinger deportiert. Kurz vor seiner Abreise begegnete er einem alten Freund, dem Esslinger Lehrer Christoph K. Wie K. erzählte, versuchte Theodor Rothschild aus Rücksicht auf seinen Freund, die Begegnung zu ignorieren. Doch dieser trat auf ihn zu, um ihn ein letztes Mal zu umarmen. Dabei gab Theodor Rothschild seinem Freund diesen Serviettenring, den er als Rest seiner Habe in der Tasche mit sich führte."

Quelle: Stadtmuseum Esslingen am Neckar

Chaja-Jetti Fern-Wollach

Der Glaube im Leben Theodor Rothschilds

Reminiszenzen aus Esslingen

Wer sich mit dem Leben von Theodor Rothschild – wie es sich in seinen Schriften und in seinen Briefen widerspiegelt – beschäftigt, kommt nicht mehr von ihm los. Besonders die Briefe, die er zwischen 1938 und 1941 an seine in die USA emigrierten Kinder aus der Not geschrieben hat und die dennoch stets Zuversicht ausdrücken, konnte ich nicht lassen, bis ich sie mit einem gewissen Unmut fertig gelesen hatte. Es ist der Unmut, der uns Menschen rührt, wenn wir uns einem jener Gerechten gegenüber sehen, die wegen ihres tiefen Glaubens Böses erleiden müssen.

Die Briefe, die Theodor Rothschild an seine Kinder schreibt, fangen im Monat AW (Juli) des jüdischen Kalenders an. Das jüdische Datum ist jeweils sowohl nach der christlichen als auch der jüdischen Zeitrechnung am Anfang eines jeden Briefes angegeben. Es ist dies auch heute eine Selbstverständlichkeit für einen in seinem Glauben verwurzelten Juden.

AW ist der jüdische Monat, in dem der Jude wegen der Zerstörung des Tempels trauert und deshalb fastet. Nach der Überlieferung der Gemara (Teil des Talmuds) ist sowohl der erste, als auch der zweite Jerusalemer Tempel in diesem Monat zerstört worden.
AW ist aber auch der Monat der Wonne und der Freude – ein Monat, in dem die jüdischen Mädchen, weiß gekleidet, in den Weinbergen tanzen. Es ist ein Freudenfest der in Israel beginnenden Traubenlese.

Die unmittelbare Nähe von Trauer und freudiger Zuversicht ist für die jüdische Tradition charakteristisch, und Theodor Rothschild lebt diese symbiotische Beziehung aus. Als Lehrer fühlt er sich berufen, seine Schüler, die er wie eigene Kinder betrachtet, liebevoll zu unterweisen. Er schreibt für sie Lehrbücher . „Bausteine" der deutschen Literatur, aber auch der jüdischen Religion. Eins seiner Bücher heißt schlicht „Not und Hoffnung". Es hätte auch „Trauer und Freude" heißen können. Ein nicht besonders gelungener Titel, und doch einer, der die Gegenpole jüdischen Lebens zum Ausdruck bringt. Diese Gegenpole spiegeln auch jene Gedichtsammlung für jüdische Schulen wider, die er 1936 gemein-

sam mit zwei anderen jüdischen Pädagogen herausgegeben hat.[1] Zwischen diesen Polen bewegen sich auch die Briefe, die Theodor Rothschild in den drei schicksalhaften Jahren 1938 bis 1941 geschrieben hat: die Not des deutschen Juden, der nicht willens ist, seine Heimat und seine Landsleute aufgrund des erlittenen grausamen Schicksals zu beschuldigen; aber auch die Hoffnung, die den deutschen und gläubigen Juden beseelt, wenn er aus seiner Religion schöpft.

Am Anfang des Buches „Not und Hoffnung" steht ein Zitat von Johann Gottfried Herder: „So will ich denn des Lebens mich zu freuen, in Not getrost, in Hoffnung glücklich sein." Es ist dies kein zufälliges Leitmotiv des Buches. Die Auswahl der Gedichte steht hier für ein Erziehungsprogramm, ein Lebensideal. „Die jüdische Dichtung war seit den Tagen der Psalmisten und der Verkündigungen der Propheten ein Quell der Erhebung in Leid und Not", so schreiben die drei Herausgeber in der Einleitung zu ihrem Lehrbuch. Hier werden ungebrochene jüdische Tradition der Überlieferung und das Fortbestehen der religiösen Tradition offenbar.
Das Inhaltverzeichnis des Buches ist aufschlußreich. Johann Gottfried Herder, Heinrich Heine, aber auch Dichter wie Richard Beer Hoffman und Karl Wolfskehl sind angeführt. Jehuda Halewi, der im 12. Jahrhundert in Spanien seine Sehnsucht nach Zion zum Ausdruck bringt, ist ein weiterer Zeuge für das spezifisch jüdische Schicksal – eine Geschichte der Vertreibung, aber auch der Erbauung.

Allein die Sehnsucht, das Gebet, die Sprache bleiben für alle gleich. Diese Einstellung findet sich bei den Psalmisten ebenso wie bei dem Esslinger jüdischen Pädagogen Theodor Rothschild als ein Leitfaden des eigenen Selbstverständnisses. In dem hebräischen Wörterbuch[2], welches Theodor Rothschild gleichfalls für die Schule herausgegeben hat, schreibt er in der Einleitung:„Die zum Erlernen der Ursprache der jüdischen Religion nötigen Worte sollen jedem geläufig sein." Auch die Briefe, die er schreibt, sind ständig begleitet von Begriffen aus der hebräischen Sprache und Liturgie. Es sind Begriffe, die Theodor Rotschild seinen Schülern, aber auch seinen Kindern in den Vereingten Staaten nahe wissen wollte.

---

[1] Feiner,/Gut, Elias (Hrsg.): Not und Hoffnung. Leipzig 1936.
[2] Abraham, M./Rothschild Theodor (Hrsg.): Wörterbuch zu ausgewählten Stücken der hebräischen Bibel. Frankfurt am Main 1929.

Es sind Begriffe, die auch für die Predigten an den jeweiligen Schabbat-Gottesdiensten in Esslingen (und später in Stuttgart) unabkömmlich waren – Gottesdienste und Gebete, die in der „geliebten Gebetsstube" im Esslinger Waisenhaus stattfanden. Es waren Bibelstellen und Psalmen, die alljährlich in feststehender Abfolge gesprochen und gesungen wurden.

Die Psalmisten beweinten ihr Schicksal von den Ufern der babylonischen Flüsse Euphrat und Tigris aus, Theodor Rothschild aber schreibt vom Ufer des Neckarflusses: „Die rauhe Wirklichkeit traf uns in ihrer vollen Schwere. ...nun weiss ich um des Jude Seins."
Dies schreibt er, als die Auswanderung aus Deutschland endgültig verboten ist.

Nur ein traditionsbewußter Jude kann so konsequent von der Religion schreiben, wie es Theodor Rothschild in seinen Briefen an seine Kinder tut. Er schreibt von der umliegenden, geliebten Natur, die ihm Lebenskraft spendet und ihn genauso beflügelt wie die Religion, die seinen Alltag diktiert und seinen Lebensrhythmus vorschreibt. Ein jüdisch orthodoxer Schwabe, wie es Theodor Rothschild gewesen ist, stellte keine Besonderheit dar, er war vielmehr ein Vertreter des schwäbischen Judentums par excellence.
In seinem Brief vom 10. Oktober 1939 schreibt Theodor Rothschild von der Synagoge: „Es ist ein Raum, nach dem ich jeden Schabbat Heimweh habe. Ich lese immer mein Siddur [Gebetbuch] und besinne mich, was ich dazu sagen könnte." Im Anschluß an jede Haftara [Wochenabschitt] spricht nämlich Theodor Rothschild zu seinen Freunden in der Gemeinde. Und in einem anderen Brief schreibt er von der „alten und ewig jungen Hagada", die zu Ostern gelesen wird.
Gottesdienste, Andachten, Feiertagsvorbereitungen sind Bestandteile seines aktiven und erfüllten Lebens. Für Skepsis und Mißtrauen ist kein Raum vorhanden.

Als ich die Briefe Theodor Rothschilds zum ersten Mal las, dachte ich, er habe Vorsichtsmaßnahmen unternommen, und deshalb bliebe oft jenes ausgespart, was die schwere Zeit ausmachte. Aber nun denke ich, dies beruht auf seiner Überzeugung, daß Gott einen gläubigen Menschen nicht darben läßt. Der Glaube an die Gerechtigkeit Gottes läßt Rotschild auch an dessen Schöpfung glauben – glauben an den Mitmenschen als Ebenbild Gottes.



Die ehemalige Esslinger Synagoge (Im Heppächer 3)

Thomas Schild

Theodor Rothschild, das Waisenhaus und die Synagoge in Esslingen

Wo Leben den Kindern zur Hölle wird,
muß Schule ihnen zum Himmelreich werden![1]

Der Esslinger „Rabbi" in Theresienstadt

Nach Theresienstadt Deportierte, die mit ihm zu tun hatten, nannten Theodor Rothschild aus Bewunderung und liebevollem Respekt „Raw"; sie sprachen also vom „Rabbi". Er kümmerte sich in diesen beiden Jahren bis zu seinem Tod mit all seiner ihm zur Verfügung stehenden Kraft und Energie um die Trostlosen, an Seele und Leib Leidenden, um die Lebensmüden und die zum Lebensende Verdammten. Er sprach mit den Mitgefangenen, hörte sie an, beriet sie, spendete ihnen Trost, betete mit ihnen, begleitete sie beim Sterben. Sie alle wußten, daß er kein Rabbiner war – um so höher ist darum diese Ehrenbezeugung einzuschätzen. Offiziell hatte er Aufgaben in der Verwaltungsarbeit übernommen, kümmerte sich um die Aufnahme und den Transport von Kranken ins „Hospital".

Nahezu fünf Jahrzehnte lang hatte er sich der Erziehung jüdischer Kinder und Waisen gewidmet; alle Kraft dieses Lehrers, Fürsorgers, Erziehers und Heimleiters hatte ihnen gegolten; der Praktiker beschäftigte sich auch theoretisierend mit ihnen als gesuchter „sach"kundiger Redner und erfolgreicher Schriftsteller. Der langjährige Vorsitzende des Vereins israelitischer Lehrer in Württemberg und des „Landesverbandes der Jüdischen Jugendvereine Württembergs", der Leiter des Esslinger „Jüdischen Jugendbundes" war zugleich eines der aktivsten Gemeindeglieder in der Esslinger Synagoge, ihr Chasan, liturgischer Vorbeter und ihr Vorsitzender. Er war Schriftgelehrter und Menschenkenner, Prediger und Kantor, praktischer Theologe und gläubiger Erzieher. Der Patriot verehrte die deutsche Kultur, ihre

[1] Das Motto dieses Ausatzes paraphrasiert einen Satz von Theodor Rothschild aus seinem Artikel „Jugendfürsorge". In: Württ. Schulwochenblatt Nr. 32 (1910), S. 251.

Aufklärung, die Klassik und Romantik, verstand in ihren Tiefen die Traditionen der jüdischen Welt. Er gehörte ja zu beiden – ganz: Er lebte die Symbiose des Deutschen und Juden, schöpfte alle Kraft aus seinem Glauben, um den ihm anvertrauten Kindern Vertrauen in sich wie in ihre Zukunft einzupflanzen. Beide Kulturkreise verschmolzen bei ihm in einen Horizont, der die Form einer Ellipse annahm: In und mit seiner Person umfaßte er deren beiden Brennpunkte. Der gebürtige Buttenhauser glaubte, lebte und arbeitete als Jude; diese beiden Grundelemente seiner Identität weiteten den Horizont, sie vertieften das Wissen dieses Thora- und Talmud-Gelehrten, das er seinen Kindern und seinem Kollegium „verdolmetschte“[1] und mit ihnen lebte. Dieser bedeutende Pädagoge Esslingens schöpfte seine Kraft und Energie – und er brauchte viel, sehr viel davon – aus dem tiefen Brunnen der Vergangenheit seines Volkes und dessen Religion – und gab sie als Lebenselixier den Kindern zur Erfrischung ihres Lebensmutes und zur Stärkung ihrer Identität weiter. Und einmal mehr wurde jenes alte Kapitalverbrechen an den Juden begangen, erneut eines der zentralen Tabus aller Kulturen zwanghaft an ihnen wiederholt, dessen sie so oft bezichtigt wurden: Nochmals wurde dieser Brunnen vergiftet – diesmal so systematisch, so abgrundtief, so ätzend, daß nahezu alle, die daraus getrunken hatten und sich wieder und wieder hatten erfrischen und stärken können an seiner reichen Quelle, daran zugrunde gingen.

Theodor Rothschild war einer der großen Brunnenmeister der schwäbisch-jüdischen Kultur; seine Deportation ins Vernichtungslager machte gerade diesen Mann zum letzten Vertreter einer großen Tradition und Kunst, der alles daran gesetzt hatte, daß die Kette dieser Bau- und Brunnenmeister in jener ihrer Symbiose wegen der tatsächlich unvergleichlich großen Kulturstiftung nie hätte abreißen dürfen.

Versuchen wir, diesen großen Horizont des jüdischen Lehrers, des frommen Heimleiters, des praktischen Gemeinde- und Gottesdienstleiters in den Blick zu bekommen; schauen wir hinab in den tiefen Brunnen, der – vor Jahrtausenden angelegt – mit seiner nicht versiegenden Quelle die hohe Bedeutung der Synagoge und der Schule zu speisen vermochte. Dadurch war ein unverwechselbarer Garten inmitten der europäischen, vor allem jedoch deutschen Kulturlandschaft entstanden. Wichtige Ableger seiner Pflanzen konnten gerade in

[1] „Dolmetschen“ leitet sich etymologisch von „Talmud“ ab.

Esslingen, schon im Hochmittelalter, und wieder vom Beginn des letzten Jahrhunderts an erneut Wurzeln schlagen und Pflanzen bis in die Zeit des Nationalsozialismus hervorbringen. Als sie in voller Blüte standen, wurden sie wie Unkraut ausgerottet. Aus der Oase wurde barbarische Wildnis. Die Kulturlandschaft ist seither verödet. Solange die Wiederbelebung dieses Geistes nicht glückt, leidet die gesamte Umwelt, sie nimmt nicht nur monokulturelle Züge an, ihr verarmter Bestand erweist sich auch weniger stabil, wird anfälliger für Störungen: Das Klima verändert sich zuungunsten der darin Lebenden.

Würde jener Geist, der die „Wilhelmspflege" auszeichnete, mit dem einer fortschrittlich-„liberalen" Pädagogik bezeichnet – wies sie doch weit über ihre Zeit hinaus –, griffe dies dennoch zu kurz. Seine ihn charakterisierende Unverwechselbarkeit verdankte er einem Denken, das weit zurückreicht zu den Wurzeln, aus denen der Waisenhausleiter Theodor Rothschild wie seine Vorgänger seine eigene Energie und seine Überzeugungskraft gewann: dem gelebten jüdischen Glauben. So schrieb er: „Die Anstalt hat ihren besonderen Stolz immer darin gesehen, ein jüdisches Erziehungsheim zu sein und die Kinder zwanglos und unaufdringlich mit dem religiösen Geist eines jüdischen Hauses zu erfüllen."[1] Angeleitet durch fach- und sachkundige Erzieherinnen und Erzieher sollte in den Kindern nicht nur „das Verständnis der Gottesdienste im stimmungsvollen Betsaal, der religiösen Feiern im Hause der besonderen Weihe, welche die Religion gewissen Tagen verleiht"[2], vermittelt werden. Derartiges Verstehenlernen seitens der Kinder genügt der jüdischen Religion jedoch nie, geht es ihr doch stets um deren „aktive Teilnahme bei der Gestaltung" des Sabbats und der religiösen Festtage. Das Selbstverständnis synagogaler Gottesdienste verlangt von allen Besuchern „die Mitwirkung am Gottesdienst in besonderem Maße"[3].

Um den Kindern „die Quelle religiöser Gesinnung"[4] zu erschließen, lag daher ein gewichtiger Schwerpunkt einerseits auf dem schulischen Unterricht in der Religion und in der hebräischen Sprache, aber auch im Er-

[1] Festschrift aus Anlaß des 100jährigen Bestehens der israelitischen Waisen- und Erziehungsanstalt „Wilhelmspflege" in Esslingen a. Neckar (1931), S. 33.
[2] Ebenda.
[3] Ebenda.
[4] Ebenda, S 34.

lernen liturgischer Gesänge; andererseits sollte das gesamte Anstaltsleben von diesem Glauben stiftenden Geist geprägt sein, denn „das religiöse Leben in der Anstalt birgt ein kostbares Erziehungsgut in sich. Ist doch echte Religiosität eine Vorbedingung und der wertvollste Baustein für jegliche Erziehung."[1] Dem Unterricht, zumal der religiösen Unterweisung, ging es um „die Anregung der religiösen Gefühle, die Eindrücke auf die innere Regsamkeit, die Veranlassung der religiösen Erlebnisse. Es gilt nirgends mehr als hier, den richtigen Gemüts- und Stimmungsboden der Kinder zu schaffen."[2] Rothschilds Wünsche für die Kinder intakter Familien galten genauso den Waisenkindern: Die Vermittlung von „Liebe und Freude an jüdischem Leben" solle „ihr leuchtend Auge schauen lassen das unbegrenzte Meer der göttlichen Liebe und der göttlichen Vorsehung, die sich auch in Israels Geschicken widerspiegeln, und sie ahnen lassen den beispiellosen Kampf, den unsere Vorfahren für ihre Religion haben dulden und kämpfen müssen."[3]

Jüdische Schule und Synagoge: ein institutionalisierter Zusammenhang

Vom Anfang seiner Regierungszeit hatte sich Wilhelm I. – er war von 1816 bis 1864 König von Württemberg – der Einrichtung eines alle Stände des Landes umfassenden Schulwesens gewidmet. Bevor 1836 endlich das Volksschulgesetz erlassen werden konnte, hatte er acht Jahre zuvor ein „Gesetz in Betreff der öffentlichen Verhältnisse der Israeliten" unterzeichnet. So restriktiv dessen Charakter auch war, legte es dennoch den Grundstein für die bürgerliche Integration der Juden und wurde für sie zum Entrée-Billet in die neue bürgerliche Gesellschaft – unter Beibehaltung ihrer eigenen Religion. Mit ihm war das „Schutzjudentum" in Württemberg aufgehoben, nunmehr wurde den Juden ein – wenn auch eingeschränkter – Untertanenstatus eingeräumt.

Das Gesetz ordnete konsequenterweise auch das Schulwesen mit dem Ziel, die Juden ab jetzt zu ordentlich-verläßlichen Staatsbürgern zu erziehen. Dies schloß mit ein, daß sie alle Handwerke erlernen durften, um die legale Voraussetzung einer eventuellen Ausübung zu besitzen.

---

1 Festschrift, S. 33f.
2 Rothschild, Theodor: Bausteine, Frankfurt/M. 1927, S.1.
3 Ebenda.

Bislang war die Ausbildung jüdischer Kinder davon abhängig, inwieweit ihre Eltern und die Gemeinden, in denen sie lebten, bereit und finanziell fähig waren, in privater Initiative Wanderlehrer in ihre Städtchen und Dörfer zu holen. Für diese wurde dann in Privathäusern oder, soweit vorhanden, in Synagogen eine Lehrstube eingerichtet, der *Cheder*. Hier wurde den Kindern Hebräisch beigebracht; Bibelworte, vor allem aus den Psalmen, waren auswendig zu lernen. Wenn es hochkam, konnten einige von ihnen später Ausschnitte des Pentateuch, der fünf Bücher Mose, der *Thora*, übersetzen. Dazu kam das Erlernen von „deutsch-jüdischen Schriftzeichen", das Lesen eines deutsch-jüdischen, mit hebräischen Buchstaben geschriebenen Dialekts, der dem Jiddischen verwandt war. Die Sprache der sie umgebenden Mehrheit beherrschten sie allerdings meist ungenügend; wenn sie diese einigermaßen sprechen konnten, so wußten sie noch lange nicht, sie auch zu schreiben.

Dem Gesetz von 1828 war bereits 1810 in der „Evangelischen Schulordnung" die Gründung eines „Hauptschullehrer-Seminars" in Esslingen vorausgegangen, wo junge Männer zu Staat und Kirche treu ergebenen Diener herangezogen werden sollten. Bereits zehn Jahre nach seiner Gründung sprang das konfessionell so streng gebundene evangelische Seminar über seinen Schatten, ließ es ab 1820 doch auch die Aufnahme jüdischer Zöglinge für deren neue Volksschulen zu. Bevor es entsprechende gesetzliche Regelungen gab, wurde dann 1824 in Esslingen auch eine Jüdische Volksschule gegründet, die der dritte jüdische Hauptlehrer-Seminarist Leopold Liebmann (1805-1893) leitete. Er wurde 1842 zudem erster Heimleiter des in Esslingen gegründeten israelitischen Waisenhauses.

Mit dem Gesetz von 1828 war der jüdische Lehrer vollends zum „Schriftgelehrten" im doppelten Sinn geworden: Er hatte den Kindern *Schrift* beizubringen, die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben, und sie zugleich in *der* Schrift zu unterrichten, indem er mit ihnen die Bibel las und sie ihnen auslegte. Letztgenannte Funktion hatte er auch gegenüber den erwachsenen Gemeindeglieder auszuüben, denn der aufgrund jüdischer Initiative entstandene Artikel 53 jenes Gesetzes hatte eine Besonderheit vorgesehen: Die Aufgabe des jüdischen Lehrers wurde mit dem Amt des Chasan gekoppelt. Dieser ist der Liturg, der Vorbeter und Vorsänger, meist auch der Prediger des Synagogengottesdienstes. Damit übernahm der Lehrer auch innerhalb der Gemeinde religiöse Führungs-

funktion, wird also auch für die Erwachsenen zur Autorität in Religionsfragen. Im Unterschied zu den christlichen Kollegen blieben die jüdischen Lehrer bis zur Jahrhundertwende zwar immer in der untersten Besoldungsklasse, in der Gemeinde waren sie jedoch dem Ortsgeistlichen nicht nachgeordnet, also nicht lediglich zur Ausführung von Hilfsfunktionen wie des Kantorenamts oder des Mesnerdienstes abgestellt.

In dieser Doppelfunktion des Lehrers wie des Chasan waren in Esslingen ab 1824 Leopold Liebmann (1805-1893), ab 1873 Leopold Stern (1845-1899) sowie ab der Jahrhundertwende Theodor Rothschild (1876-1944) tätig. Wohl noch intensiver wie kreativer versuchte er, die ihm anvertrauten Kinder und Jugendlichen im Unterricht, im Heimleben, in der religiösen Lebenspraxis wie im Gottesdienst zu seiner eigenen Quelle heranzuführen, aus der heraus er Kraft zum Leben und zur Identität schöpfte: die Religion in allen ihren stärkenden Dimensionen – eine Quelle, die gespeist wurde aus dem Leben in der Synagoge, aus der eigenen Lebensführung, die sich an den Weisungen der *Thora* und deren lebenspraktikablen Deutungen des *Talmud* orientierte.

Die Esslinger Synagoge: Tempelerinnerung im Heppächer

Das heute als „Galerie im Heppächer" bekannte spätmittelalterliche Fachwerkhaus wurde erst vierhundert Jahre nach seiner Errichtung ab 1819 *Synagoge* der israelitischen Gemeinde in Esslingen. Zwar wurde das Gebäude während des Reichspogroms vom November 1938 nicht angezündet, aber seine gesamte Inneneinrichtung, soweit die Täter sich ihrer zu bemächtigen vermochten, wurde herausgerissen, auf die Straße geschleift und an der Kreuzung „Im Heppächer" und Urbanstraße verbrannt. Dies war erst der Beginn ihrer Zerstörung. Um die Synagoge zum „Haus der Hitlerjugend" umfunktionieren zu können, wurde das Gebäude noch viel schlimmer demoliert: Nur die tragenden und miteinander verbundenen Balken des Fachwerks ließ man stehen, ansonsten blieb kein Stein auf dem anderen, denn alles Füllmaterial wurde herausgebrochen und abtransportiert, um durch eigens herbeitransportiertes Steinmaterial ersetzt zu werden; die in den ersten Stock führende Treppe versetzte man um einen Meter, Wände wurden herausgebrochen. Tatsächlich sollte auch nicht das kleinste Detail an die seitherige Verwendung des Gebäudes erinnern: Die psychopathische Gestörtheit des rassisch und kulturell sich so überlegen wähnenden Wahns der

Nationalsozialisten hätte sich nicht deutlicher manifestieren können als in solch hochgradiger Berührungsangst.

1806 hatten sich fünf, aus Wankheim bei Tübingen stammende, jüdische Familien in Esslingen niederlassen können, da sie mit einem sogenannten *Schutzbrief* des württembergischen Königs ausgestattet waren. Warum sie erst dreizehn Jahr später hier ihre Synagoge einrichten, hatte verschiedene Gründe:
Das wenige Geld, das die paar Familien erübrigen konnten, wurde für andere lebensnotwendige Dinge gebraucht: Binnen eines Jahres erwarben sie von der Stadt vor dem damaligen Äußeren Beutau-Tor – an der heutigen Krummenackerstraße – zunächst ihren eigenen Friedhof, gleich darauf an der von der Ritterstraße über den Neckar-Kanal zur Maille führenden „Schwätzbrücke" ein altes Häuschen, um es zu einer *Mikwe* umbauen zu können, zu einem Tauchbad.

Beide Erwerbungen standen im Dienste besonders verdienstlicher Erfüllungen ein und derselben *Mizwa*, einer dem Leben dienenden religiösen Pflicht: der kultischen Reinheit. Tote gelten – wie ihre Ruhestätten – als rituell unrein, weshalb die Angehörigen der israelitischen Religion möglichst bald Ausschau halten nach einem geeigneten Platz für ihren Friedhof. Wegen seiner Unreinheit muß er stets außerhalb des umgrenzten Stadtgebiets liegen. In der Mikwe wird rituell Unreines durch mindest dreimaliges, völliges Untertauchen in natürlich gesammeltes Wasser in reinen Zustand versetzt: Frauen suchen nach der Menstruation, vor der Hochzeit und nach der Geburt eines Kindes die *Mikwe* auf, auch Männer reinigen sich am Abend vor dem Sabbat rituell. Selbst unrein gewordene Gebrauchsgegenstände können im Bassin der Mikwe eingetaucht werden. Es geht dabei nicht um physisch-materielles Säubern von Schmutz – dies wird als bereits stattgefunden vorausgesetzt –, sondern um dessen rituelle Ergänzung und spirituelle Vollendung.

Erst nachdem die Voraussetzungen ritueller Reinheit für die Gemeindeglieder geschaffen waren, konnte die Gemeinde an den Bau bzw. den Erwerb einer *Synagoge* und deren Einrichtung gehen.

In ihren ersten vier Jahren in Esslingen waren den jüdischen Familien regelmäßige Gottesdienste gar nicht möglich, noch nicht einmal, weil es keine entsprechenden Räumlichkeiten gab – hatte die Gemeinde doch sogleich „ein Wohnzimmer in einem bürgerlichen Haus" angemietet und „notdürftig zu seinem Zweck eingerichtet": als Betsaal, von dem wir bis

heute nicht wissen, wo er sich befand –, sondern weil der *Minján* nicht erreicht war, jene zur Gottesdienstfeier erforderliche Mindestanzahl von zehn über dreizehn Jahre alten männlichen Teilnehmern. 1819 war jedoch der Mietvertrag für den Betsaal nicht mehr verlängert worden, und ein anderer Raum ließ sich zur Miete deshalb nicht finden, „weil nicht jedermann die mit unserem Gottesdienst verbundenen Gebräuche angenehm sind“[1]. Also mußte sich die nunmehr zahlenmäßig gewachsene Gemeinde zu einer außerordentlich schwierigen Entscheidung durchringen: Sie hatte für ihre Gottesdienste ein Haus zu erwerben, was für sie mit einer kaum verkraftbaren finanziellen Belastung verbunden war. Der Erwerb eines Grundstücks sowie die Planung und Durchführung eines Neubaus standen ohnehin völlig außer Betracht. So war es wagemutig genug, als die Gemeinde von privater Hand jene „zweystokigte Behausung auf'm Heppächer und ein zweystokigtes Nebengebäude“[2] für 1650 Gulden erwarb: das ehemalige Zunfthaus der Schneider.

Gotteshaus, Lehrstätte und Kulturzentrum: die Synagoge

Erste Synagogen dürften in Babylon entstanden sein, wohin die meisten Einwohner Judas 587 v. Chr. nach der Zerstörung ihres Landes, der Hauptstadt Jerusalem und des Tempels deportiert worden waren. Nach ihrer Heimkehr entstanden auch hier wie in der Diaspora Synagogen. Das griechische Wort *Synagoge* trifft die Bedeutung des hebräischen *bet (ha-)knesset* genau: Es ist ein *Haus der Versammlung.* Im Unterschied zum Tempel, dessen Innenhöfe und wichtigsten Räume allein Priestern und Leviten vorbehalten waren, durften alle die Synagoge aufsuchen – gleichgültig, ob Mann oder Frau. Hier konnten sie in einen direkten Dialog zu Gott eintreten, bedurften nicht länger der Vermittlung durch einen Priester.
So ist die Synagoge zunächst *überdachter Versammlungsplatz*, dann *Stätte des Gebets*, bald jedoch auch *Ort der Lehre* und *Raum des Studiums* der Thora und des Talmud, ihres großen antiken Kommentarwerks. Damit wird die Synagoge auch zum *bet midrasch*, zum *Lehrhaus.*

[1] Alle Zitate entstammen dem 1820 erschienenen „Bericht der jüdischen Gemeinde“ (vgl. Hahn, Joachim: Jüdisches Leben in Esslingen. Esslingen 1994, S. 36).
[2] Zitat aus dem Kaufvertrag (ebenda, S. 39).

In der Diaspora, im Mittleren Osten wie in den Gebieten um das Mittelmeer, seit der Zeitenwende auch in den römischen Provinzen nördlich der Alpen, wo immer eben Juden in fremder Umgebung als Minderheit leben, nimmt die Bedeutung der Synagoge zu – dient sie jetzt doch auch als *Kulturzentrum*, ja als *Treffpunkt*, mit ihren Nebenräumen mitunter sogar als *Herberge* für durchreisende Juden.

Bereits im Tempel gab es die *esrat naschim*, den Frauenbereich, allerdings war in den Synagogen anfangs kein eigener Raum für sie vorgesehen – sie saßen im hinteren Teil des Betsaals, lediglich durch einen Vorhang vom Männerbereich getrennt. Später erst wurden eigens Anbauten an die Synagoge für sie errichtet – durch Fenster konnten sie dann dem Gottesdienstgeschehen folgen; in der Barockzeit kommen Galerien und Emporen für sie auf.

Wo und wann immer in der Welt eine Synagoge gebaut wird, geschieht dies in Erinnerung an den Tempel in Jerusalem, um so mehr als ja auch der nach dem Babylonischen Exil (586 - 538 v. Chr.) wiederaufgebaute und später durch Herodes prachtvoll renovierte Tempel von den Römern im Jahr 70 n. Chr. erneut dem Erdboden gleichgemacht worden war.

Konkret wie symbolisch wird dieser Bezug vielfältig hergestellt:
Die ersten Synagogenbauten zeigten mit ihrer Eingangsseite nach Jerusalem, später war eine Seite der Längsachse des Gottesdienstsaals dorthin ausgerichtet, bis dann ausschließlich die Wand, an der der Thora-Schrein steht, dorthin zu weisen hat.

Gegen Ende der römischen Antike setzte sich innerhalb der jüdischen Religion ein strenges Verbot aller Abbildungen von Menschen und Tieren durch – Gott durfte ja noch nie dargestellt werden. So verschwanden alsbald Bilder von den vielen wunderbaren Rettungsereignissen, die Gott in der Geschichte den Kindern Israel erwiesen hatte, weshalb sie für sie Heilscharakter angenommen hatten: der Auszug aus Ägypten unter Moses Leitung ebenso wie die Heldentaten der Richter im Lande Kanaan, sei es die Zeit Davids und Salomos oder die Rettung der in persischer Diaspora lebenden Juden durch Esther.

Selbst die Darstellung des Zodiakus, des Tierkreiszeichens, der bislang symbolhaft die Ordnung der Schöpfung pries, war dem Abbildungsverbot zum Opfer gefallen. Nur noch der Löwe als Hüter der heiligen

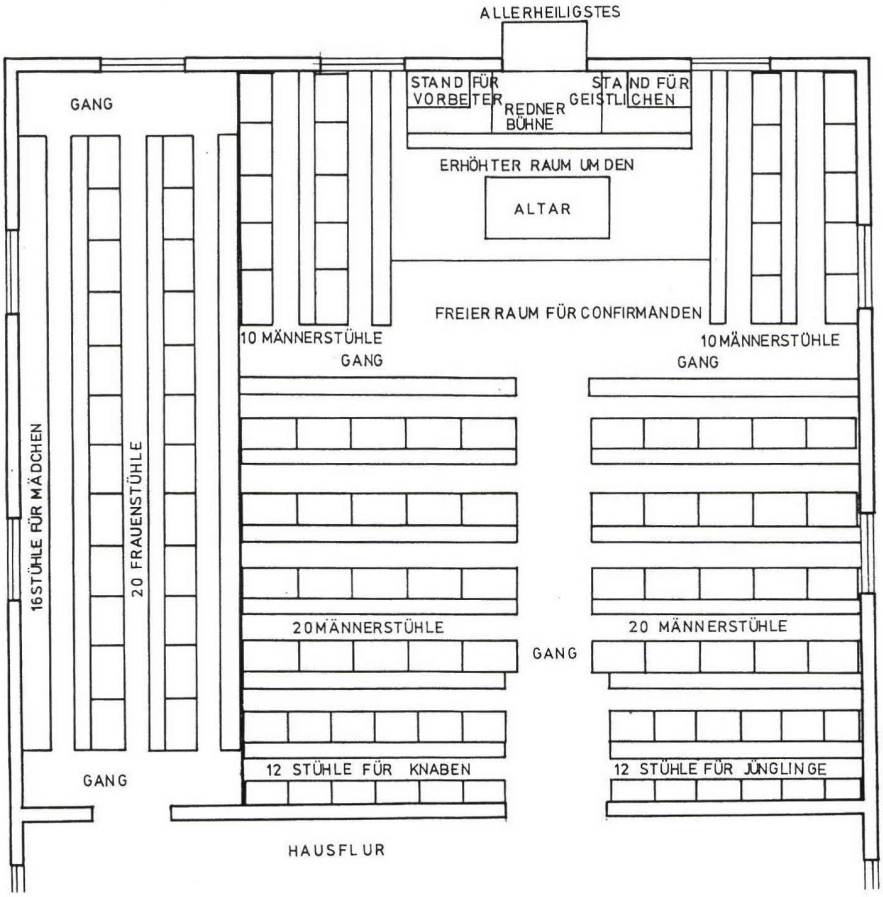
Stätte und als Wappentier des Stammes Juda, der David und Salomo hervorgebracht hatte und aus dem der Messias erwartet wird, durfte dargestellt werden. Dafür nehmen Blumen und Früchte eine immer gewichtigere Rolle in der dekorativ und ornamental gewordenen sakralen Kunst der Juden ein: Akanthusblattgirlanden, Weintrauben, Lulaw und Etrog, also der Palmzweig und die wohlriechende Zitrusfrucht, Rosen, die sich in geometrisch abstrakte Muster der Rosetten verwandeln, sowie Tappuchim und Rimmonim: Äpfel und Granatäpfel. Hinzu kommen religiös-magische Zeichen: Das Siegel Salomos, wie die jüdische Tradition das Pentagramm genannt hat, der Davidsstern sowie die Gerätschaften des einstigen Tempels: die *Menora*, der siebenarmige Leuchter, der *Schofar*, das Widderhorn, das zum Neujahrsgottesdienst geblasen wird, die *Inzensschaufel*, mit der einst morgens und abends Weihrauch in die Feuerschalen des Tempels geworfen wurde. Mit diesen Ornamenten wurde vor allem der zentrale „Blickfang" des Gottesdienstraumes verziert: der *Thora-Schrein*.

Jerusalem in Esslingen: Tempelerinnerung in der Synagoge

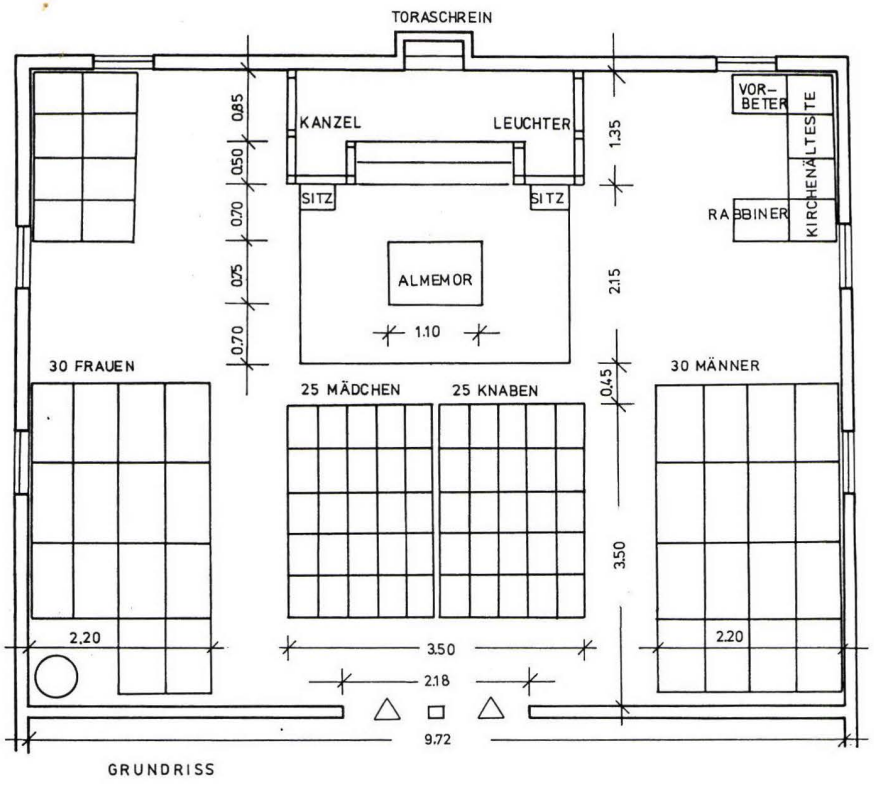
Von den Esslinger Synagogen des Hoch- und des Spätmittelalters – die erste stand wohl zwischen Hafenmarkt und Heugasse, die zweite in der sogenannten „Hofstatt", in der Nähe der heutigen Ritterstraße – sind ebenso wenig Darstellungen überliefert wie von der ursprünglichen Inneneinrichtung der dritten Synagoge im Heppächer.

Erst vom Umbau ihrer Inneneinrichtung im Jahr 1847 gibt es eine Planskizze, die in unserem Zusammenhang wichtig wird (Abb. S. 205). Angefertigt wurde sie wegen einer inzwischen notwendig gewordenen „neuen Eintheilung der Stühle"[1]. Der Anlaß war jenes fünf Jahre bereits zurückliegende, für die überregional werdende Bedeutung der Esslinger jüdischen Gemeinde so wichtige Ereignis der Eröffnung des Israelitischen Waisenhauses „Wilhelmspflege". Der Charakter dieser sozialkaritativen Institution verlangte konsequenterweise, daß die Jungen und Mädchen auch in der Gemeinde ihren Platz finden sollten. Also wurden im Männerbethaus gleich links und rechts des Eingangs zwei Reihen mit je sechs Stühlen für die Jungen hinter den Männerplätzen

[1] Zitat aus der Planskizze; vgl. Hahn, S. 89.



Einrichtung der Esslinger Synagoge im Heppächer
Diesem neu erstellten Grundriß liegt eine Skizze aus dem Jahr 1847 zugrunde, die den Untertitel trug: "Synagoge zu Esslingen – Die Neue Eintheilung der Stühle betreffend".



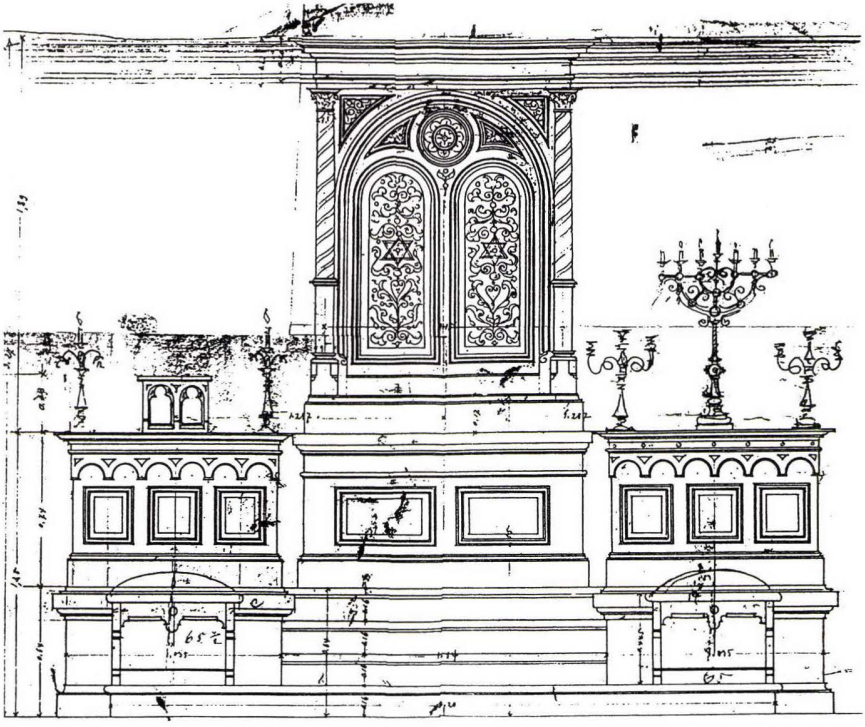
Einrichtung der 1889 renovierten Esslinger Synagoge im Heppächer Diesem neu erstellten Grundriß liegt der Architektenplan zugrunde.

aufgestellt, während im Bereich der Frauen, der auf selber Höhe einen eigenen Eingang hatte, an der Längswand für die Mädchen noch sechzehn Sitzgelegenheiten hinter den beiden je zwölf Stühle umfassenden Reihen zusätzlich plaziert wurden. Die Gottesdienstbesucherinnen, durch ein Gitter von den Männern getrennt, saßen quer zu diesen. Dies heißt: ausschließlich den Männern war der Blick zum Zentrum der Synagoge möglich, zum erhöhten „Altarraum", zu den dahinter links und rechts von der Rednertribüne befindlichen Podesten und Pulten für den Vorbeter und den Geistlichen – dazwischen stand das „Allerheiligste", der *Thora-Schrein*. Die gesamte Innenausstattung dürfte außerordentlich bescheiden gewesen sein. (Abb. S. 205).

1889 beschloß die Mitgliederversammlung der Israelitischen Gemeinde eine umfassende Renovierung der Synagoge: Wenn schon das Dach dringend einer Reparatur bedurfte, so sollte auch das Innere des Gottesdienstraumes nicht nur gründlich erneuert, sondern durch würdige und handwerklich kunstfertige Arbeiten verschönert werden.

Nunmehr nimmt der Thora-Schrein – das zeigt der innenarchitektonische Entwurf – die Mitte der gesamten Ostwand, und nicht länger nur die des Männerbethauses, ein, denn die strenge Trennung der Geschlechter ist jetzt aufgehoben: Die Plätze für die Männer und Frauen befinden sich rechts und links im süd- bzw. nordwestlichen Teil des Raumes; dazwischen – und das ist erst- wie einmalig zumindest im deutschen Synagogenbau! –, jeweils getrennt durch einen zum Zentrum führenden Gang, sind für Jungen und Mädchen, Kinder und Jugendliche aus den jüdischen Familien sowie dem Waisenhaus je fünfundzwanzig Plätze vorgesehen (Abb. S. 206). Somit sitzen diese geradezu privilegiert frontal zum eigentlichen Zentrum des Gottesdienstraumes, blicken über die in ihren Dimensionen ausladend gestaltete *Bima*, das auch *Almemor* genannte Vorlesepult, auf die dahinter befindlichen Sitze für den Vorbeter und den Geistlichen und die direkt über diesen angebrachte, von hohen Kerzenständern flankierte Kanzel, das Pult für den Vorbeter. Zwischen zwei dreiarmigen Leuchtern steht die *Menora*, der siebenarmige Leuchter. Diese Innovation atmet den reformfreudig kühnen Geist der damals von Leopold Stern geleiteten „Wilhelmspflege". (Abb. S. 208).

Bis ins Detail sollten alle hier befindlichen Einrichtungen noch eindrücklicher an den Jerusalemer Tempel erinnern:



Schreinerzeichnung des Thora-Schreins in der 1889 renovierten Esslinger Synagoge im Heppächer

Das älteste Vorbild der *Menora* hatte bereits das erste, noch transportierbar-mobile Heiligtum, das *Stiftszelt*, geschmückt; immer wieder wurde sie für den jeweiligen Tempel nachgebildet, ihre letzte Kopie wurde von den Römern nach ihrem Sieg über Judäa und der Zerstörung Jerusalems mitsamt seinem Tempel im Jahre 70 n. Chr. als Siegestrophäe nach Rom gebracht – seither ist sie verschollen. Alle ihre weiteren Nachbildungen, ob sie in Synagogen stehen oder in Privathäusern, wollen an den Tempel erinnern.
Auch der eigentliche Name des Thora-Schreins erinnert an den Tempel: *Aron hakodésch* – dies bedeutet *Heilige Lade* und meint jene *Bundeslade*, die mit ihren beiden steinernen Tafeln der Zehn Gebote einst im Allerheiligsten des Jerusalemer Tempels aufbewahrt worden.

Mehrere Details im Esslinger Thora-Schrein gemahnen an den Tempel: Jene zwei, das große „Buchregal" flankierenden Säulen spielen auf die *Jachin* und *Boas* genannten Kolossalsäulen an, die einst vor dem Tempeleingang standen. Der *Parochét*, der Thora-Vorhang, verhüllt die Handschriftenrollen im Thora-Schrein ebenso, wie damals der *Tempelvorhang* den Blick ins Allerheiligste verwehrt hatte. Der Parochét befindet sich hinter den beiden Schreintüren, die mit ihrer Form in den Gemeindegliedern die Erinnerung daran wachrufen, was die stets handgeschriebenen Pergamentrollen als zentrale Botschaft enthalten: eben jene Tafeln mit den Zehn Geboten, den *Dekalog*. Die kreisförmige Rosette über den Schreintüren ähnelt hingegen dem *Oculus*, dem „Auge" genannten Fensterchen der mittelalterlichen Synagogen, durch das am Grad der abendlichen Dämmerung der Zeitpunkt für den Sabbatbeginn erkannt und ausgerufen worden war.

Jeder Gottesdienst in der Synagoge aktualisiert aufs Neue die göttliche Offenbarung der Heiligen Schrift – allerdings liegt seine Durchführung völlig in der Verantwortung der Laien, weder ein Angehöriger einer *Priester-* oder *Levitenfamilie* (*Cohen* oder *Levi*) noch ein *Rabbiner* hat anwesend zu sein. Ein Rabbiner ist deshalb kaum vergleichbar mit dem Priester oder Pfarrer christlicher Kirchen, vielmehr ist er Schriftgelehrter und Ratgeber der Gemeinde in religiösen und rechtlichen Fragestellungen.

Zentrale Gestalt des jüdischen Gottesdienstes ist der *Chasan*. Übersetzt heißt dies zwar so viel wie *Seher*, im Sinne des *Visionärs*, meint jedoch den *Kantor:* Im Unterschied zu den christlichen Kantoren der Kirchen ist er nicht nur für die musikalische Gestaltung der Gottesdienste zuständig –

allerdings gibt es in vielen Synagogen bis heute weder Chöre noch eine Orgel –, sondern er ist der Liturg, der in Zusammenarbeit mit anderen Männern die Gemeinde auf dem Weg durch die Gottesdienstfeier geleitet; er ist ihr Sprecher, führt ihre Gespräche mit Gott an, ist also ihr *Vorbeter* und leitet gemeinschaftliche Gebete zum rechten Zeitpunkt innerhalb des Gottesdienstablaufs an. Da viele Gebete gesungen werden, ist er zugleich der *Vorsänger*.

Während der Feier wird die Thora-Rolle dem Schrein entnommen und in feierlichem Umzug zur *Bima* getragen, dem Vorlesepodest. Den ehrfürchtig zelebrierten „Transport" der Schriftrolle nennen die Juden die *Alijáh* – wortwörtlich bedeutet dies „Hinaufstieg": So wie Mose einst den Sinai bestiegen hatte, um dort den Dekalog auf den beiden steinernen Tafeln zu empfangen, so schreitet derjenige, dem dieses ehrenvolle Amt obliegt – eigentlich darf es jeder unbescholtene erwachsene Mann ausüben – zur Bima hinauf, um hier erneut das Heilige Wort in Form seiner Thora-Rolle, auf der erhöhten Estrade, über dem *Schulchan*, dem Tisch, zu öffnen, was eine weitere besondere Zeremonie ist.

Die Thora-Rolle weist auch in die verheißene Zeit voraus, daher trägt sie die Insignien des Messias. Dies sind einerseits die Hoheitszeichen des Königs, der *Keter*, die Krone bzw. die *Rimonim*, was eigentlich Granatäpfel heißt: kleine, oft mit Glöckchen verzierte Kronen am Ende der Rollstäbe, an denen die Pergamentrolle befestigt ist. Diese Rollstäbe nennen die Juden – unter Anspielung auf den Paradiesesgarten Eden – *Aze chajim*, die Lebensbäume. Andererseits trägt die Thora-Rolle auch die Würdezeichen des Hohepriesters: seinen meist prächtig geschmückten Brustschild, den *Choschen*. All diese Schutz- und Schmuckverkleidungen werden nun auf der *Bima* entfernt, um die Pergamentrolle freizulegen: Jetzt kann sie geöffnet und verlesen werden.

Sabbat für Sabbat werden das Jahr über die in 54 Abschnitte aufgeteilten fünf Bücher Mose, die Thora, verlesen. Diese Aufgabe übernimmt nun der *Ba`al koré*, der Vorbeter; er rezitiert, wobei er mithilfe der *Jad*, eines kleinen, meist silbernen Zeigestabs, dessen Spitze aus einer Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger besteht, die Zeilen entlangfährt.

Weisung vom Sinai:
Die schützende Liebe zu Kindern und Waisen

Die Umgestaltung des Synagogeninnenraums, den die Esslinger Gemeinde 1889 beschloß, war bislang völlig ungewöhnlich: Die erwachsenen Frauen und Männer der Gemeinde flankieren die Kinder, die eigenen wie die fremden. Beziehungsreich nehmen sie also die Hoffnungsträger der Gemeinde in ihre Mitte und plazieren sie vor den Thora-Schrein, der die Buchrollen enthält, die von erfüllter wie verheißener Hoffnung künden.

So ungewohnt neuartig und einmalig diese Neueinteilung der Sitzplätze in Deutschland, vermutlich sogar in Europa auch ist, läßt sie sich nicht allein aus der am Esslinger Lehrerseminar vermittelten liberalen Pädagogik erklären, die weit in die Zukunft reichte, sondern vor allem aus der jüdischen Tradition: In keiner Religion und Kultur sind Kinder und unter ihnen die Waisen so bedeutend wie hier.

Obwohl die Thora unmissverständlich den *yezer*, alles Sinnen und Trachten der Menschen, als von Grund auf böse erklärt, gingen bereits die antiken Rabbiner – ähnlich wie die Denker der griechisch-römischen Antike – von der Unschuld der Kinder aus. Hierbei dachten jene weniger an sexuelle Unschuld, vielmehr an das kindliche Schwachsein und die Hilfsbedürftigkeit. Sie sprachen auch den Kleinen den *yezer*, das boshafte, weil egoistische Trachten, nicht ab, war es doch Gott selbst, „der den bösen Sauerteig in den Teig legte; denn der yezer des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf“[1]. Bei den kleinen Kindern hat sich jedoch die Gelegenheit noch nicht ergeben, den yezer zu entfalten. Erst Heranwachsende entwickeln ihn zur Bosheit.[2] Um so mehr müssen gerade sie eifrig die Thora studieren, denn „obwohl Gott den bösen yezer schuf, schuf er auch sein Gegengift: die Thora“[3]. In den Familien wie insbesondere in den Schulen, wo seit über zweitausend Jahren Thora und Talmud auf dem Lehrplan obenan stehen, muß dieses Antitoxische den Kindern und Jugendlichen so früh wie möglich eingeimpft werden.

---

[1] Tanhuma B., Noah 15b, Vgl. H. R. Weber, Jesus und die Kinder, Hamburg 1980, S. 159.
[2] Tanhuma, Bereschit, §7, 10a. Vgl. ebenda.
[3] Bawa, Batra 16a des Raba. Vgl. ebenda, S. 169f.

Früh schon wurden im Judentum Kinder als *Schulkinder* gesehen, konsequenterweise gab es auch entsprechend viele *Lehrer*. Ihnen wurde stets großer Respekt gezollt, wußte das Judentum doch spätestens seit den Tagen, als der Jerusalemer Talmud verfaßt worden war (um 425 n. Chr.), daß alle militärische Bewachung eines Gemeinwesens dann untauglich ist, wenn dieses nicht von innen heraus stabilisiert wird – und zwar mittels der Thora, die den Menschen das Bewußtsein dafür schärft, was gut und böse ist und was der Herr von ihnen fordert. So die Interpretation des Psalmwortes: „Wenn der Herr nicht die Stadt behütet, so wacht der Wächter umsonst."[1]

Bei den Juden wachsen die Kinder in der Teilhabe am Leben ihrer Familie zur Mündigkeit heran. Jungen gelten mit 13 Jahren als Erwachsene, Mädchen ein Jahr früher. Von diesem Zeitpunkt an müssen sie deren Pflichten ausüben. So wird die *Mischna*, der ältere, bereits um 200 n. Chr. entstandene Teil des Talmud, ergänzt: „Mit fünf Jahren zur Bibel, mit zehn zur Mischna, mit dreizehn zur Gebetsübung, mit fünfzehn zum Talmud, mit achtzehn zum Brautgemach, mit zwanzig zum Erwerben, mit dreißig zur Vollkraft, mit vierzig zur Einsicht, mit fünfzig zum Rat, mit sechzig zum Alter, mit siebzig zum Greisenalter, mit achtzig zum Höchstalter, mit neunzig zum Gebücktsein, mit hundert wie gestorben und fortgegangen und geschwunden aus der Welt."[2] Die Rabbiner steigern derartige Aussagen mit dem Verweis auf das Psalmwort: „Aus dem Mund der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet"[3]; denn die Macht, die Gott seinem auserwählten Volk gibt, ist die Thora. Und dieses Potential wird in Geist und Herz der Kinder gepflanzt – durch die Familien und die Schulen.

Dieselben Rabbiner waren es allerdings auch, die wußten, daß es besondere Erschwernisse der Thora-Vermittlung gibt: zum einen ist es das Leben in der Diaspora. Hier müssen für die Minderheit am Rande einer von Andersgläubigen, -lebenden, -denkenden und -handelnden geprägten Kultur, Lebens-, eher freilich Überlebenswege gefunden werden. Diese hatten so beschaffen zu sein, daß jene Fremdheit, die schon so häufig Bosheit und Verfolgung erzeugt hatte, nicht noch provozierender

---

1 Psalm 127, 1 – Hagiga 1 §7. 76c.

2 Rabbi Samuel d. J. zugeschrieben: Awot V.21. Vgl. Der Babylonische Talmud, München 1963, S. 388.

3 Psalm 8, 3.

empfunden wurde. Die Wege dahin müssen es freilich zugleich ermöglichen, zu sich selbst zu kommen, also zugleich zur persönlichen wie ethnischen, zur religiösen wie kulturellen Identität zu finden, deren Grund und Mitte eben sowohl die Thora als auch – seit dem Leben in der Diaspora – deren aktualisierendes Kommentarwerk: der Talmud sind. Zum anderen wird diese Suche nach dem gelingenden Balanceakt zwischen flexibler Anpassung und der Beharrung auf Eigenheit erschwert, wenn die primäre – Kultur, Identität und Werte vermittelnde – Sozialisationsinstanz fehlt: die Familie. Beides hing in der jüdischen Geschichte oftmals unselig zusammen: Die Verfolgungskampagnen töteten über zwei Jahrtausende gerade den Kindern so oft ihre Eltern; selbst die nicht tödlich verlaufende Unterdrückung in Form sozialer, wirtschaftlicher und politischer Benachteiligung erzwang oft das Auseinanderreißen der Familien. Aber auch darauf antwortete die Religion: Wo die Familie fehlt, muß die Bedeutung der Schule und des Waisenhauses um so größer werden.

Bibel und Talmud: Schutzbriefe der Waisenkinder

Eine zeitgenössische Lithographie zeigt das Israelitische Waisenhaus am Entengraben in Esslingen nach seinem ersten umfassenden Umbau. Um den oberen Bildrand ist ein Schriftband gewunden, auf dem ein Psalmzitat in hebräischer und deutscher Sprache zu lesen ist: „Verstoße mich nicht und verlasse mich nicht, Gott meines Heils, denn mein Vater und meine Mutter haben mich verlassen, aber der Herr nimmt mich auf."[1]

Die Thora stellt von Anfang an und von Grund auf im 2. Buch Mose den Rechtsschutz für die Schwachen obenan: „Die Fremdlinge sollst du nicht bedrängen und bedrücken; denn ihr seid auch Fremdlinge in Ägypten gewesen. Ihr sollt Witwen und Waisen nicht bedrücken. Wirst du sie bedrücken und werden sie zu mir schreien, so werde ich ihr Schreien erhören. Dann wird mein Zorn entbrennen, daß ich euch mit dem Schwert töte und eure Frauen zu Witwen und eure Kinder zu Waisen werden."[2] Wiederholt wird dies in der zweiten Sammlung von Ge- und Verboten im fünften Mosebuch und sogleich bekräftigt in ei-

[1] Psalm 27, 9.
[2] Exodus (2. Mose), 22, 20-23.

nem der zwölf Fluchworte: „Verflucht sei, wer das Recht des Fremdlings, der Waise und der Witwe beugt!“[1]
Auch die biblischen Dichter und Propheten werden nicht müde, dies zu wiederholen. So preisen die Psalmen immer wieder Gott als einen Vater der Waisen und einen Helfer der Witwen[2], und das Kind lernt von frühauf, daß es nie ausgeschlossen ist, von Vater und Mutter verlassen zu werden, daß es aber gewiß sein darf, daß Gott sich seiner annimmt.[3]
Der Prophet Jesaja – stellvertretend für alle anderen sei er zitiert – faßt die sozialen Grundlagen des Gemeinwesens in wenigen, merkbaren Worten eindrücklich zusammen: „Lernt Gutes tun, trachtet nach Recht, helft den Unterdrückten, schafft den Waisen Recht, führt der Witwe Sache!“ Bekräftigend droht er den Gesetzesbrechern: „Weh denen, die unrechte Gesetze machen, und den Schreibern, die unrechtes Urteil schreiben, um die Sache der Armen zu beugen und Gewalt zu üben am Recht der Elenden in meinem Volk, daß die Witwen ihr Raub und die Waisen ihre Beute werden.“[4] Gott, der den Waisen ein Vater ist, fordert von allen seinen Kindern, daß sie diesen Recht widerfahren lassen – und läßt die Gehorsamen wissen, daß sie dann für Gott glaubwürdig eintreten, wenn sie sich der Waisen annehmen.

Konsequent baut der Talmud Fürsorgepflicht und Rechtsschutz der Waisen aus: Er stellt nicht nur fest, daß die Pflicht, für den Verwaisten zu sorgen, so heilig ist wie die Sorge für das eigene Fleisch und Blut[5], sondern steigert die Aussage noch: „Die höchste Nächstenliebe ist die Sorge für Waisenkinder.“[6] Hierzu erzählt der Talmud eine eindrückliche wie aufschlußreiche Geschichte: Ein berühmter Rabbiner wird in einen durch Unwetterkatastrophen arm und elend gewordenen Ort gerufen, er kommt und ordnet ein Fasten an, damit endlich Wind und Regen kämen – allerdings ohne Erfolg. Der Vorbeter der Gemeinde aber bittet Gott mit einfachen Gebeten um Wind und Regen. Als sich beides sogleich wunderbarerweise einstellt, fragt der Rabbiner erstaunt, was jener denn von Beruf sei – dieser antwortet: Bibellehrer für kleine Kinder; er lehre die Bibel für die Kinder der Armen wie der Reichen; wer nicht zahlen

---

1 Deuteronium (5. Mose) 24, 17 bzw. 27, 19.
2 Vgl. Psalm 68, 6.
3 Vgl. Psalm 27, 10.
4 Jseaja 1, 17 bzw. 10, 1f.
5 Sanhedrin 19b, Megilla 13a. Vgl. Der Babylonische Talmud, München 1963, S. 559 f.
6 Ketuboth 50a. Vgl. ebenda, S. 520 f.

könne, von dem nehme er auch nichts. Mit Sanftmut bringe er noch die Störrischsten zum Bibellesen. Die Geschichte schließt mit dem kühnen Satz: „Fürsorge für Waisenkinder geht der Sorge für das eigene Kind voran."[1]

Um der Waisen willen darf sogar göttliches Gebot außer Kraft gesetzt werden: Wenn Kinder um ihre verstorbenen Eltern ein Jahr lang trauern, dürfen sie nirgendwo an Hochzeitsfeierlichkeiten teilnehmen – es sei denn, es geht um die von Waisenkindern. Wird eine Synagoge verkauft, muß vom Erlös wieder ein Gotteshaus gebaut werden, allerdings kann es auch für die Kosten eines Thorastudiums verwendet werden – es sei denn, Waisenkinder bedürfen dieses Geldes, dann soll es ihnen zukommen.

Waisenkinder sind nicht nur physisch, psychisch und existentiell gefährdet: Sie können, kümmert man sich nicht um sie, auch zur Gefahr des Gemeinwesens werden – also müssen ihnen ihre so schicksalhaft harten Verluste des Elternhauses ersetzt werden durch intensive Initiativen und anhaltende Bemühungen von Privatleuten, aber auch seitens der Gemeinde. Es gilt, diese Kinder besonders zu fördern – und dies geschieht nicht zuletzt dadurch, daß sie ein Haus finden, wo sie nicht nur leben können und satt werden, sondern auch wo sie liebevoll herangezogen und unterrichtet werden.
Nicht zufällig widmet die Bibel ein ganzes Buch exemplarisch einer Waise: Sie heißt Esther, die in der Diaspora, im fernen Persien zur kühnen Retterin ihres in seiner Existenz bedrohten Volkes wird.

Der Pelikan von Esslingen und seine Jungen

Ein Steinrelief über dem Hauptportal des neuen, 1913 eingeweihten Esslinger Waisenhauses bei der Burg zeigt einen über seine Jungen sich beugenden Pelikan (Abb. S. 216). Es handelt sich um die Übernahme eines wohl aus der hellenistischen Spätantike stammenden allegorischen Motivs, das oft fälschlicherweise dem altkirchlichen Autor Physiologus (2./3. Jh.) zugeschrieben wird: Der Wasservogel zupft sich seine Brustfedern aus, um vom Blut der dabei entstehenden Wunden die zahlreichen Jungen zu nähren. Die christliche Kultur hat dieses Bild

[1] Taanith 24a. Vgl. Der Babylonische Talmud, München 1963, S. 452.



Portal des ehemaligen Neuen Israelitischen Waisenhauses in Esslingen mit Tympanon-Fries: Pelikan mit seinen Jungen

übernommen, da sie es als Hinweis auf den Opfertod Jesu deutete: Auch Christi Blut wird den Glaubenden zur Vergebung der Sünden zum ewigen Leben zuteil.
Den Juden war dieses allegorische Motiv ebenfalls vertraut, sie lasen es freilich anders: Wem Kinder anvertraut sind, der wird und muß sich rückhaltlos, bis aufs Blut, für ihr Wohlergehen einsetzen.

In der Esslinger Darstellung verliert durch die Ereignisse der jüngsten Geschichte diese Allegorie ihre anrührend ergreifende Symbolik: Der Genozid an der jüdischen Bevölkerung gibt diesem Esslinger Pelikan eine beklemmende Allegorik, so daß er an diesem Ort nochmals anders gelesen werden muß: Hier, an dieser Stätte engagiert liebevoller Fürsorge wüteten willige Helfer und Vollstrecker der Nazipropaganda gegen die jüdischen Waisen, gegen ihre Erzieherinnen und Lehrer; hier vernichteten sie zunächst die heiligen Schriftrollen der Thora aus der Heimsynagoge, verbrannten sie die Bücher aus der großen Bibliothek des gelehrten Theodor Rothschild und die aus der umfangreichen Lehrer- und Kinderbücherei; und am Ende wurden diejenigen, die diese Bücher gebraucht, gelesen und geliebt hatten, vernichtet, wenn es ihnen nicht gelungen war, der Shoah zu entkommen. Aus dem mit dem Zodiakus und dem Pelikan geschmückten Tor eines so überzeugend human geführten Jugendhorts wurde ein 'Höllentor', das in ein gnadenloses Inferno führen sollte.

Die Sorge um das Leben, wenigstens das Überleben seiner Heimkinder, kostete den Hausvater selbst das Leben: Der blutende Pelikan Esslingens kam in Theresienstadt zu Tode. Seine lebenslang so überzeugend gelebte und engagiert praktizierte Vermittlung von Liebe zu den in seiner Obhut lebenden verwaisten Kindern und Jugendlichen, dann zu den Mitgefangenen mit den aus der Thora und dem Talmud stammenden Verpflichtungen hierzu unterlag der Barbarei.

Literatur:

Der Babylonische Talmud. Neu übertragen durch Lazarus Goldschmidt. Zwölf Bände. Berlin 1929-1936. Nachdruck: Jüdischer Verlag, Berlin und Darmstadt 1964-1967.

Der Babylonische Talmud. Ausgewählt, übersetzt und erklärt von Reinhold Mayer. München 1963.

Hahn, Joachim: Jüdisches Leben in Esslingen. Geschichte, Quellen und Dokumentation. Esslinger Studien. Schriftenreihe - Band 14. Esslingen 1994

Monumenta Talmudica. Fünf Bände, Wien und Leipzig 1913f. Nachdruck: Jüdischer Verlag, Berlin und Darmstadt 1972.

Rothschild, Theodor: Jugendfürsorge. In: Württembergisches Schulwochenblatt. Nr. 30-32, 62. Jahrgang, 1910.

Rothschild, Theodor: Bausteine. Zur Unterhaltung und Belehrung aus jüdischer Geschichte und jüdischem Leben. Hg. unter Mitwirkung einer Kommission. Frankfurt 1913. Neue Folge, ebda. 1927.

Rothschild, Theodor und Abraham M.: Wörterbuch zu ausgewählten Stücken der hebräischen Bibel nebst grammatischen Tabellen und alphabetischem Wörterverzeichnis. Erster Teil: Pentateuch. Ausgabe B. Frankfurt/Main 1929.

Rothschild, Theodor: Arbeit im Innern. In: Festschrift aus Anlaß des 100jährigen Bestehens der israelitischen Waisen- und Erziehungsanstalt Wilhelmspflege in Eßlingen a. N. 1931.

Weber, Hans Ruedi: Jesus und die Kinder. Hamburg 1980.

Evelyn Lattewitz

„Gestern war ich bei Tante Lina..."

Zwischen Identifikation und Konflikt: eine gescheiterte Brief-Edition

Im Sommer 1995 erfuhr ich von den Briefen Theodor Rothschilds und von einer kleinen Gruppe, die sich forschend mit diesen Briefen auseinandersetzte und ihre Herausgabe plante. Meine Neugier war geweckt, und so bat ich darum, diese Spurensuche journalistisch begleiten zu dürfen, um später über das fertige Buch und die Arbeit daran zu berichten. Drei Jahre später ist die ursprünglich geplante Edition gescheitert und statt dessen ein ganz neues Buch entstanden – entstanden aus der Identifikation mit Theodor Rothschild auf der einen und dem Konflikt um die Edition seiner Briefe auf der anderen Seite. Um dieses Spannungsfeld geht es in dem folgenden Interview mit Claudia Schroth.

Evelyn Lattewitz: Claudia Schroth, Sie haben die Briefe von Theodor Rothschild so oft gelesen, daß Sie fast wörtlich daraus zitieren können. Gibt es Briefe oder Briefpassagen, die Ihnen besonders nahe gegangen sind?
Claudia Schroth: Ja, die gibt es. Aber sie sind eher unspektakulär. Theodor Rothschild geht mir immer dann besonders nahe, wenn etwas Schreckliches passierte, und er darüber nicht schreibt – zum Beispiel nach den dramatischen Ereignissen, die sich am Tag des Pogroms, am 10. November 1938, in Esslingen und im israelitischen Waisenhaus abgespielt haben. Als wäre nichts gewesen, schreibt er: „Es geht uns gut, macht euch keine Sorgen..." – obwohl die Wirklichkeit grauenvoll war. Ich denke, er brauchte diese scheinbare Beiläufigkeit auch zum eigenen Schutz. Nicht einmal so sehr, weil er Angst hatte, daß die Briefe abgefangen werden könnten, das sicher auch. Aber er brauchte sie vor allem, weil alles andere unaussprechlich war. Und weil er den Adressaten nicht das Herz schwer machen, ihnen nicht auch noch die letzte Hoffnung nehmen wollte.
E.L.: Wann und wie haben Sie von diesen Briefen erfahren?

C.S.: 1994, als Ismar Schorsch anläßlich der Gedenkfeier zum Todestag seines Großvaters nach Esslingen kam. Er brachte die Briefe in einer Plastiktüte in der Hoffnung mit, daß sich in Esslingen jemand finden würde, der sie transkribieren und ihm so zugänglich machen könnte. Manche sind zwar mit der Maschine geschrieben, die meisten aber von Hand, in einer Art Sütterlinschrift. Wir haben zunächst versucht, über den Verein „Denk-Zeichen" nach Menschen zu suchen, die diese Schrift lesen können. Wir fanden auch einige, aber angesichts der Brieffülle nicht genug. Ich hatte im Geschäft immer Fotokopien auf dem Schreibtisch liegen, um zwischen zwei Kundinnen vielleicht doch das eine oder andere zu entziffern. Dort hat sie Helga Jud-Krepper zufällig gesehen und sich sofort dafür interessiert. Sie war genauso fasziniert von diesen Briefen wie ich, und vor allem: sie konnte sie lesen! Sie nahm ein paar Fotokopien mit, zögernd zwar, weil sie eigentlich überhaupt keine Zeit hatte, aber am nächsten Morgen kam sie wieder, hatte die ganze Nacht daran gearbeitet und wollte weitermachen. Und so kam es, daß die Briefe in kurzer Zeit vollständig transkribiert vorlagen. Ein paar Stellen blieben allerdings auch für sie unleserlich oder unverständlich. So hieß es zum Beispiel in der Transkription an einer Stelle „das ewig junge Bächlein", was überhaupt keinen Sinn machte. Solche Stellen haben uns beiden keine Ruhe gelassen. Ich habe dann weiter herumgefragt, und eines Tages war das Rätsel gelöst, als eine alte Dame vermutete, es könnte statt Bächlein „Büchlein" heißen. Und plötzlich war klar: Theodor Rothschild schreibt hier über die Haggada, das „ewig junge Büchlein". Das waren Höhepunkte einer geduldigen Detailarbeit, die sehr viel Zeit gekostet hat.
E.L.: Stand bei dieser Arbeit schon der Gedanke Pate, die Briefe auch zu veröffentlichen?
C.S.: Diese Idee war sehr früh da. Wir wollten die Briefe zunächst unkommentiert herausgeben. Aber dann wurde schnell klar: Man muß den historischen Hintergrund kennen, man muß wissen, was in dieser Zeit in Esslingen geschehen ist, um sie als zeitgeschichtliches Dokument jüdischen Alltags zu verstehen. Als wir sie nach der Transkription erstmals richtig lesen konnten, haben wir natürlich danach gesucht, wie sich einschneidende Ereignisse in den Briefen widerspiegelten. Das Pogrom zum Beispiel. Und da stand, wie schon gesagt, nichts, aber auch gar nichts. Während die Angst um die Kinder und Lehrer im Waisenhaus, um seine Familie und schließlich um das eigene Leben immer größer geworden sein muß, beschreibt Theodor Rothschild harmlose Spaziergänge, schreibt über Hundezucht oder einfach nur: „Wie geht's bei

Euch?"...Irgendwie war ich auch enttäuscht, aber das hätte ich natürlich niemals zugegeben, daß Theodor Rothschilds Briefe in manchen Passagen „banal" sein könnten! Und sie sind es ja auch nicht, wenn man hinter die Fassade schaut, wenn man den Namen von Personen und Orten nachgeht, wenn man zu ahnen beginnt, was ihm zentnerschwer auf der Seele gelegen haben muß. Genau in diesem Spannungsfeld liegt die eigentliche Dramatik und damit auch die Bedeutung der Briefe. Diesen Zwiespalt galt es aufzudecken.

E.L.: Wie sind Sie an diese Recherchearbeit herangegangen?

C.S.: Zunächst fing ich völlig naiv an. Bei den Namen von Verwandten zum Beispiel. Die müßten eigentlich ganz leicht zu finden sein, dachte ich. Ich habe zunächst in dem Buch von Joachim Hahn „Jüdisches Leben in Esslingen" gesucht, das ja gerade erst erschienen war und eine ideale Grundlage bildete. Ich fand dort auch eine Reihe von Namen, aber selbstverständlich längst nicht alle. Ich ertrank förmlich in Orts- und Personennamen und merkte schnell, wie unwissenschaftlich das war und daß ich sehr viel systematischer herangehen mußte. Mit dem Computer, den ich mir dafür anschaffte, wurde manches zwar effizienter, aber die Spurensuche blieb schwierig und zeitaufwendig. Ich habe versucht, dem Schicksal der Menschen, die in den Briefen erwähnt werden, nachzugehen und möglichst deren Nachkommen aufzuspüren. Und wenn ich ganz sicher war, auf der richtigen Spur zu sein, stellte sich das nachträglich hin und wieder als Irrtum heraus. Manche Recherche hat rund anderthalb Monate gedauert.

E.L.: Sie sind ja nicht nur den Namen nachgegangen, Sie haben auch die Orte aufgesucht, die in den Briefen Theodor Rothschilds besonders häufig erwähnt werden.

C.S.: Ja, vor allem Aschaffenburg und Krumbach. Über Aschaffenburg schreibt Theodor Rothschild ja sehr viel, er kannte dort sehr viele Menschen. Ich habe auch einen Nachbarn getroffen, dessen Vater sich noch an Theodor Rothschild erinnert hatte. Zum Beispiel daran, daß er sich mit ihm auf der Straße unterhalten hat, als das schon streng verboten war. Vorsichtshalber nicht direkt, sondern hintereinander hergehend!

E.L.: Was lösten solche Details in Ihnen aus?

C.S.: Es ging mir entsetzlich schlecht. Sowohl in Aschaffenburg wie in Krumbach. Ich habe mich immer mehr in die Zeit hineinversetzt und bin dann oft unglaublich aggressiv geworden, je mehr ich herausbekommen habe. Aggressiv und deprimiert. Ich habe mir die Häuser angesehen, in denen die Menschen aus Theodor Rothschilds Briefen gelebt

haben und war immer wieder fassungslos, daß das Leben dort einfach weitergehen konnte, als ob nichts geschehen sei. In Krumbach zum Beispiel war ich in dem ehemaligen Rabbinerhaus, in dem Lina Kahn, die Schwägerin von Theodor Rothschild gewohnt hat, bei der er oft gewesen war. Ich war drei- oder viermal da, bis ich schließlich in das Haus hineingekommen bin, das heute Wirtsleuten gehört. Das hat zwar überhaupt nichts gebracht, aber ich mußte einfach hinein! Und dann gab es auch wieder Begegnungen und Fundstücke, die mich weiterbrachten. Lina Kahn, die Tante Lina, hatte eine „arische" Haushaltshilfe. Diese Anna Hardter hat auch dann noch zu den Kahns gehalten, als das eigentlich lebensgefährlich war. Ihr Neffe hat mir Fotos überlassen; zum Beispiel jenes mit dem Rabbinerhaus in Krumbach vor 1930. Darauf ist neben Anna Hardter Tante Lina zu sehen, mit ihrem Mann, dem Lehrer Isidor Kahn. Und dann noch Eugen, Linas einziger Sohn, mit seiner Frau Claire. Über diesen Sohn konnte ich außer seinem Geburtsdatum und der Tatsache, daß er emigriert war, überhaupt nichts herausfinden. Ich konnte es nicht fassen, daß ein Mensch, der in Krumbach gelebt hat, dessen Familie dort verwurzelt war, einfach aus den Archiven verschwunden ist: ausgelöscht, ausradiert!

E.L.: „Heute war ich bei Tante Lina...", haben Sie einmal bei einer der Redaktionssitzungen für die Brief-Edition gesagt, so als sei diese Frau und mit ihr auch Theodor Rotschild Teil Ihrer eigenen Familie. Waren Sie sich dieser Identifikation bewußt?

C.S.: Nein, zu diesem Zeitpunkt habe ich das überhaupt nicht gemerkt. In den zweieinhalb Jahren, die ich an diesen Recherchen gearbeitet habe, hat mich das Thema einfach nicht mehr losgelassen. Es trat praktisch an die Stelle meines Privatlebens.

E.L.: Hat diese Arbeit und die Identifikation mit Theodor Rothschild Sie verändert?

C.S.: Also, erstens habe ich natürlich ungeheuer viel gelernt. Und dann habe ich immer häufiger festgestellt, daß ich mich in bestimmten Situationen, vor allem in schwierigen und deprimierenden, immer wieder gefragt habe, was hätte Theodor Rothschild jetzt getan. Zum Beispiel als sich das Scheitern der Brief-Edition anbahnte, und ich mich am liebsten heftig und vor allem auch öffentlich wehren wollte. Aber das wäre nicht in seinem Sinn gewesen, er hätte nicht auf diese Weise aufbegehrt. Also habe ich darauf verzichtet.

E.L.: Sie sprechen von dem Zeitpunkt, an dem sich abzuzeichnen begann, daß die Edition in der geplanten Form nicht zustande kommen

würde, obwohl die Arbeit weitgehend getan, ein Verlag gefunden und sogar die Finanzierung gesichert war. Die Gruppe fiel auseinander: auf der einen Seite das Mitglied, das sich inzwischen ohne Ihr Wissen die formellen Herausgeberrechte gesichert hatte, auf der anderen Seite Sie und die übrige Gruppe. Sie hatten inzwischen hunderte teilweise sehr ausführliche Fußnoten erarbeitet und den Briefen zugeordnet. Und dann stellte sich in dem Streit um die Edition heraus, daß Sie nicht einmal einen Anspruch auf geistiges Eigentum an der geleisteten Arbeit anmelden konnten, daß dieses Material von jedem frei verwendet werden kann. Wie ging es Ihnen in dieser Situation?

C.S.: Einfach nur entsetzlich schlecht. Anders kann ich das nicht sagen. Ich war zunächst außer mir vor Empörung. Aber dann war ich nur noch traurig und sehr enttäuscht. Ich habe mich dann damit getröstet, daß ich bei dieser Arbeit sehr viel gelernt und interessante Leute kennengelernt habe. Hans George Hirsch zum Beispiel, den Sohn von Otto Hirsch, dessen Großvater Louis seinerzeit den Anstoß zum Neubau des Waisenhauses gegeben hatte. Er ist mir bei der Aufklärung vieler Namen behilflich gewesen. Oder auch René Serkey (Szoeke), ein ehemaliger Zögling des Waisenhauses. Mit ihm bin ich über eine Anzeige in Kontakt gekommen, die wir in der deutschsprachigen jüdischen Zeitschrift „Aufbau" in New York aufgegeben hatten, um vielleicht noch Personen ausfindig zu machen, die Theodor Rothschild kannten. Von René Serkey erhielt ich ein „Rundschreiben" Theodor Rothschilds, das viele Fragen beantworten half. Er konnte uns dieses einmalige Dokument zur Verfügung stellen. Es waren vor allem solche bewegenden Erfahrungen, die mir über das Scheitern hinweghalfen.

E.L.: Bis dann eine ganz neue Idee entstand.

C.S.: Ja, im Januar 1998 hatte dann ein Mitglied der Gruppe, Jürgen Genuneit, die Idee, das zusammengetragene Material auf andere Weise, losgelöst von den Briefen, herauszugeben und aus dem, was als Fußnoten gedacht war, eine eigenständige Dokumentation zu machen. Zum einen, weil die zweieinhalbjährige Arbeit nicht umsonst gewesen sein sollte, vor allem aber, weil dieses Material Theodor Rothschild fast schmerzhaft lebendig werden läßt – auch ohne die Briefe.

E.L.: Unter denen es ja auch einen gibt, der Ihnen große Schwierigkeiten macht. Das ist jener Brief, in dem Theodor Rothschild zum ersten und einzigen Mal klagt.

C.S.: Ganz eindeutig anklagt sogar. In diesem Brief schreibt er: „Ich kann mir schon denken, dass es nicht leicht ist für Euch, das Geld für

[die Ausreise nach] Cuba zu beschaffen, aber Ihr glaubt nicht, wie viele Angehörige dieses grosse Opfer aufbringen, u. ich wurde schon oft mit einem gewissen Staunen gefragt, warum meine Kinder uns diese Chance nicht bieten können." – Es war sein letzter Brief.
E.L.: Und dieser Brief stört das Gesamtbild, das Sie von Theodor Rothschild, vom gütigen, selbstlosen „Herrn Vater" haben?
C.S.: Ja, er muß total verzweifelt gewesen sein. Zu diesem Zeitpunkt gab es ja längst keine Chance, kein Entrinnen mehr. Und er hat diesen Brief seinen Kindern als Hypothek hinterlassen.
E.L.: Eine Hypothek, die Sie auf Ihre Schultern nehmen?
C.S.: Irgendwie schon. Obwohl die Kinder sicher alles versucht haben, dem Vater herauszuhelfen. Im übrigen ist ja bis heute nicht klar, ob es noch spätere Briefe gab, in denen er diesen Vorwurf zurückgenommen hat. Es bleibt ein Zeitraum von einem Jahr, aus dem keine Briefe erhalten sind. Ob es noch welche gab, gehört zu den Fragen, die offen bleiben müssen.
E.L.: Wer ist Theodor Rothschild heute für Sie? Wie sehen Sie ihn nach Jahren der Auseinandersetzung mit ihm?
C.S.: Sehr warm, sehr offen, unglaublich gütig. Ich sehe ihn als einen tiefgläubigen Menschen, der sein Judentum vollkommen in sein Leben und Handeln integriert hatte. Ich glaube, er ist jederzeit sich und damit auch anderen treu geblieben. Das ist doch eigentlich das Beste, was man machen kann. Er ist ein Vorbild für mich geworden, und ich denke, das könnte er für viele sein.

Glossar

Chuppe
Die jüdische Hochzeit findet unter einem Baldachin (Chuppa) statt. Dieser ist aus dem Vorhang der Lade oder einem Gebetsmantel gebildet. Die Chuppa stellt symbolisch das Heim des Ehepaares dar, das sie als Heiligtum betrachten sollen.

Haphtara
Während des wöchentlichen Gottesdienstes wird zuerst der Wochenabschnitt aus der Thora (die fünf Bücher Moses) gelesen. Im Anschluß daran folgt die Haphtara, ein Abschnitt aus dem Tanach, der hebräischen Bibel.

Rav (Raw)
Meister. Traditioneller und offizieller Titel eines Gemeinderabbiners.

Talmud
Neben der hebräischen Bibel das Hauptwerk des Judentums, aus langer mündlicher Tradition erstellt. Im 4. Jh. (Jerusalemer Talmud) bzw. 5. Jh. (n.d.Z.) entstanden (Babylonischer Talmud).

Thora
Mittelpunkt des jüdischen Gottesdienstes ist die Thora, die die fünf Bücher Mose umfaßt. Sie ist auf den ersten Blick für den Besucher einer Synagoge nicht sichtbar, da sie in der „Heiligen Lade" (Aron hakodesch) aufbewahrt wird. Die Thora wird von einem eigens dazu ausgebildeten Schreiber auf rituell erlaubtes (koscheres) Pergament geschrieben. Der Text darf weder illustriert noch anderweitig verziert sein; auch Vokale und Interpunktion fehlen in der im Gottesdienst verwendeten Thora. Anders als bei den meisten alten Rollen, die um einen einzigen Stab gewickelt wurden, wird die Thora nach der Mitte hin gerollt, wobei dann zwei Stäbe verwendet werden.

Thorarollen
Thorarollen werden bei besonderen Anlässen und festlichen Gelegenheiten, zum Beispiel bei einer Beschneidung, auch heute noch der Gemeinde gestiftet. Begüterte Gemeindemitglieder sahen sich von jeher hierzu verpflichtet. Unbrauchbar gewordene Thorarollen dürfen auf keinen Fall vernichtet, sondern müssen auf Friedhöfen rituell beerdigt werden.

Feste im Jahreslauf

Rosch Haschana

Das jüdische Neujahrsfest (Ende September/Anfang Oktober) wird zwei Tage lang gefeiert. Am Neujahrstag bittet man (Gott) um „Einschreibung in das Buch des Lebens" für das kommende Jahr. Im Gottesdienst wird dazu das Schofar (Widderhorn) geblasen. Seine Töne rufen die Gläubigen zur Buße. Das Fest gilt daher auch als „Tag der Musterung aller Menschen" vor dem gerechten und barmherzigen Schöpfer. Zudem erinnert das Schofarblasen an den Widder, der an Isaaks Stelle von Gott als Opfer angenommen wurde.

Jom Kippur

Der Versöhnungstag gilt als höchster Feiertag und bildet den Abschluß der am Neujahrsfest beginnenden zehn Bußtage. Er ist ein Sühne- und strenger Fastentag. Im ganztägigen Gottesdienst, bei dem man um Frieden und Versöhnung bittet, nimmt das gemeinsame Sündenbekenntnis einen breiten Raum ein. Viele Beter tragen an Jom Kippur als äußeres Zeichen der Umkehrbereitschaft ihre weißen Sterbegewänder.

Sukkoth, Sukka

Fünf Tage nach Jom Kippur, zur Zeit der Ernte, wird acht Tage lang das Laubhüttenfest gefeiert. Zum Fest errichtet jede Familie eine geschmükkte Sukka (Laubhütte), die mit Baumzweigen, Blättern und Blumen bedeckt wird. Durch das Dach sollen Wind, Sternenlicht und Regen dringen können. Im Süden wohnt man während der Feiertage in diesen Hütten, während in klimatisch weniger begünstigten Gebieten darin nur die Mahlzeiten eingenommen werden. Dabei erinnert man sich an die lange Wanderung der Israeliten durch die Wüste.

Simchat Thora

Unmittelbar im Anschluß an Sukkoth wird Simchat Thora, das Fest der Thorafreude, gefeiert. An diesem Tag werden alle Thorarollen siebenmal im festlichen Tanzschritt um das Lesepult getragen. Auch wird die Lesung der Schrift mit dem Ende des 5. Buches Mose abgeschlossen und mit dem 1. Buch Mose wieder neu begonnen.

Chanukka

Das Lichterfest fällt zeitlich mit dem christlichen Advent zusammen. Dabei erinnert man sich an die Befreiung Jerusalems und die Wiedereinweihung des Tempels nach dem Sieg der Makkabäer (jüdisches

Priestergeschlecht) über die Seleukiden (164 v. d. Z.). Das Fest dauert acht Tage, weil der Überlieferung zufolge das wenige bei der Tempelweihe verfügbare Öl wundersamerweise acht Tage lange brannte. Jeden Abend wird deshalb am achtarmigen Leuchter mit Hilfe des abnehmbaren neunten Lichtes eine Flamme mehr angezündet.

Tu Bi'schvat
Neujahrsfest der Bäume. Es soll als ein fröhlicher Tag begangen werden, im heutigen Israel wird dieser Tag als Tag des Baumpflanzens begangen.

Purim
Das Purimfest, oftmals auch jüdischer Karneval genannt, wird im Februar/März gefeiert. Dabei wird der von der Königin Esther bewerkstelligten Errettung der persischen Juden vor der Verfolgung durch den König Ahasverosch gedacht. Im Gottesdienst wird die Megillah Esther (Buch Esther = Estherrolle) verlesen. Bei jeder Nennung Hamans, des Todfeindes der persischen Juden, wird Lärm gemacht, wozu die Kinder Rasseln benutzen.

Seder, Pessach, Pessach-Haggada
Das Pessachfest, das zeitlich ungefähr mit dem christlichen Osterfest zusammenfällt, erinnert an den Auszug der Israeliten aus Ägypten. Es dauert acht Tage und wird im häuslichen Kreis gefeiert. Als Vorbereitung zu diesem Fest wird alles Gesäuerte (insbesondere Brot) aus dem Haus entfernt. Am ersten Abend, dem Sederabend, lädt man gerne Freunde ein, auch Nichtjuden. Auf dem festlich gedeckten Tisch steht für jeden ein Becher mit Wein, der im Verlauf des Abends viermal geleert werden muß. In der Mitte des Tisches befindet sich die große Sederschüssel. Darauf liegen als symbolische Speisen:

- drei Mazzoth (Einzahl Mazze) = ungesäuertes Brot als „Brot des Elends",
- eine Erdfrucht (hebr. Karpass), z.B. Petersilie,
- Bitterkraut (hebr. Maror), z. B. Meerettich, zur Erinnerung an die bitteren Leiden,
- ein Brei aus Äpfeln, Feigen, Nüssen und Mandeln (hebr. Charosset) zur Erinnerung an die Lehmziegel, die in der Sklaverei gefertigt werden mußten,
- ein hartgekochtes Ei (hebr. Beza) als Symbol des Festopfers,
- ein gerösteter Lammknochen (hebr. Sroa) als Symbol des Passahlammes,

– ein Schälchen mit Salzwasser als Symbol für die unter dem Joch der Ägypter vergossenen Tränen.

Für den Propheten Elia, dessen Gegenwart man am Sederabend besonders erwartet, steht ein zusätzlicher Becher Wein auf dem Tisch. Vor dem eigentlichen Festmahl stellt das jüngste Familienmitglied vier symbolische Fragen, beginnend mit „Warum unterscheidet sich dieser Abend von den anderen?" Als Antwort hierauf trägt der Vater die Geschichte vom Auszug der Ägypter vor, die Pessach-Haggada, wobei gleichzeitig die symbolischen Speisen ausgedeutet und gegessen werden, ehe das eigentliche Festmahl beginnt.

Autorinnen und Autoren:

Prof. Dr. Otto Borst, geboren 1924 in Waldenburg/Hohenlohe, Studium der Theologie, Germanistik, Geschichte und Alten Sprachen. Seit 1958 Leiter des Esslinger Stadtarchivs, ab 1971 Professor für Geschichte an der Pädagogischen Hochschule in Esslingen, von 1984 bis 1989 Professor für Landesgeschichte an der Universität Stuttgart. Zahlreiche Abhandlungen zur Geistes- und Sozialgeschichte und zur Stadtgeschichte in Süddeutschland, darunter mehrere Veröffentlichungen zu Geschichte und Kultur Esslingens. Lebt in Esslingen.

C. Jetti Fern-Wollach MA, geboren 1946 in Sarajevo, aufgewachsen in Tel Aviv; Studium der Romanistik und Politologie in Genf und Stuttgart. Arbeitet in Stuttgart in der Erwachsenenbildung.
Mitautorin von: „Verkannte Bürgerinnen – verschwiegene Schicksale". Stuttgart für Frauen. Silberburg Verlag 1992.

Jürgen Genuneit, geboren 1943, Historiker, Verlagsredakteur; 1982-1984 Mitarbeit am Projekt Zeitgeschichte „Stuttgart im Dritten Reich"; diverse Veröffentlichungen zum Analphabetismus in Deutschland und zur Vor- und Frühgeschichte des Nationalsozialismus, unter anderem: Völkische Radikale in Stuttgart. Zur Vorgeschichte und Frühphase der NSDAP 1890-1925. Stuttgart 1982.

Dr. Joachim Hahn, geboren 1954, Theologe und Historiker, wohnt in Plochingen. Verfasser mehrerer Bücher zur jüdischen Geschichte Baden-Württembergs, u.a. „Synagogen in Baden-Württemberg" (1987), „Erinnerungen und Zeugnisse jüdischer Geschichte in Baden-Württemberg" (1988), „Jüdisches Leben in Esslingen" (1994; ausgezeichnet mit dem Fritz-Landenberger-Preis der Stadt Esslingen); „Jüdisches Leben in Ludwigsburg" (1998).

Dr. Helga Jud-Krepper, Dozentin an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg, Fakultät für Erziehungs- und Gesellschaftswissenschaften; Arbeitsschwerpunkte: Schul- und Medienpädagogik, geschlechtsspezifische Erziehung.

Evelyn Lattewitz, geboren 1942 in Berlin, Studium der Geschichte und Politischen Wissenschaften. Seit 1970 Hörfunkjournalistin beim Süddeutschen Rundfunk mit Schwerpunkt Pädagogik und Bildungspolitik. Neben vielfältiger journalistischer Arbeit Buchveröffentlichung "M wie Mädchen" und Cassettenproduktion für das "Klingende Heimatmuseum" der Stadt Korntal-Münchingen. Lebt in Korntal.

Thomas Schild, geboren 1948 in Stuttgart. Studium: Evangelische Theologie, Philosophie und Germanistik in Tübingen, Mainz und Frankfurt/Main, danach Vikariat und Pfarramt in Stuttgart und Tuttlingen. Seit 1984 Lehrer am Georgii-Gymnasium in Esslingen.

Claudia Schroth, geboren 1945. Ausbildung zur Buchhändlerin. Seit 1991 lebt sie in Esslingen. Neben ihrer Tätigkeit als Geschäftsfrau arbeitete sie in der Bibliothek der Hochschule für Kirchenmusik in Esslingen. Sie ist Mitbegründerin des Vereins „Denkzeichen" e.V. in Esslingen.

Bildnachweis

S.7: Hans George Hirsch, Bethesda, Maryland, USA.
S.8/44: Vorlage Festschrift aus Anlaß des 100 jährigen Bestehens des israelitischen Waisen- und Erziehungsanstalt in Esslingen a.N. 1831-1931. Stuttgart 1931.
S.12: Rosi Schul-Ruben, London.
S.18: W. Mayer, Esslingen. Vorlage: Festschrift 1931.
S.25: Stadtarchiv Esslingen MFD/7.
S.34: Stadtarchiv Esslingen MFD/6.
S.36: Lore Wacker, Esslingen.
S.39: Andrea Gumpert-Zumpf, Esslingen.
S.41: Lisel Adt, Esslingen.
S.45, 46, 60, 69: Rosi Schul-Ruben, London.
S.74, 79, 82: Peter Hardter, Krumbach.
S.125, 127: Rosi Schul-Ruben, London.
S.137/138: Stadtarchiv Esslingen MFD/6.
S.140: Peter Hardter, Krumbach.
S.148/149: Theodor Rothschild; „Bausteine" Frankfurt/M. 1913.
S.151: Not und Hoffnung. Leipzig 1936.
S.155: Vorlage: Festschrift 1931.
S.162: Rosi Schul-Ruben, London.
S.164: Gemeinde-Zeitung 15.07.1924.
S.190: Stadtmuseum Esslingen a. N.,
Foto: Helga Jud-Krepper, Esslingen.
S.194: Foto: Helga Jud-Krepper, Esslingen.
S..205/206: Vorlage: Central Archives, Jerusalem WTI, 5e.
S..208: Central Archives, Jerusalem WTI, 5e
(aus Hahn, Jüdisches Leben in Esslingen).
S.216 Foto: Thomas Schild.

Nachtrag:
Eine Edition der Briefe Theodor Rothschilds erscheint voraussichtlich unter dem Titel „Theodor Rothschild: Echt jüdischer und echt schwäbischer Geist" im Silberburg Verlag, Tübingen.



Theodor Rothschild

HERBA-VERLAG PLOCHINGEN
ISBN 3-87330-109-1